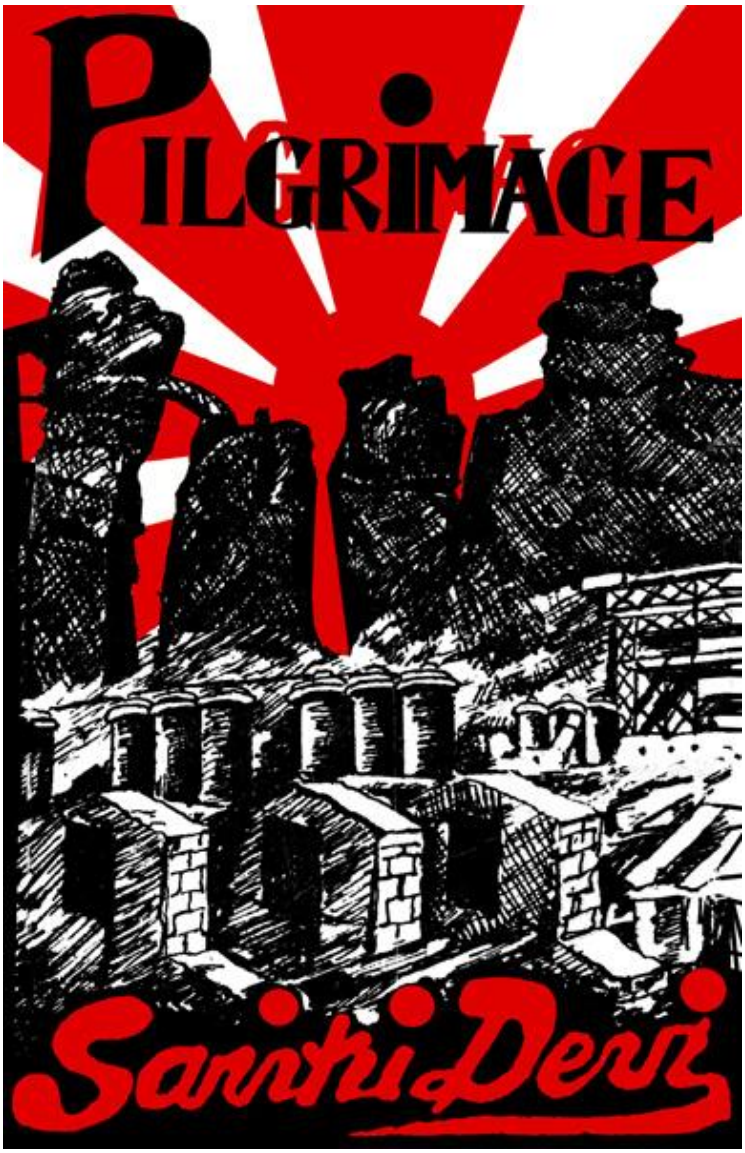

Pilgerfahrt

von

Savitri Devi

Kalkutta
1958

AN DAS DEUTSCHE VOLK

"Wenn die Gerechtigkeit zerschlagen wird, wenn das Böse triumphiert, dann komme ich zurück.
Zum Schutz des Guten, zur Vernichtung der Übeltäter, zur Errichtung des Reiches der Gerechtigkeit werde ich immer wieder geboren, Zeitalter für Zeitalter. "

Die Bhagavad-Gita
IV, Verse 7 und 3.

___*___**

"*Ich bin die Opfergabe, ich bin das Opfer...“*

Die Bhagavad-Gita,
IX. Strophe 16.

INHALT

Kapitel		Seite
	Vorwort.....	ix
	Einführung.....	1
I	Linz; Leonding.....	9
II	Braunau am Inn.....	36
III	Berchtesgaden; Obersalzberg; Königssee.....	55
IV	München.....	94
V	Landsberg am Lech.....	139
VI	Nürnberg.....	167
VII	Märtyrergräber, rauchende Schornsteine und Männer aus Eisen...	225
VIII	Hermannsdenkmal und das Tal der Adler.....	295
IX	Die Felsen der Sonne.....	318

VORWORT

Diese Seiten — nur in englischer Sprache geschrieben, weil ich mich noch nicht in der Lage sah, ein *Buch* in deutscher Sprache zu verfassen — berichten von meiner ersten wirklichen Pilgerreise zu Orten, die in der Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung und in der Geschichte Deutschlands im allgemeinen einen großen Namen haben. Sie sind unvollständig, weil diese Pilgerreise selbst eine ziemlich überstürzte war — wegen persönlicher finanzieller Schwierigkeiten sein mußte. bei der ich sogar so wichtige Orte wie Wien und Berlin auslassen mußte.

Um den Tatsachen treu zu bleiben, habe ich absichtlich nicht versucht, die Lücken mit Erinnerungen an diese und andere Orte zu füllen, die ich auf meinen jüngeren Reisen gesammelt habe. Denn jede aufeinanderfolgende Pilgerreise ist ein Ganzes für sich, mit einer eigenen organischen Einheit ausgestattet. Und die *erste* hat einen besonderen Charakter, allein deshalb, weil sie die erste ist.

Viele Aussagen in diesem Buch — viele Reaktionen von Kameraden von mir oder von mir selbst — werden diejenigen schockieren, die keine überzeugten Anhänger des Hitler-Glaubens sind — und vielleicht sogar *einige* von denen, die solche sind oder sich dazu bekennen. Aber auch hier habe ich die entsprechenden Passagen nicht herausgeschnitten, um den Tatsachen treu zu bleiben. Ich wollte zumindest die psychologische *Atmosphäre*, in der ich 1953 *gelebt* habe, so wiedergeben, wie ich sie erlebt habe.

Das Buch ist jedenfalls *nicht* für eine wahllose Verbreitung bestimmt. Es ist eine Reihe von persönlichen Episoden, schwarz auf weiß niedergeschrieben in genau dem Stil, wie ich sie den einzigen Menschen erzählen würde, für die diese Seiten bestimmt sind, nämlich den bewusstesten und konsequentesten unter meinen deutschen Kameraden und Vorgesetzten.

Savitri Devi Mukherji

Kalkutta, 12. Dezember 1958

EINFÜHRUNG

Es gibt eine Sache, die viele Deutsche (und praktisch *alle* Nicht-Deutschen) zu vergessen scheinen, wenn sie Prognosen über die Entwicklung des Westens wagen, und das ist die Tatsache, dass der Nationalsozialismus unendlich viel mehr ist als ein bloßes politisches Glaubensbekenntnis; die Tatsache, dass er eine Lebensweise ist; ein Glaube im vollsten Sinne des Wortes — man könnte sagen, *eine Religion*, so unterschiedlich sie auf den ersten Blick auch von jedem bestehenden System sein mag, das in der heutigen Sprache so bezeichnet wird. Religionen sind nicht so leicht auszurotten wie bloße politische Glaubensbekenntnisse. Und eine Religion, die sowohl im kollektiven — im "politischen" — *als auch* im individuellen Leben (im Leben als organisches Ganzes) die dauerhaften Bestrebungen des edelsten Teils der Menschheit zum Ausdruck bringt, kann niemals entwurzelt werden. Das ist es, was wir, die Nationalsozialisten, auf Dauer beweisen wollen. Das ist es, was wir bereits durch unsere tägliche Haltung beweisen — unsere stille, aber unerbittliche Weigerung, unsere Werteskala zu verleugnen — nach diesen acht langen Jahren der Prüfung. (Diese Zeilen wurden 1953 geschrieben.) Und diese Geschichte meines Besuchs an verschiedenen Orten, die mit der Entstehung, dem Wachstum und der Verfolgung unserer Bewegung verbunden sind, und diese Episoden meines Lebens in Deutschland (nach meiner Rückkehr dorthin *trotz des* von den Besatzungsbehörden gegen mich erlassenen Ausweisungsbefehls) unterstreichen nur noch einmal so deutlich wie immer, dass uns nichts "entnazifizieren" kann. Der seltsam anmutende Titel, den ich diesem Buch gegeben habe — "Pilgerfahrt" — veranschaulicht, so genau wie es die menschliche Sprache vermag, meine Einstellung zu Deutschland, meiner geistigen Heimat.

"Adolf Hitler hat Deutschland in den Augen jedes würdigen Ariers der Welt in den Rang eines heiligen Landes erhoben. Ich habe diese Worte in anderen Büchern von mir geschrieben. Und sie waren — und *sind* — keine Metapher, sondern der eigentliche Ausdruck der Wahrheit, wie ich sie in der Tiefe meines Herzens empfinde. Und ich habe diese für immer berühmten Orte besucht: Linz, Leonding, Braunan am Inn, Berchtesgaden, Obersalzberg, München, Landsberg am Lech, Nürnberg (um nur die wichtigsten zu nennen) weder wegen ihrer Naturschönheiten, noch um ihrer Bedeutung in den Augen des Geschichtsstudenten willen, sondern in frommer Stimmung — so wie echte Christen Bethlehem, Nazareth und Jerusalem besuchen; so wie wahre Mohammedaner vom Ende der Welt nach Mekka und Medina gehen. Ich habe sie

nur deshalb besucht, weil sie für mich — für *uns* — heilige Orte sind; Orte des heiligen Landes, die untrennbar mit der frühen Geschichte jener modernen Form der immerwährenden Religion des Lebens verbunden sind: dem Hitler-Glauben; *meinem* Glauben; — unserem Glauben.

Eine solche Haltung gegenüber einem System, das im *politischen* Leben des Westens eine ganz bestimmte Rolle gespielt hat — und (hoffentlich) wieder spielen wird. bedarf einiger Erklärungen. Es ist sicherlich nicht die Haltung der Welt im Allgemeinen gegenüber unserem Glaubensbekenntnis. Es ist, nein, — leider, — alles andere als die Haltung *aller* Deutschen. Aber es ist die Haltung einer bewussten und aktiven und besonders intelligenten Minderheit deutscher Nationalsozialisten, von denen ich die Ehre habe, einige persönlich zu kennen. Und ich kann ehrlich gesagt keinen Unterschied zwischen ihrer und meiner Einstellung zu unserem gemeinsamen Glauben an das Hakenkreuz und an das Großdeutsche Reich erkennen. Und soweit sie mich kennen, glaube ich auch nicht, dass *sie* einen solchen Unterschied empfinden.

Die Treue zu dem ewig lebenden Adolf Hitler, die Treue zum arischen Blut, die Treue zu Großdeutschland als dem natürlichen Führer aller Menschen arischen Blutes bindet mich an sie und sie an mich, über die sich ständig ändernden, von Menschen geschaffenen Grenzen hinweg.

Gewisse Leute außerhalb unserer Bewegung bestehen jedoch darauf, dass es einen unüberbrückbaren Unterschied zwischen unseren Haltungen geben muss: einen Unterschied, der auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass ich kein Deutscher bin. Diese Tatsache — die ich so spontan vergessen habe, sowohl im Stolz auf die großen Tage als auch (vielleicht noch mehr) in der seelischen Qual, die ich in und nach 1945 erlebt habe, und im ständigen Dienst am großen Reich unserer gemeinsamen Träume — kann mir möglicherweise im Zusammenhang mit materiellen Vorteilen in einem zukünftigen nationalsozialistischen Deutschland im Wege stehen. Es konnte und kann mich nicht daran hindern, im Namen meines panarischen Glaubens mein Schicksal mit dem des zukünftigen Deutschlands zu verbinden, ungeachtet aller denkbaren administrativen Hindernisse. Während sie meine "Rechte" während der kurzen Spanne von Jahren, die ich noch auf dieser Erde zu gehen habe, einschränkt, — während sie mich zu einem Bürger zweiter oder vielleicht sogar dritter Klasse in der glorreichen neuen Welt macht, für deren Errichtung ich mein ganzes Leben lang gekämpft habe, — hat sie mich gezwungen, mit größerer Losgelöstheit, größerer Selbstlosigkeit zu leben und zu kämpfen und mich daran zu erinnern, dass ich nichts zu erwarten hatte — und habe — und dass ich nicht zählte und zähle. Es hat mich gezwungen, mit unpersönlicher Begeisterung zu leben und zu kämpfen, ausschließlich für das ewige Ziel unserer Bewegung: *nicht* für das "Glück" irgendeines Individuums; nicht für die Rettung *des* Individuums, sondern für die Stärkung, Verteidigung und Erweiterung der gottähnlichen Elite der Menschheit,

hier und jetzt und für immer, in dem Gefühl, dass dieses erhabene Ziel trotz allem meins ist; meins, genauso wie das eines jeden Deutschen; meins, weil ich will, dass es um jeden Preis erreicht wird; meins, weil ich Deutschland liebe, das geliebte Land meines Führers und die erste arische Nation, die in unserer Zeit hellwach ist.

"Die Treue zu Adolf Hitler, der ewig lebt, die Treue zum arischen Blut und zu Großdeutschland als dem natürlichen Führer aller Menschen arischen Blutes", das ist, ich wiederhole es, die Substanz des Nationalsozialismus — unser Glaube. Es ist zweifellos ein wesentlich deutscher und auch ein wesentlich irdischer Glaube, ein Glaube, der nichts zu tun hat mit jenen metaphysischen Problemen, die Menschen beunruhigen, denen unsere Lebenswelt nicht genügt. Es ist aber ein Glaube, der über Deutschland, über diese Erde und über unsere Zeit hinausgeht, wie ich einmal vor dem Militärgericht in Düsseldorf und schon in Köln vor denjenigen erklärte, die mich nach meiner Verhaftung 1949 zum ersten Mal ins Kreuzverhör nahmen.

Wir Nationalsozialisten haben keine Meinung zu und kein Interesse an Fragen, die nicht mit absoluter Sicherheit beantwortet werden können und die überdies keinen Einfluss auf unser Leben haben. Wir sprechen nur von dem, was wir wissen. Wir verehren das, was wir sehen und fühlen können — oder zumindest das, dessen täglichen Ausdruck wir sehen und fühlen können. Wir wissen nicht, ob wir nach dem Tod irgendeine Art von bewusster, persönlicher Unsterblichkeit erwarten können oder nicht (irgendeine Art von Unsterblichkeit, nach der sich so viele Menschen sehnen). Aber wir wissen, dass diejenigen, die Kinder gleichen Blutes wie sie selbst haben, in ihren Kindern weiterleben. Und wir glauben an die Unsterblichkeit derjenigen Rassen, die ihr Blut rein halten und sich der Gottheit, die in ihnen liegt, bewusst sind. Wir glauben an die Unsterblichkeit unserer eigenen arischen Rasse, wie sie in ihren reinsten Vertretern überlebt hat, in Deutschland im Besonderen und in Nordeuropa im Allgemeinen, und wo immer in der Welt sie sowohl ihre physischen als auch ihre moralischen Eigenschaften bewahrt hat. Und wir wissen auch, dass diejenigen, die nützliche oder schöne Werke hinterlassen, in ihren Werken leben. Wir glauben an die unpersönliche, selbstlose Unsterblichkeit durch schöpferische Arbeit — an die Unsterblichkeit des anonymen Künstlers, der ein perfektes Detail in die Verzierung eines Gebäudes gemeißelt hat; an die des anonymen Arbeiters, der geholfen hat, eine Straße zu pflastern; an die des Mannes, der einen Baum gepflanzt oder ein Volkslied komponiert hat; und vor allem all derer, die gelebt, gekämpft und gelitten haben, damit Deutschland das Programm Adolf Hitlers verwirklichen konnte; all derer, die jetzt, in absoluter Auslöschung, unseren Glauben in ihren Herzen lebendig halten, damit er sich eines Tages bei der ersten Gelegenheit wieder durchsetzen kann. Diese Unsterblichkeit, derer wir *uns sicher sind*, reicht uns aus.

Wir wissen nicht, ob es so etwas wie einen mit Persönlichkeit ausgestatteten Gott gibt. Aber wir wissen, dass es Leben gibt. Und wir wissen, dass Ordnung und Rhythmus, die die Essenz der Ordnung sind, dem Leben innewohnen. Und wir finden Ordnung und Rhythmus grundsätzlich schön. Und wir verehren das Leben wegen dieser inhärenten Schönheit von Ordnung und Rhythmus, die sich in den Gesetzen des Lebens zeigt. Wir verehren das Leben mit seinen unerbittlichen Gesetzen, die Ausdruck der inneren Ordnung sind; mit seinem unerbittlichen Rhythmus von Geburt und Tod, Schöpfung und Zerstörung, Liebe und Hass — seinem immerwährenden Zusammenspiel von Gegensätzen; seinem immerwährenden, unbarmherzigen, sündlosen, unpersönlichen Kampf, der auch Ordnung ist. Wir akzeptieren die Tatsache, dass wir ein Teil des kosmischen Tanzes sind, Instrumente seines Rhythmus. Wir akzeptieren das Gesetz des Kampfes, das untrennbar mit der Existenz in der Zeit verbunden ist; wir sagen "ja" zum Leben, weil wir gesunde Wesen sind, die gut an ihre Bestimmung als Schöpfer und Kämpfer angepasst sind; weil wir den immerwährenden Kampf *mögen* — und die Welt ohne ihn zweifellos langweilig finden würden. Unser Gott ist das Leben selbst — das Leben, wie es geläutert und gestärkt immer wieder aus dem immerwährenden Kampf gegen die Kräfte des Zerfalls hervorgeht.

Wir lieben alle Formen des Lebens... *an ihrem Platz*. Aber unsere eigenen Augen, unsere eigene Erfahrung zwingen uns zu behaupten, dass es nichts Höheres, nichts Wertvolleres auf der Erde gibt als die natürliche Aristokratie der arischen Rasse, die zugleich die natürliche Aristokratie der Menschheit ist. Wir *hassen* nicht die Menschen, die der freien Entfaltung dieser Elite im Wege stehen, sondern wir bekämpfen sie mit unbarmherziger Abgeklärtheit und vernichten sie — wenn wir können — mit der ganzen Gründlichkeit unseres Herzens als die Feinde der höheren Schöpfung — unsere natürlichen Gegner im kosmischen Kräftespiel.

Das ist unser Glaubensbekenntnis — philosophisch gesprochen. Es ist ein kosmisches Glaubensbekenntnis, das seine Wurzeln auf dieser Erde hat.

Aber das ist noch nicht alles.

Man kann nicht sagen, dass die Vertreter der gottgewollten Aristokratie der Menschheit allein in Deutschland zu finden sind. Sven Hedin, Knut Hamsun, Vidkun Quisling waren keine Deutschen, und doch, wer würde ihnen einen Platz in den allerersten Reihen der arischen Elite absprechen? Angehörige dieser natürlichen Elite finden sich in allen Ländern — auch in Persien und Indien. in denen es ein paar rassisch bewusste Männer und Frauen von unvermischtem arischem Blut gibt.

Und doch ist es eine Tatsache, dass unter allen Völkern arischen Blutes nur Deutschland sich in unserer Zeit zum Verfechter jener unvergänglichen arischen

Werte gemacht hat, für die wir eintreten; zum Förderer jenes freudigen und unbarmherzigen Glaubens an Gesundheit und körperliche Vollkommenheit ebenso wie an menschliche Ideale im Gegensatz zu der kränklichen Philosophie, die sich um die sogenannte "Würde" der gefallenen Menschheit dreht und die das Geschenk des Juden an die westliche Welt ist. Ob in Hermann, der die römischen Legionen in Stücke schlug, oder in Wittukind und seinen Sachsen, den Verteidigern des germanischen Heidentums gegen den christlichen Glauben, oder in den großen Kaisern des Mittelalters, die in ständigem Konflikt mit den Päpsten standen, oder in den Königen und Staatsmännern Preußens, die mit ihrem zielstrebigen Organisationsgenie und ihrer politischen Einsicht ein einheitliches Reich anstrebten; oder in Denkern wie Fichte, Nietzsche oder, uns näher, Friedrich Lange, und immer und überall in seinem Volk mit seinem unbesiegbaren Lebenswillen ist Deutschland in seiner ganzen Geschichte *die* gesunde Kraft im Westen gewesen, — *die* Kraft, die sich hartnäckig gegen alle Formen des Internationalismus gestellt hat, ob politisch, religiös oder philosophisch; gegen alle Mächte der Dekadenz, sei es das kaiserliche Rom (in den Tagen des Augustus keine arische Macht mehr) oder das Christentum, diese älteste und erfolgreichste Erfindung des Juden zur Entmannung der arischen Rasse, oder die Französische Revolution, diese großangelegte Errungenschaft der Freimaurerei, oder Napoleon, (jener Kriegsherr, dessen Traum es war, ganz Europa zu vereinen, *nicht* unter der Herrschaft der Besten, im Namen irgendeiner höheren Weisheit, sondern einfach unter der Regierung einer großen korsischen Familie, im Namen seines persönlichen Ehrgeizes.)

Es ist eine Tatsache, dass das Interesse des Deutschen Reiches das Interesse des westlichen Ariertums ist — und vor allem immer war — und dass insbesondere jeder Arier, der im Zweiten Weltkrieg aus freien Stücken gegen Deutschland gekämpft hat, ein Verräter an seiner eigenen Rasse ist. Denn der Zweite Weltkrieg war kein Krieg zwischen rivalisierenden Staaten, sondern ein Krieg zwischen unvereinbaren Glaubensrichtungen, — zwischen der uralten arischen Werteskala und der jüdisch-christlichen; ein Religions- und ein Rassenkrieg.

Und es ist auch eine Tatsache, dass es für das westliche Ariertum keine andere Hoffnung gibt als die Wiederauferstehung des Deutschen Reiches im Geiste Adolf Hitlers (wenn auch nicht unter seiner persönlichen Führung, falls er noch lebt) und die Einigung Europas — der erste Schritt zur Einigung der arischen Rasse als Ganzes — unter deutscher Führung nach nationalsozialistischen Grundsätzen.

Es ist unerheblich, inwieweit die "Rechte" der nichtdeutschen Arier in jenem zukünftigen Westen, ja in jener zukünftigen Welt, für deren Errichtung wir kämpfen, berücksichtigt werden. Wir kämpfen nicht dafür, dass einige wenige Männer und Frauen, denen es relativ besser geht als den meisten nichtdeutschen Ariern, weil sie Adolf Hitler und Deutschland in der Niederlage die Treue

gehalten haben, nach der Rache Deutschlands bestimmte Vorteile erlangen. Wir kämpfen bedingungslos für diese Rache — für die Wiederauferstehung und die Herrschaft des nationalsozialistischen Großdeutschlands, — weil wir inbrünstig an die Gerechtigkeit der deutschen Sache glauben; weil wir es für *richtig* halten, dass die Nation, die alles aufs Spiel gesetzt und die Erfahrung des Massenmordes und des Todes für die Verteidigung der arischen Rasse als Ganzes und der wahren arischen Ideale gemacht hat, sich erhebt und die Führung dieser Rasse übernimmt und diese Ideale den künftigen Generationen für immer auferlegt. *Ich* zumindest kämpfe bedingungslos für dieses unpersönliche Ziel, was auch immer meine offizielle Nationalität sein mag.

Ich kämpfe für dieses Ziel, weil ich an den neuen *Mythos* der Erlösung glaube, den die himmlischen Mächte langsam und geduldig aus den beispiellosen Leiden der privilegierten Nation entwickeln: den *Mythos*, auf dem eines Tages — so hoffe ich — der neue Glaube Europas beruhen wird; den *Mythos* der Welterlösung (im natürlichen, irdischen Sinne des Wortes) durch das freiwillige Opfer und das Martyrium des deutschen Volkes in diesen letzten zehn Jahren (und wer weiß, wie viele Jahre noch?).

Zum ersten Mal in der Geschichte der Religionen hat der immerwährende Erlöser, der von Zeitalter zu Zeitalter wiederkommt, "um die Herrschaft der Gerechtigkeit wiederherzustellen", nicht nur sich selbst, sondern auch sein geliebtes Volk als Opfer dargebracht, um den höchsten Zweck der Schöpfung zu erfüllen: das Überleben der höheren Menschheit.

Und zum ersten Mal wird das Heil auch nicht als ein Entkommen aus diesem irdischen Leben betrachtet, sondern als dessen volle Verwirklichung in Gesundheit, Kraft und Schönheit, in sichtbarer, gottähnlicher Vollkommenheit. Zum ersten Mal bedeutet Erlösung das Erreichen von Vollkommenheit auf der physischen Ebene *und dann*, durch die Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten und Tugenden der Rasse, auch auf anderen Ebenen; das Erreichen einer tief in der Erde verwurzelten Übermenschlichkeit — treu sowohl dieser Erde als auch der Sonne, dem Prinzip des irdischen Lebens und der irdischen Kraft. Und die privilegierte Nation — Deutschland. die sich ihrer Mission so bewusst ist wie nie zuvor, die durch diese langen Jahre der Verfolgung im Geiste geläutert wurde, soll der rassischen Elite der Welt (ihren Blutsbrüdern und auch ihren edelsten Verbündeten anderer Rassen) die Botschaft der Lehre vom Leben in Gesundheit und Freude und Ehre vermitteln; das Gesetz der Blutreinheit; die Pflicht des Gehorsams gegenüber jener immanenten Gottheit — der Lebensenergie — die in der Sonne und in der lebendigen Natur und in uns wohnt und die "jeden Menschen an seinen Platz gestellt" und "die fremden Völker voneinander getrennt hat."

Und so wie ganz Indien bis heute die Nachkommen der arischen Invasoren von einst — die Brahmanen — als "Götter auf Erden" verehrt[1]), so wird die gesamte arische Welt eines Tages — so hoffen wir — die reinblütigen Nachkommen der modernen Deutschen verehren: die Kinder jener Millionen, die

zusammen mit Adolf Hitler und aus Liebe zu Ihm in unserer Zeit die Grundlagen der neuen Zivilisation des Westens legten und die litten und starben, damit das Aryandom erblühen konnte.

Und so hat die immerwährende Religion des Lichts und des Lebens und der überlegenen Menschheit als Höhepunkt der schöpferischen Bemühungen des Lebens auf diesem Planeten durch Adolf Hitler — den ersten Menschen, der das traditionelle Pan-Germanentum in ein tieferes, weltweites Pan-Aryanentum integrierte — ihren Ausdruck im Kult von Deutschland gefunden.

Dies erklärt und rechtfertigt, wie ich bereits sagte, den Titel dieses Buches. Das erklärt und rechtfertigt auch meine ganze Haltung gegenüber meinen deutschen Kameraden und Vorgesetzten, mit denen ich mich in diesem Kampf für die Wiederauferstehung des Großdeutschen Reiches identifiziert habe. Dies lässt auch — so hoffe ich — die Gefühle jener rassisch bewussten Arier der Zukunft vorausahnen, die im gleichen Geiste wie ich in dieses Land als Wallfahrtsort — das Heilige Land des Abendlandes — kommen und weiter für die Festigung und Ausdehnung des Großdeutschen Reiches unserer Träume arbeiten werden, das, wie ich selbst sage, "keine Grenzen hat."[2] Dies ist ein Vorgeschmack auf die langsame, aber stetige Bildung einer wahren Bruderschaft arischen Blutes und nietzscheanischen Glaubens, die ihren natürlichen Führern für immer treu bleibt: Nietzsches Landsleute und Jünger, Adolf Hitlers ewiges Volk.

Heil Hitler!

Emsdetten in Westfalen (Deutschland)
3. Juni 1953

Kapitel 1

LINZ; LEONDING

Diese saubere und schöne Stadt, die mich nun empfing, war also Linz — der Ort, an dem "er" die ersten Jahre seines Lebens verbracht hatte! Ich konnte es kaum glauben.

Und doch... wie lebhaft war das Bewusstsein von "ihm" in Verbindung mit diesem Ort, nicht nur in *mir*, sondern in seinem ganzen Volk! Ich erinnerte mich an die Bemerkung eines älteren Herrn, der auf der Fahrt im Eisenbahnwaggon neben mir gesessen hatte: "Linz", hatte er gesagt und mich rätselhaft angeschaut, als ich ihm auf die übliche Frage, wohin ich fahre, geantwortet hatte, "das ist die Stadt, in der Adolf Hitler als Junge gewohnt hat!" Und er fügte, noch rätselhafter, hinzu: "Fahren Sie deshalb dorthin?"

Ich war rot geworden, als ich den geliebten Namen hörte, und noch mehr bei dem Gedanken, dass der Mann mich durchschaut hatte. Aber ich hatte nur gelächelt, ohne ein Wort zu erwidern: Zwei Franzosen in Uniform — zwei Angehörige der verhassten Besatzungstruppen — saßen uns gegenüber. In Anwesenheit dieser Kreaturen muss man vorsichtig sein: Man darf nichts *sagen*, was im Lichte dieses oder jenes Paragraphen des Besatzungsstatuts als Vergehen ausgelegt werden könnte. (Aber ein Lächeln und ein Erröten, so beredt sie auch sein mögen, können niemals als Beleidigung gewertet werden!)

Ich erinnerte mich auch an die merkwürdige Art, mit der mich der Mann, der am Schreibtisch der "Auskunftsstelle für *Zimmernachweise*" am Bahnhof saß, angeschaut hatte, als ich ihm erzählt hatte, dass ich aus Athen gekommen war, so als hätte er sagen wollen: "Den ganzen Weg von Athen, um den Ort zu sehen, wo 'er' seine Kindheit verbracht hat!... Also,... sind auch Sie einer 'seiner' Anhänger... und vermutlich ein guter!" Oh, er hatte diese Worte nicht ausgesprochen — zweifellos nicht zu sprechen gewagt! Aber ich war mir ziemlich sicher, dass er sie gedacht hatte. Und er hatte über eine Stunde lang mit mir über seine Erinnerungen als Offizier der deutschen Armee in Griechenland während des Krieges gesprochen und sehr wohlwollend gelächelt, als ich erklärt hatte, dass *ich* nie gegen Deutschland gewesen sei, weder in diesem Krieg noch davor oder danach, sondern dass ich im Gegenteil auf ihrer Seite gekämpft habe "gegen die internationale Geldmacht, den Erzfeind der arischen Rasse."

Ja, obwohl man kaum die Möglichkeit hatte, über "ihn" zu sprechen, spürte man hier, dass viele, sehr viele Menschen jeden Tag ihres Lebens an "ihn" denken. Die Luft, die man atmete, war voll von "seiner" Gegenwart.

Und seine Anwesenheit zog Menschen an — manchmal sogar von weit her.

Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich 1947 in London mit einem Inder — einem blonden Brahmanen aus Delhi — geführt hatte, der auf einer Geschäftsreise durch Mitteleuropa Linz nur wegen der Erinnerungen an die Kindheit des Führers besucht hatte, die diese Stadt wachruft. Und als ich ihm sagte, wie erfrischend es für mich war, so etwas von einem Mann aus dem fernen Indien zu hören, hatte er mich gefragt:

"Hast du nicht Ayodhya und Brindaban besucht, als du im fernen Indien warst?"

Ich hatte zugegeben, dass ich das getan hatte.

"Und warum wollten Sie, da Sie selbst kein Indianer sind, gerade diese alten Städte sehen, die für das Auge, das auf der Suche nach dem 'Pittoresken' ist, wenig attraktiv sind?", hatte sich mein Gesprächspartner gefragt.

"Weil ich ein Arier bin", hatte ich geantwortet, "und weil Rama, der wunderbare Eroberer des Südens, der in Ayodhya lebte und herrschte, und Krishna, der unsterbliche Lehrer der Lehre von der Gewalttätigkeit mit Zurückhaltung, der seine frühen Jahre in Brindaban verbrachte, in meinen Augen sowohl die kriegerische Weisheit als auch die territoriale Ausdehnung meiner geheiligten Rasse verkörpern und jeder von ihnen eine neue Epoche in der Geschichte des Erwachens des arischen Bewusstseins im Altertum einleitet."

"Und verkörpert nicht auch Adolf Hitler heute sowohl die kriegerische Weisheit als auch den Expansionswillen der arischen Rasse? Und hat er nicht, *trotz der vorübergehenden Niederlage Deutschlands*, eine neue Ära eingeleitet? Ich habe Linz besucht, weil auch ich ein Arier bin", hatte der Nachfahre derer geantwortet, die die nordische Kultur von einst in die Tropen trugen.

Ich war zu bewegt gewesen, um zu antworten. Und der Gedanke an ein neues, rassisch bewusstes Aryandom, das sich bis in die vier Ecken der Welt ausdehnte — der Gedanke an das wahre Großreich meiner Träume, das über alle konventionellen Grenzen hinweg in der Verehrung des gemeinsamen Rassenerlösers Adolf Hitler vereint war — hatte mir Tränen in die Augen getrieben.

Ich dachte an diese Episode — und an diese großartige Idee — als ich nun selbst in Linz vor einem Tisch im ersten Stock des Hotels saß, das mir der Mann vom Zimmernachweisbüro am Bahnhof empfohlen hatte, und ein Formular ausfüllte (Vorname, Nachname, Wohnsitz etc...), während das Zimmermädchen mein Zimmer für mich vorbereitete.

Ich war, wie ich bereits sagte, aus Athen gekommen. Und ich war unter meinem Mädchennamen unterwegs. Unter meinem eigentlichen Namen war ich nach meiner Entlassung aus Werl aus dem besetzten Deutschland ausgewiesen worden. Aber ich war entschlossen, zurückzukehren, und würde dieses Mal darauf achten, nicht erwischt zu werden, auch wenn ich mich erneut an Aktivitäten beteiligte, "die dazu bestimmt waren, das Militär und den nationalsozialistischen Geist am Leben zu erhalten." (Besatzungsstatut: Gesetz 8, Artikel 7.) Mit Hilfe der unsterblichen Götter war es mir gelungen, einen griechischen Pass zu bekommen, da meine Ehe, die in keiner christlichen Kirche geschlossen worden war, in Griechenland nicht anerkannt wurde.

Ich erinnerte mich an meine wunderbare Reise — zuerst an das Rauschen durch den transparenten Raum, vom Flughafen Phaleron zu dem von Campini, über Berge, Inseln und Meer und Wolken, die wie Schnee unter der Sonne glitzerten und durch die man hin und wieder einen Blick auf violettblaues Wasser oder graue, felsige Erde zehntausend Fuß unter uns erhaschen konnte; und dann dieser rasche Anblick Roms zum zehnten oder zwölften Mal; meine Wanderung entlang der "Via dell' Impero", voller Erinnerungen an unsere großen Tage; mein Gespräch mit einem alten Freund, der Staatsminister unter Mussolini gewesen war, nachdem er Konsul für das faschistische Italien in Kalkutta gewesen war, wo ich seine Bekanntschaft gemacht hatte, und dann die Bahnfahrt nach Norden, nach Deutschland.

Ich erinnerte mich an das Gefühl, das ich am Brennerpass — an der Grenze — erlebt hatte. Unser Führer hatte dort mehrmals den italienischen Führer getroffen, den Dr. Goebbels so tragisch — und so treffend — als "den letzten der Römer" bezeichnet hat. Dort lag die eigentliche Berührungsstelle — und die Trennungsstelle — zwischen den beiden Teilen des westlichen Aryandoms: Großdeutschland und die Mittelmeerländer. "Zu welcher dieser beiden Welten gehöre *ich* eigentlich?", hatte ich gedacht, als der Zug technisch gesehen nach Österreich gerollt war, in Wirklichkeit aber in das, was germanisches Land war, ist und immer sein wird. In meiner Jugend war ich stolz auf meine halb-mediterrane Abstammung gewesen. Jetzt, da ich erfahren hatte, wie nutzlos es war, von Griechenland im Besonderen und von Südeuropa im Ganzen eine dauerhafte und bedingungslose Zusammenarbeit im Kampf um die Wiederherstellung der arischen Werte zu erwarten, war ich meiner Mutter dankbar für das Wikingerblut, das sie mir gegeben hatte. Es war mir sogar in den Sinn gekommen, dass das italienische Blut, das ich väterlicherseits hatte, aus der Lombardei stammte, also eher nordisch als mediterran war. Und ich hatte mich über diesen Gedanken gefreut, als ob diese Tatsache mein Recht auf einen Platz in der zukünftigen nordischen Zivilisation meiner Träume stärken würde. Und ich hatte die Grenze überschritten, wie man die Schwelle zur Heimat überschreitet. Und die Worte, mit denen der beste englische Nationalsozialist, den ich kannte, einst in einem Brief an mich Deutschland charakterisiert hatte, kamen mir wieder

in den Sinn: *unsere geistige Heimat*. "Die geistige Heimat aller rassisch bewussten modernen Arier", dachte ich.

Ich erinnerte mich an den Eindruck, den ich bei meinem ersten erneuten Kontakt mit diesem germanischen Land hatte: einen Eindruck von stiller, methodischer, beharrlicher Arbeit, gepaart mit intelligenter Organisation; einen Eindruck von Sauberkeit, von Ordnung und Selbstachtung; von Gesundheit und Lebenswillen. Sicherlich noch nicht der ungestüme Enthusiasmus der großen Tage, aber die soliden Tugenden, die diesen ungestümen Enthusiasmus unwiderstehlich machen werden, wenn er wiederkommt. (Und mein Gespräch mit ein paar bayerischen Frauen im Zug war mehr als ausreichend gewesen, um mich davon zu überzeugen — in der Annahme, dass ich davon überzeugt werden musste, dass sie wiederkommen *wird*.)

Ich erinnerte mich an die bewaldeten Hänge und schneebedeckten Gipfel, die ich auf beiden Seiten der Bahnstrecke zwischen Innsbruck und Salzburg bewundert hatte — und an die beiden Vertreter der französischen Besatzungstruppen, die im selben Waggon wie ich reisten. Aber die herrliche Landschaft — und die Menschen — würden bleiben, um die Wiederauferstehung all dessen, was ich liebte, zu begrüßen, ganz gleich, nach wie vielen weiteren Jahren des Kampfes und nach welchen weiteren Umwälzungen.

Ich erinnerte mich an mein Gefühl, als ich aus dem Bahnhof herausging, über einen Platz und dann durch einen öffentlichen Park zu einer ziemlich breiten, gut beleuchteten Straße — der Hauptstraße der Stadt, wie man mir gesagt hatte — und dann eine Seitenstraße rechts entlang zu diesem Hotel ging und die ganze Zeit dachte: "Kann es wahr sein, dass ich in Linz bin, der Stadt, in der unser Führer gelebt hat?" Es war mir alles wie ein Traum vorgekommen — und es kam mir immer noch so vor. Natürlich würde ich herausfinden müssen, in welchem Haus "er" gelebt hatte. Jetzt war es ohnehin zu spät, die Leute zu fragen. Aber am nächsten Tag würde ich fragen. Und ich würde bestimmt jemanden finden, der es mir sagen würde...

In der Zwischenzeit war das Zimmermädchen zurückgekommen, um mir mitzuteilen, dass mein Zimmer fertig war. Sie war ein Mädchen von etwa achtundzwanzig oder dreißig Jahren, mit einem sympathischen Gesicht, großen, hellblauen, traurigen Augen, — zu traurig für ihr Alter. Sie nahm das Formular, das ich gerade ausgefüllt hatte, und las es vor: Maximiani Portas, wohnhaft in Athen... Es war mir seltsam vorgekommen, diesen Namen anstelle von Savitri Devi Mukherji aufzuschreiben — dem Namen, unter dem ich allen meinen deutschen Kameraden bekannt war. Aber was ist schon ein Name? Ich war jedenfalls dieselbe Person, dieselbe Schülerin Adolf Hitlers, dieselbe arische Heidin, die ich schon immer gewesen war, lange bevor ich unter dem Pseudonym Savitri Devi zu schreiben begonnen hatte (geschweige denn, bevor ich Frau

Mukherji geworden war). Das Mädchen kannte natürlich weder meine wahre Identität noch die Geschichte meines Lebens. Doch irgendetwas in ihrem Unterbewusstsein muss ihr gesagt haben, dass sie mir vertrauen konnte. Offensichtlich gefiel ihr mein Aussehen, und sie wollte mit mir reden. Und ich hatte das Gefühl, dass ich *sie* vielleicht fragen könnte, wo das Haus von Adolf Hitler steht, ohne Gefahr zu laufen, in Schwierigkeiten zu geraten. Aber ich ließ sie zuerst sprechen.

"Athen", rief sie aus und wiederholte, woran sie sich bei meiner "ständigen Adresse" erinnerte, die sie gerade auf dem Formular gelesen hatte. "Sie kommen von weit her. Sie müssen müde sein."

"Kein bisschen", sagte ich. "Ich habe auf meinem Weg in Rom Halt gemacht. Außerdem bin ich zu aufgeregt, um müde zu sein."

"Bleibst du lange hier?"

"Heute Abend und morgen Abend. Übermorgen, am zwanzigsten, fahre ich nach Braunau." (Ich errötete, als ich diese Worte aussprach. Seit Jahren hatte ich mich danach gesehnt, den Geburtstag des Führers in seinem Geburtsort zu verbringen. Die Verwirklichung dieses Traums erschien mir nun wie ein Wunder.)

Das Mädchen sah mich aufmerksam an. Die Verabredung hatte offenbar vertraute Erinnerungen in ihr geweckt. Und sie hatte bemerkt, wie gerührt ich war... Ihre traurigen Augen leuchteten plötzlich auf, und sie lächelte — wie nur einer von uns lächeln kann, wenn er einen Kameraden wiedererkennt.

"Sie sind aus Athen gekommen, um den Ort zu sehen, an dem Adolf Hitler geboren wurde und an dem er gelebt hat", sagte sie mit Begeisterung und leiser Stimme, "kann das wahr sein? Jetzt! — Acht Jahre nach der Katastrophe!"

"Achthundert Jahre nach dieser Katastrophe und nach vielen weiteren Umwälzungen werden die Menschen diese Orte in demselben Geist sehen wie ich heute", antwortete ich. "Aber soll ich...“

Ich zögerte, mehr zu sagen, obwohl ich schon so viel gesagt hatte, dass jeder erraten konnte, was ich war. Das Mädchen unterbrach mich:

"Du brauchst keine Angst zu haben, mit *mir zu* sprechen", sagte sie. "Ich habe für die Liebe zu 'ihm' und zum Großen Reich gelitten. Mein Mann — ein SS-Mann — ist für 'ihn' gestorben. Du brauchst keine Angst zu haben, mir zu sagen, wie sehr du 'ihn' verehrst. Ich weiß es schon: Ich kann es in Ihren Augen lesen."

Ich war sicher, dass sie die Wahrheit sprach. "Ich gehöre zu 'ihm'", sagte ich; — "zu 'ihm' und zu denen, die 'ihn' lieben und die 'er' liebt."

Die Augen des Mädchens waren voller Tränen. Und sie sprach dieselben Worte aus, die ein junger Deutscher vor über vier Jahren in jener kalten Februarnacht gesagt hatte, nachdem ich ihm auf dem Kölner Bahnhof einige Muster der gefährlichen Plakate gegeben hatte, die bald darauf seine und meine Verhaftung zur Folge haben sollten; dieselben Worte, mit derselben

leidenschaftlichen Hingabe: "Unser Hitler! — unser geliebter Führer!" — der Schrei des deutschen Herzens für alle Zeiten.

Dann, nach einer Pause, warf sie einen weiteren Blick auf das von mir ausgefüllte Formular und sagte: "Entschuldigen Sie, wenn ich indiskret bin, aber sind Sie *wirklich* Grieche?"

Es war seltsam. Schon in Rom, in mehreren Geschäften und einmal auf der Straße, hatte man mich trotz meiner dunklen Augen und Haare für einen Deutschen gehalten. Was gab es in meiner "Aura", das meine Zugehörigkeit zu Adolf Hitlers Volk verkündete?

Ich hätte antworten können: "Halb Grieche und halb Engländer". Aber nein, das kam mir nicht in den Sinn. Statt dieser einfachen — und technisch korrekten — Antwort gab ich ihr spontan eine unerwartete, aber in Wirklichkeit unendlich viel zutreffendere Antwort — dieselbe, die ich meinem jungen Freund in Köln in jener denkwürdigen Nacht vier Jahre zuvor gegeben hatte; diejenige, die sowohl die Geschichte meines Lebens als auch meine Anwesenheit in Linz rechtfertigte: "*Ich bin Indo-Germanin*" — "Ich bin Indo-Europäer, — Arier", sagte ich mit einem Lächeln.

"Ich kann Sie verstehen", antwortete das Mädchen zu meiner Überraschung. Offenbar erinnerte sie sich an das Wissen über die Welt, das ihr im Dritten Reich vermittelt worden war, und hatte es verinnerlicht.

Und sie fügte hinzu: "Es ist spät. Aber morgen ist Sonntag, da habe ich mehr Zeit. Ich werde in dein Zimmer kommen, und wir werden reden".

"Könnten Sie mir morgen das Haus zeigen, in dem der Führer gewohnt hat, hier in Linz?"

"Ich muss leider sagen, dass ich selbst noch nicht weiß, wo es ist", antwortete das Mädchen. "Ich bin erst vor kurzem nach Linz gekommen und habe sofort zu arbeiten begonnen. Ich hatte noch keine Gelegenheit, mir die Stadt anzusehen. Aber ich kann dir zeigen, wo du den Bus nach Leonding nehmen sollst, wenn du willst; du willst natürlich auch dorthin?"

"Das tue ich."

Sie erklärte mir, wo ich den Bus nehmen sollte: nur ein paar Meter vom Hotel entfernt. Sie sagte mir auch, dass sie Luise K. heißt. Wir verabschiedeten uns mit dem rituellen Gruß und den beiden jetzt verbotenen Worten: "Heil Hitler!"

Es dauerte lange, bis ich einschlief.

"Ist das Leonding?", fragte ich, als der Bus anhielt.

"Ja, Leonding."

Ich trat hinaus. Mein Herz klopfte. Vor mir, am Rande der Straße, stand die kleine Kirche, hinter der — wie ich wusste — der Friedhof lag, auf dem die Eltern des Führers begraben sind.

Ich betrat die Kirche. Sie war leer. Die Sonne strömte durch die schmalen Fenster aus einfachem Glas herein und betonte jede Kurve oder Oberfläche des polierten Holzes, auf die sie fiel, und jedes Detail des gemeißelten Metalls auf dem Altar.

Es war eine hübsche kleine Dorfkirche wie jede andere, mit weiß getünchten Wänden, ein paar kunstlosen Bildern und Gipsstatuen und Bänken, auf denen Generationen von frommen Menschen gekniet und gebetet hatten. Vollkommene Stille. Es muss etwa ein Uhr nachmittags gewesen sein. Und eine Atmosphäre von heiterer Gelassenheit, von unaussprechlichem Frieden.

Ich stellte mir eine junge, schöne Frau vor, die vor über fünfzig Jahren an einer dieser Bänke kniete, mit einem nachdenklichen, blauäugigen Kind an ihrer Seite — einem Kind, in dessen Gesicht bereits das Licht grenzenloser Liebe und die Flamme des Genies strahlte: ihr Sohn, Adolf Hitler, der Auserwählte der unsichtbaren Mächte. Und ein überwältigendes Gefühl erfasste mich bei diesem Gedanken. Ich kniete nieder und bekreuzigte mich automatisch, — ich, der Heide, — als ob mich diese uralte Geste der christlichen Mutter meines Führers näher brächte. Und ich weinte eine lange Zeit.

Vollkommene Stille, vollkommener Friede. Frau Clara Hitler, die prädestinierte Mutter, war zweifellos oft hierher gekommen, wenn die Kirche leer war — wie heute. um nach getaner Hausarbeit die Gemeinschaft mit Gott zu suchen. Sie war eine einfache und fromme Frau, die in der einzigen Religion, die sie kannte — dem römischen Christentum — einen Rahmen gefunden hatte, in dem sie ihrer angeborenen Sehnsucht nach Vollkommenheit und Unendlichkeit Ausdruck verleihen konnte. Man kann diese Sehnsucht in ihren Augen lesen, auf den Bildern, die man von ihr hat. Ihr einziger überlebender Sohn sollte sowohl diese herrlichen, sternförmigen Augen als auch die übermenschliche Sehnsucht ihrer glühenden Seele erben. Er liebte sie, und — mehr noch — er verstand sie; er *wusste*, dass ihre heitere christliche Frömmigkeit für sie dasselbe bedeutete, was sein eigener unerbittlicher Kampf gegen die dunklen Mächte des Zerfalls für ihn bedeutete: grenzenloses Streben nach Vollkommenheit ohne Ende. Und deshalb respektierte er ihren Glauben, — er, der distanzierte, weitsichtige Vertreter des positiveren Glaubens an Blut und Boden; des Glaubens an das ewige Leben, das in dieser Erde verwurzelt ist. "Würde meine Mutter noch leben, so wäre ich der letzte, der sie am Kirchgang hindern wollte..." (zitiert aus den "*Goebbels-Tagebüchern*", die nach dem Krieg veröffentlicht wurden); "... aber bis ein Ersatz auftaucht, der offensichtlich besser ist als sie, werden nur Narren und Verbrecher die Religion, die da ist, an Ort und Stelle zerstören." Seine eigenen Worte kamen mir wieder in den Sinn. Und ich erkannte in meinem Herzen, dass es sich um Worte der Weisheit handelte, die umso eindrucksvoller und bedeutender waren, als sie von einem stammten, der wie nur wenige in der Geschichte nicht nur für "die Kirche" — die Kirchen. sondern auch für die christliche Werteskala, für das

Wesen der christlichen Lehre, wie sie uns überliefert wurde, bis zum bitteren Ende gekämpft hat.

Und ich hatte das Gefühl, dass meine liebevolle Intuition seiner Mutter mich in dieser Stunde enger mit ihm verband, als es zweieinhalb Jahrzehnte der Begeisterung bisher getan hatten.

Durch die Seitentür der Kirche trat ich direkt auf den Friedhof und ging langsam eine Gasse entlang und dann die nächste. Die Gräber, auf denen ich der Reihe nach die Namen der Toten las, waren alle relativ neu; das Grab, das ich suchte, befand sich zweifellos weiter weg — näher an der Mauer, unter den älteren. Ich folgte der letzten Gasse, parallel zur Mauer. Und dort blieb ich plötzlich vor einem Grab stehen, das mit überwuchernden Schlingpflanzen bedeckt war und auf dem ein Kranz aus Tannenzweigen lag, der völlig vertrocknet war und zerfiel. Irgendeine fromme Hand hatte kürzlich ein paar frische Blumen in einer Blechdose dazugelegt. Auf der Rückseite des Grabes befand sich eine schwarze Marmorplatte, die in einen groben Steinblock eingelassen war und in vergoldeten Buchstaben die Inschrift trug:

Hier ruht in Gott
Alois Hitler,
der am 7. Januar 1903 im Alter von 67 Jahren verstorben ist, und seine Frau
Clara Hitler,
der am 21. Dezember 1907 im Alter von 47 Jahren verstarb.

Alois und Clara Hitler — die Eltern unseres Führers; das letzte Glied in der endlosen Kette privilegierter Generationen, die dazu bestimmt waren, Deutschland den größten aller Söhne und der westlichen Welt den einen Retter ihres eigenen Blutes zu schenken.

Ich kniete vor dem Grab.

Überall um mich herum, wie in der kleinen Kirche, herrschte Frieden, vollkommener Frieden. Aber ein Friede von anderer Qualität: nicht die meditative Ruhe des Gebetshauses, weit weg vom Trubel des Lebens, und noch weniger der Friede des Todes, sondern der einer lächelnden Natur, die vor unpersönlichem Leben strotzt, einer Natur, die keine Erinnerung und keine Geschichte hat. Hoch über mir rauschten die Blätter eines nahen Baumes. Auf dem Boden vor mir krabbelte ein hübsches braunes Insekt — ein Fleckchen Leben — über einen halben Fuß Erde und Sand in den dichten Wald aus Schlingpflanzen, der das Grab bedeckte. Ein Sonnenstrahl fiel direkt auf die hübschen rosa-weißen Doppel-Daisies, die zweifellos einer "seiner" treuen Anhänger — einer von uns — auf die Erde gelegt hatte, unter der die Eltern des Führers liegen.

Ich stellte mir vor, wie "er" hier Blumen niederlegte, vor einer ehrfürchtigen Menschenmenge — seinen engsten Freunden und den Beamten (und der Bevölkerung) von Leonding — während der großen Tage. Wo war "er" jetzt, wenn er noch lebte? Würde er jemals zurückkommen und noch einmal vor diesem Grab stehen, in Stille, umgeben von seinen neuen Mitarbeitern? Und wenn er tot war, war es dann noch möglich, dass er wusste — dass er fühlte — wie sehr wir ihn lieben? Oder war das Leben derer, die in die Ewigkeit gegangen sind, unpersönlich und ohne Erinnerung, wie das der Natur?

Ich hatte keine Blumen mitgebracht, denn die Geschäfte in Linz waren alle geschlossen, da es Sonntag war. (Und am Tag zuvor war ich um 9 Uhr abends oder so angekommen, also nach der Arbeitszeit.) Meine Absicht war es, hier in Leonding etwas zu finden und *dann* zum Friedhof zu kommen. Aber als ich die Kirche gesehen hatte, war ich hineingegangen. Und ich konnte nicht hinausgehen, ohne den Friedhof zu betreten und das Grab zu sehen. Jetzt würde ich hingehen und sehen, ob ich Blumen bekomme, und dann würde ich zurückkommen.

Schon bald unterhielt ich mich mit dem Besitzer des einen Gartens in Leonding, in dem ich — wie man mir gerade gesagt hatte — die größte Vielfalt an Blumen finden sollte.

"Vergissmeinnicht? Haben Sie nichts Besseres?", sagte ich. Ich hatte mir eine prächtige Masse von dunkelroten Rosen vorgestellt. Und ich war bereit, jeden Preis zu zahlen für die Freude, einen solchen Kranz auf das trostlose Grab zu legen.

"Es tut mir leid, dass ich nichts anderes habe", antwortete die junge Frau. Und sie fügte traurig hinzu: "Magst du keine Vergissmeinnicht? Sie sind hübsch, wie alle Blumen, und sie halten sich sehr lange. Ich werde dir so viele geben, wie du willst, mit Wurzeln und allem, damit du sie einpflanzen kannst.

Sie war sehr sympathisch, und hübsch war sie auch: blond, mit regelmäßigen Zügen und hellen, aufrichtigen Augen. Außerdem hatte sie recht. Ihre Worte rührten mich, als hätte sie gewusst, weswegen ich gekommen war, und mir — indirekt — sagen wollen, dass "er" Vergissmeinnicht sicher nicht missbilligen würde. Und ich fühlte mich schuldig, weil ich die bescheidenen himmelblauen Blumen verachtet hatte.

"Es ist in Ordnung", sagte ich. "Gib mir zwölf Vergissmeinnicht-Pflanzen mit ihren Wurzeln. Natürlich mag ich sie. Wie du sagst, sind alle Blumen schön."

Die junge Frau grub die Vergissmeinnicht aus und wickelte sie für mich in ein Stück Zeitungspapier ein. "Ich leihe Ihnen auch eine Schaufel und eine Gießkanne", sagte sie.

Ihre Freundlichkeit berührte mich. Ich wollte mehr über sie erfahren. "Verzeihen Sie, wenn ich mich voreilig geäußert habe", sagte ich und erinnerte mich an die Art und Weise, wie ich ihr meine Enttäuschung über den Mangel an

Vielfalt in ihrem Garten gezeigt hatte. Aber nur, weil ich so gerne dunkelrote Rosen gehabt hätte!... Wenn du erraten könntest, für welches Grab die Blumen sind, würdest du mich vielleicht verstehen."

Die Frau schaute mich an, ein Sonnenstrahl in ihrem blonden Haar und der Ausdruck von Kameradschaft — wie Luise K. — in ihren hellen Augen.

"Ich glaube, ich *kann* es mir denken", antwortete sie. "Aber in diesem Fall muss ich dich warnen: Pass auf, dass dich niemand sieht, denn es ist verboten, *das* Grab zu schmücken."

"Verboten! Das ist genau wie bei 'denen'", antwortete ich und meinte damit sowohl die Besatzungsbehörden als auch die willfährigen Marionetten, die sie an die Macht gebracht haben, um ihre verhasste Demokratie durchzusetzen — unsere Verfolger. "Aber ich werde nicht erwischt werden. Ich bin daran gewöhnt, alles zu tun, was 'sie' verbieten. Und wenn 'sie' zufällig Hand an mich legen, ist mir das egal: Ich habe nichts zu verlieren, und es wird nicht das erste Mal sein. Nur würde ich natürlich *lieber nach* meinem Besuch im übrigen Deutschland in ihre Fänge geraten: Ich habe dort einige Leute zu treffen."

Die junge Frau streckte mir ihre Hand entgegen und lächelte. "Ich gratuliere Ihnen", sagte sie, "auch ich gehöre zu denen, die nicht vergessen und die auf bessere Zeiten warten — auf die zweite Machtergreifung, egal wie und wann. Mein Mann gehört auch zur Bewegung: er war ein SS-Mann."

"Es sieht so aus, als hätte ich ein Händchen dafür, Leute zu treffen, die mit SS-Männern zu tun haben", dachte ich und erinnerte mich an das süße Gesicht von Luise K. Ich fühlte mich glücklich. Es gibt nichts Schöneres, als auf Schritt und Tritt seine unvermuteten Kameraden zu entdecken.

"Ich wohne in dem Haus, das Sie dort sehen", fuhr mein neuer Freund fort. "Komm mit nach oben und trink eine Tasse Kaffee mit mir. Ich habe gerade einen Kuchen gebacken."

Ich ging neben ihr her und hielt meine Vergissmeinnicht in der Hand. Sie fragte mich, woher ich käme.

"Aus Athen".

Der Name der glorreichen alten Stadt, hier, in diesem Garten, in dem ich Blumen für das Grab der Eltern unseres Führers kaufen wollte, klang für mich wie ein magischer Zauberspruch. Und ich fühlte mich wieder einmal — wie schon so oft — als wäre ich der inspirierte Agent eines gewaltigen Schicksals, das sich gerade zu verwirklichen begann.

"Athen", wiederholte die junge Frau, als ob ihr die symbolische Bedeutung meiner Anwesenheit plötzlich bewusst geworden wäre. "Und Sie waren auch während der großen Tage dort?"

"Während der großen Tage und während des ganzen Krieges war ich in Indien", antwortete ich.

"Indien", wiederholte sie in demselben Tonfall, in dem sie "Athen" gesagt hatte, nur mit vielleicht noch größerem Interesse. "Und du hast vor, dorthin zurückzugehen?"

"Eines Tages, ja, aber nur für eine gewisse Zeit. Ich möchte mich in Deutschland niederlassen — wenn ich es schaffe", sagte ich. Und zum zweiten Mal fühlte ich mich, als hätte ich einen Zauberspruch ausgesprochen — zwei weitere Worte, die zusammen mit dem Namen der violett gekrönten Stadt ausgesprochen werden mussten, um meiner Anwesenheit an diesem Ort ihre volle Bedeutung zu verleihen.

"Ja", dachte ich, als wir die Holztreppe zum Zimmer meiner neuen Freundin hinaufgingen und ich dort allein saß, während sie den Kaffee zubereitete, "ja, Griechenland, Indien, Deutschland: das sind die drei sichtbaren Marksteine in der Geschichte meines Lebens. So wie andere Frauen mehrere Männer lieben, so habe ich das Wesen mehrerer Kulturen, die Seele von mindestens drei Nationen geliebt. Aber in allen dreien und über allen dreien ist es die wesentliche Vollkommenheit des Aryandom, die ich mein ganzes Leben lang gesucht und verehrt habe. Ich habe Gott — das Absolute — in der lebendigen Schönheit und in den männlichen Tugenden meiner eigenen gottgleichen Rasse gesucht, so wie andere Frauen ihn in den Augen ihrer Liebhaber suchen, und ich habe alles für die Freude gegeben, ihn in ihnen anzubeten; nicht im Himmel, sondern hier auf Erden."

Mit der einen, glänzenden Ausnahme meines Mannes hatte ich äußerst wenige indische Arier getroffen, die dem Vergleich mit den deutschen Nationalsozialisten, meinen Kameraden, standhalten konnten. Kein *Kollektiv* verkörperte so wie letztere heute die lebendige, immanente Gottheit des Aryandoms. Ich hatte sie von Anfang an bewundert, kein Zweifel. Aber ich musste all diese Jahre leben und unzählige Enttäuschungen sowohl in Griechenland als auch in Indien durchmachen, bevor ich der ganzen Menschheit — ja allen Ariern — den Rücken gekehrt hatte, außer ihnen; bevor ich gelernt hatte, weniger für ihre Weltordnung zu leben (die die dumme Welt abgelehnt hat) als für *sie* allein.

Worte, die scheinbar nichts mit meiner Gedankenentwicklung zu tun hatten — Worte, die ein französischer Autor einer alten Tempelkurtisane in den Mund gelegt hat, die zu ihrem letzten Liebhaber sprach — kamen mir wieder in den Sinn: "Die Liebe ist eine schwierige Kunst, in der die jungen Mädchen nicht sehr bewandert sind. *Ich habe sie mein ganzes Leben lang gelernt, um sie dir zu geben — meinem letzten Geliebten*." Der hingebungsvolle Nationalismus — die absolute Weihe an die Gottheit der eigenen Rasse durch die absolute Identifikation mit der kollektiven Seele einer Nation und deren Dienst an ihr: die einzige Form der menschlichen Liebe, die ich je wirklich gelebt und *erfahren* hatte — war vielleicht auch "eine schwierige Kunst", die ich mein ganzes Leben lang gelernt hatte, um sie in ihrer ganzen Vollkommenheit den einzigen unter meinen arischen Brüdern

zu geben, die ich kollektiv für würdig hielt: dem Volk meines Führers. Ich erinnerte mich an das Ende des kurzen Prosagedichts des französischen Schriftstellers — zumindest an den Sinn, wenn auch nicht an den eigentlichen Wortlaut: "Um deinetwillen werde ich sogar meine Erinnerungen zerstören. Ich werde dir die Schätze geben, die mich noch an meine Liebsten binden...“Und ich dachte, mit dem Gefühl, daß das ganze Gedicht symbolisch auf mich angewandt werden könnte: "Ich werde euch, deutsche Nationalsozialisten, Kinder des Lichts, ewig jung, all das geben, was mir die alte Außenwelt gegeben hat: das bleibende Gepräge der griechischen Landschaft und des indischen Tempels — Liebe zu dieser Erde *und* Sehnsucht nach dem Absoluten — in all meinen Werken, in all meinen Gesten. Wenn etwas, das deinem Geist fremd ist, jemals durch mein Leben gegangen ist, so ist es bereits so vollständig zerstört, dass ich mich selbst nicht mehr daran erinnere." Und ich konnte nicht anders, als in meinem Herzen hinzuzufügen: "Aber *du* wirst mich nicht enttäuschen, wie es die alte Außenwelt getan hat! Oder wirst du — auch du — eines Tages?"

Aber die junge Frau war mit dem Kaffee aus der Küche zurückgekommen. Sie hatte einen sehr appetitlichen Kuchen auf den Tisch gestellt und sprach nun mit mir, während sie meine Tasse füllte

"Viele haben *damals* die volle Bedeutung unserer Bewegung nicht begriffen", sagte sie; — "oder sie haben sie zu gut begriffen und mochten sie nicht, weil ihre religiösen Vorurteile zwischen ihnen und dem Geist der Hitler-Lehre standen. Aber jetzt, — jetzt, wo sie die Demokratie und das wiederbelebte Christentum gekostet haben und wissen, dass weder der heutige Staat noch die Kirchen ihnen das Gleiche geben können, was sie verloren haben, — kehren sie langsam um und kommen zu uns. Ich sage Ihnen ganz ehrlich: Es gab vielleicht noch nie so viele aufrichtige Nationalsozialisten, zumindest hier in Österreich, wie jetzt. Selbst jene Österreicher, die 1945 bereit waren, das Großreich zu verraten, — wenn sie es auch nicht getan haben, — sind sich heute mehr denn je bewußt, daß sie ein Teil davon sind, was immer sie auch tun mögen."

Aber es sah so aus, als hätte sie meine leise Frage gelesen und würde sie beantworten: "Die Kirche ist natürlich mächtiger als diese Marionettenregierung", fügte sie hinzu; "aber trotz allem — sogar trotz der enormen Anstrengungen der Priester, uns zurückzugewinnen — sind wir freier denn je von christlichen Einflüssen; nationalsozialistischer denn je." Sie sagte es nicht, aber ihre Antwort war so gut, als hätte sie es gesagt: "Nein; *wir* werden Sie nie enttäuschen!"

"*Gemeinsames Blut gehört in ein gemeimtes Reich*", zitierte ich aus der ersten Seite von *Mein Kampf*, als Antwort auf das, was sie mir gerade über das Erwachen des nationalsozialistischen Bewusstseins in der Heimat unseres Führers nach dem Krieg erzählt hatte. "Ich glaube nicht an ein eigenes Österreich."

Ich machte eine Pause, um mir einen Würfel Zucker und ein Stück Kuchen zu nehmen, und fuhr fort: "Ich glaube nicht daran und habe es auch nie getan. Als Kind und als junges Mädchen lebte ich für das, was man damals auf Griechisch

die 'Große Idee' nannte: die Idee, dass alle Griechen (die kleinasiatischen ebenso wie die diesseits der Ägäis) im Namen ihres gemeinsamen hellenischen Ursprungs in einem Staat vereint sind. Ich habe das gleiche Prinzip auf alle Nationen angewandt, sobald ich mir der historischen Ungerechtigkeiten bewusst war, die ihre Beschwerden verursachten, und als ich zum ersten Mal *Mein Kampf* las, war ich erstaunt und inspiriert von der wunderbaren Logik, mit der Adolf Hitler seine — und *meine* — Ansichten über künstliche Grenzen ausdrückt. Ich sage: nicht nur die von dem, was sie 'Österreich' nennen, sondern *alle* diese Grenzen sollten abgeschafft werden. Es darf keinen Staat geben, der nicht zugleich eine *Nation* ist, eine Gemeinschaft mit einer bestimmten *rassischen* Persönlichkeit, *ein Volk*."

"Wir denken alle dasselbe. Aber die so genannte 'freie' Welt denkt nicht so. Und wir sind machtlos — vorerst", antwortete mein neuer Freund.

Laßt die sogenannte "freie" Welt und ihre früheren "glorreichen Verbündeten", die Kommunisten, zur Hölle fahren — sie fahren ja *sowieso* — und laßt uns auf ihren Trümmern aufstehen und herrschen", sagte ich mit der Überzeugung eines Menschen, der acht Jahre lang Tag und Nacht an nichts anderes gedacht, nichts anderes gewünscht, nichts anderes gebetet, nichts anderes gewollt hat als an die Rache Deutschlands und die endgültige Errichtung einer nationalsozialistischen Ordnung.

"Möge es so sein, wie du sagst", rief die junge Frau, — das Sprachrohr Deutschlands. Und wieder, wie 1948 und 1949, spürte ich, dass ich nicht allein war.

"Ich werde Sie zum alten Hauslehrer des Führers bringen und auch zu einem seiner Schulkameraden, der in der Nähe wohnt", sagte Frau J. — meine neue Freundin. "Lassen Sie Ihre Vergissmeinnicht hier, die Erde um ihre Wurzeln ist feucht, und Sie brauchen nicht zu befürchten, dass sie so schnell verblühen. Du kannst sie mitnehmen und auf dem Rückweg einpflanzen."

Wir gingen eine sonnige Landstraße entlang und erreichten bald einen Garten, in dem ein Mann, der etwa fünfzig aussah, aber viel älter sein musste, wenn er ein Klassenkamerad von Adolf Hitler war, mit seiner Frau unter den Bäumen saß. Mein neuer Freund nannte die Frau beim Namen: "Frau H., hier ist eine Person, die gerade aus Griechenland gekommen ist, um einige Minuten der Stille vor dem Grab der Eltern des Führers zu verbringen. Ich bringe sie zu 'seinem' Hauslehrer, und von dort aus wird sie von sich aus zu Ihnen und Herrn H. kommen. Absolut 'in Ordnung' — *das* brauche ich nicht zu betonen: Sie werden es selbst sehen!" Und sie erklärte mir, dass sie nicht auf mich warten und mich begleiten könne, da sie irgendwo hingehen müsse — ein Sonntagnachmittagsbesuch, der von ihr erwartet werde. Frau H. sagte uns, dass sie und ihr Mann sich freuen würden, meine Bekanntschaft zu machen. (Der

Ehemann begrüßte uns auch.) Und wir verabschiedeten uns für eine halbe Stunde. Frau J. brachte mich ein paar Schritte weiter zu dem Haus, in dem der Hauslehrer von Adolf Hitler wohnt, und ließ mich dort zurück, nachdem sie mich vorgestellt und verabschiedet hatte.

Der Hauslehrer des Führers — ein Mann von über achtzig Jahren — saß vor seiner Haustür, vor einer Freifläche, in deren Mitte ein schöner großer Baum wuchs. Er empfing mich mit äußerster Freundlichkeit und bat mich, mich zu ihm zu setzen. Der Gedanke, dass seine Augen — die noch so jung in seinem alten Gesicht leuchteten — jeden Tag wie selbstverständlich einen vierzehnjährigen Adolf Hitler gesehen hatten, dessen kommenden Ruhm noch niemand ahnte, dessen herausragende Tugenden aber — grenzenlose, uneigennützige Liebe zu seinem Volk, gepaart mit außerordentlicher Intuition, eiserner Willenskraft und praktischem Genie — waren bereits diejenigen, die ihn zur Macht, zum Märtyrertum (selbst wenn er noch lebte, muss sein Leben während des letzten Teils des Krieges und *nach dem* Krieg eine ständige Qual gewesen sein) und zur ewigen Führerschaft tragen sollten; bei dem Gedanken, dass er zu ihm gesprochen hatte, wie man zu einem Sohn spricht.

"Erzählen Sie mir etwas über unseren Führer, Sie, der Sie das Privileg hatten, ihn in seiner Jugend zu kennen", sagte ich. "Ich habe ihn nie gesehen."

"Was soll ich Ihnen sagen?", antwortete der alte Mann. "Er war ein gesundes, reinliches, liebevolles und liebenswertes Kind — das liebenswerteste, das mir je begegnet ist. Alles, was ich zu sagen habe, ist in diesen wenigen Worten enthalten. Der erwachsene Mann hat sich die Güte, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe des Kindes bewahrt. Die Welt hasst ihn nur, weil sie ihn nicht kennt."

"Die Welt — die hässliche, von Juden beherrschte Welt von heute — hasst ihn, weil sie selbst angeboren krank und verdorben ist, dekadent und voller Bosheit gegen alles, was gesund, rein und stark — gottähnlich — ist in den zur Herrschaft Geborenen, seien es überlegene Individuen oder überlegene Nationen", antwortete ich....

Bevor ich meinen Satz beenden konnte, war eine Katze, die ich nicht gesehen hatte, auf meinen Schoß gesprungen und machte es sich nun gemütlich, in der absoluten Gewissheit — dem intuitiven Wissen — dass ich sie nicht wegschicken würde. Ich strich über das glänzende weiß-graue Fell, während die Katze schnurrte, und ich erinnerte mich an die hungernden Katzen, die ich einst in Indien gefüttert hatte, und an die dünnen, halbwilden, allesamt menschenscheuen Tiere, die ich Jahre zuvor und gerade wieder in Griechenland gesehen hatte. Hier, im Land meines Führers, empfing mich zusammen mit "seinen" treuen Gefolgsleuten eine gemütliche, wohlgenährte Katze, Vorläuferin der glücklichen Tierwelt in unserer künftigen Welt.

"Es sieht so aus, als ob sie dich kennt", bemerkte der ehemalige Hauslehrer von Adolf Hitler. "Praktisch alle Tiere und besonders alle Katzen 'kennen' mich",

antwortete ich. Und ich stellte ihm die Frage, deren Antwort ich selbst voraussehen konnte — vielleicht aus Freude, diese Antwort von einem der wenigen Menschen zu hören, die unseren Führer als Kind gekannt hatten

"Hat 'er' Tiere geliebt?", fragte ich.

"Er liebte alle Lebewesen, die Gott geschaffen hat: die Tiere und auch die Bäume, alles, was lebt und schön ist. Und er hat nie einem Lebewesen etwas zuleide getan, auch nicht als Kind."

Die Worte trieben mir Tränen in die Augen. Vielleicht war ich mir nie lebhafter der Ungerechtigkeit des Urteils der Welt über den Mann bewußt, der nicht nur der beste Deutsche, sondern auch der beste Europäer aller Zeiten ist. Und ach, wie ich die häßliche, dumme Welt haßte! Aber hier war alles so friedlich und so schön: dieser alte Mann mit den kindlichen blauen Augen, der unseren Hitler wie seinen eigenen Sohn liebte; diese freundlichen Häuser in der Nähe, in denen — das wusste ich jetzt — die Menschen auch ihn liebten; dieser stattliche Baum vor dem Haus; und die sonnenbeschienene, sanfte Hügellandschaft ringsum in der Ferne; und diese glänzende, gemütliche Katze, die zusammengerollt auf meinem Schoß schnurrte. Hier war ich weg von der feindlichen Welt — zumindest für einige Zeit.

"Erzählen Sie mir mehr von 'ihm'", sagte ich zu dem alten Mann.

"Ich kann mich an 'ihn' erinnern, als wäre es gestern gewesen, wie er durch diese Tür ein- und ausgegangen ist und uns mit seinem offenen Gesicht und seinen strahlenden, liebevollen Augen begrüßt hat", antwortete er nachdenklich. "Es ist fünfzig Jahre her. Wie viele Dinge haben sich in diesen fünfzig Jahren ereignet!" Und seine Stimme war von unendlicher Traurigkeit erfüllt. Er wiederholte, als er von Adolf Hitler sprach: "Wir alle haben ihn geliebt. Die weite Welt, die uns ins Verderben gestürzt hat, hätte ihn auch geliebt, wenn sie ihn nur so gekannt hätte, wie er wirklich war."

Er sprach auch über die Eltern des Führers: "Sein Vater war ein hart arbeitender Mann, der wenig Worte machte; ein Mann, der seiner Familie und seinem Land treu ergeben war, der aber wenig Zeit hatte, seine Gefühle nach außen zu tragen. Seine Mutter war die Verkörperung der selbstlosen, unbemerkten Liebe, die alles gibt und nichts erwartet. Und sie war schön! Aus ihren großen Augen strahlte Frieden, und man fühlte sich in ihrer Gegenwart glücklich, ohne zu verstehen warum. Er war ihr sehr ähnlich, aber von kämpferischerem Gebaren, da er ein Junge war. Und er betete sie an, — und sie ihn."

Worte aus dem siebten Kapitel von *Mein Kampf* kamen mir wieder in den Sinn: die Beschreibung von Adolf Hitlers Gefühlen bei der Nachricht vom Ende des Ersten Weltkriegs: "Ich hatte nicht mehr geweint seit dem Tag, an dem ich am Grab meiner Mutter gestanden hatte... Ich hatte mein Schicksal getragen, ohne ein Wort der Klage. Jetzt konnte ich es nicht mehr ertragen. Jetzt wurde mir bewußt, wie sehr jeder persönliche Kummer vor dem Unglück des Vaterlandes

verblasst." "Es gibt nur eine Sache auf der Welt, die er noch mehr liebte als sie", dachte ich, "und das ist Deutschland."

fragte ich den alten Mann: "Glauben Sie, wie viele andere auch, dass 'er' noch lebt?"

Er antwortete: "Ich weiß es nicht. Nicht, dass ich irgendeinen Beweis für seinen Tod hätte: *Niemand* hat ihn tot *gesehen*. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er die Zerstörung seines Lebenswerkes und die Niederlage aller, die er liebte, überlebt hat.

"Nicht einmal, wenn es jemandem gelungen wäre, ihn davon zu überzeugen, dass es im Interesse des deutschen Volkes liegt, dass er lebt und den Kampf weiterführt?", fragte ich.

"In *diesem* Fall wäre er natürlich bereit gewesen, trotz allem zu leben... Aber konnte ihn jemand überzeugen? Ich glaube nicht."

Zum ersten Mal seit jenem denkwürdigen Augenblick fünf Jahre zuvor, als ich wieder an die Möglichkeit glaubte, "ihn" eines Tages zu sehen, fühlte ich, wie mein Herz in meiner Brust versank und eine unsagbare Schwermut — dasselbe schreckliche alte Bewusstsein der Nutzlosigkeit und der Leere, das ich so lange in und nach 1945 erlebt hatte — mich für eine Minute überwältigte. Ich fragte mich, — wie *damals*: "Wofür soll ich leben, wenn ich 'ihn' *niemals* in Fleisch und Blut sehen werde? — niemals; *niemals*!" Das Gefühl war für mich körperlich schmerzhaft. Aber es dauerte nicht länger als eine Minute, wenn überhaupt. Vor mir saß der alte Mann, der "ihn" liebte. Vor mir stand der Baum, unter dem "er" als Junge gespielt hatte. Auf meinem Schoß schnurrte eine wohlgenährte, freundliche Katze, ein lebendiges Beispiel für das beredteste aller Zeichen der Überlegenheit der germanischen Menschheit: spontane Freundlichkeit gegenüber den Geschöpfen. In der Nähe und in der Ferne, in jeder Stadt und in jedem Dorf "seines" Reiches lebten würdige Männer und Frauen, in deren Bewußtsein der Dienst am Vaterland und der Dienst an "seinen" Idealen dasselbe blieb. Aus der Tiefe meines Herzens rief mir die Stimme meines besseren Ichs — die Stimme der Frau, die ich trotz und jenseits all meiner Schwächen und Fehler *bin* — zu, während Tränen meine Augen füllten: "Und selbst wenn 'er' leibhaftig tot ist, gibt *es immer noch Deutschland, für das er lebt, — 'sein'* Deutschland; das eine große Wesen, das er noch mehr liebte als seine Mutter."

Noch nie hatte ich die alten Worte gehört: "Adolf Hitler ist Deutschland, Deutschland *ist* Adolf Hitler", mir so krass wahr erschienen. Und vielleicht waren sie auch noch nie so wahr *geworden* wie jetzt, durch mich.

Nachdem ich mich von dem alten Mann verabschiedet und ihm für die Stunde, die ich in seiner Gesellschaft verbracht hatte, gedankt hatte, ging ich zu Herrn H., dem Klassenkameraden Adolf Hitlers, und besuchte ihn.

Er bat mich freundlich, mich in einem Gartenstuhl zwischen ihm und seiner Frau unter seinen Obstbäumen zu setzen, als wäre ich ein alter Freund. Er zeigte mir Fotos des Führers: eines, das aufgenommen wurde, als er einen Blumenkranz am Grab seiner Eltern niederlegte, und ein anderes, auf dem er bei einem seiner Besuche in Leonding Herrn H. aus einem Auto heraus die Hand schüttelt.

"Ich beneide Sie darum, dass Sie solche Erinnerungen haben", sagte ich, gerührt, wie ich es immer bin, wenn ich solche greifbaren Erinnerungen an die großen Tage sehe. "*Ich* habe 'ihn' nie gesehen — außer auf der Leinwand, in den 'Wochenschauen' jener Zeit; — und 'seine' Stimme nie gehört — außer im Radio. Ich beneide Sie wirklich." Und das unüberwindliche Bedauern und das Gefühl der unaussprechlichen Schuld, Jahre zuvor nicht gekommen zu sein, quälten mich erneut, zum millionsten Mal.

"Ja, es *war* ein Privileg", sagte Herr H. "Sie können sich das begeisterte Glück dieser herrlichen Jahre nicht vorstellen! Werden wir jemals wieder so etwas erleben wie sie? Und selbst wenn wir es tun...; ohne 'ihn' wird es nie wieder dasselbe sein!"

"Glauben Sie wirklich, dass 'er' tot ist?", fragte ich.

"Um die Wahrheit zu sagen", antwortete Herr H., "*ich weiß es nicht. Niemand weiß es*, — außer einer Handvoll Leute: diejenigen, die ihn sterben sahen (wenn er tot ist), oder diejenigen, die jetzt bei ihm sind, wenn er lebt. Die Zeit allein wird die Frage beantworten."

"Ich kann nicht glauben, dass er nie mehr zurückkommen wird", sagt Frau H.

"Auch wenn er heute leibhaftig tot ist, lebt Deutschland für immer, und er lebt in ihr", sagte ich und drückte laut die Gewissheit aus, die sich mir erst eine halbe Stunde zuvor so stark aufgedrängt hatte. Und ich fügte hinzu, als würde ich zu mir selbst sprechen: "Und selbst wenn er tot ist, wird er zurückkommen, früher oder später. Er ist ewig."

In meinem Bewusstsein waren die geliebten Züge meines Führers plötzlich mit der unpersönlichen Essenz des vielgestaltigen Einen verschmolzen, der er war — der er ist — und der vor Tausenden von Jahren gesagt hat: "Wenn die Gerechtigkeit zerschlagen wird, wenn das Böse die Oberhand gewinnt, dann komme ich. Zum Schutz des Guten, zur Vernichtung der Übeltäter, um die Gerechtigkeit fest zu etablieren, werde ich Zeitalter für Zeitalter geboren."

Aber Herr H. war aufgestanden, um einige andere kostbare Erinnerungen an die glorreichen Tage zu holen. Und Frau H. war intensiv in die Betrachtung einer Fotografie vertieft, die ich ihr soeben überreicht hatte — eine der beiden besten, die ich besitze, aufgenommen am 22. Juni 1930; eine Fotografie, die Adolf Hitler umgeben von acht seiner ersten Anhänger zeigt.

"Hier ist Hermann Göring. Mein Gott, wie schön er war, als er jung war!", rief sie aus. "Und da ist Dr. Goebbels; und da, Ritter von Epp; Frick; Heinrich

Himmler; Martin Bormann. Aber wer ist der da hinten auf dem Bild? Ich habe sein Gesicht gesehen, aber ich kann ihn trotzdem nicht erkennen."

"Es ist Muschmann, der ehemalige *Gauleiter* von Sachsen", antwortete ich.

"Ja, Muschmann, das ist richtig!" Und sie fügte hinzu, nachdem sie auf das Datum des Fotos geschaut hatte: "Diese Jahre unmittelbar vor der Machtergreifung waren auch große Jahre — Jahre der intensiven Begeisterung und der unvergesslichen Kameradschaft."

Ich habe nachgedacht: "Welches Urteil wird man in künftigen Zeiten — nach unserer zweiten Machtergreifung — über diese jetzigen Jahre des stillen, hartnäckigen, unbemerkten täglichen Widerstandes gegen alle Kräfte, die sich gegen unseren Hitler-Glauben stellen, fällen? Die Bitterkeit der Niederlage ist noch zu groß in uns, und der Ausweg aus dieser langwierigen Demütigung noch zu unklar, um uns Begeisterung zu erlauben. Aber auch wir haben in dieser Phase des Kampfes die Bedeutung einer breiten, unzerstörbaren Kameradschaft erfahren — und erfahren sie noch." Und ich erinnerte mich an meine Kameraden in Werl — insbesondere an H. E., der nun acht Jahre lang um unserer Ideale willen inhaftiert war. Wann würden sie alle frei sein? Wann würden *sie* endlich die Macht genießen, die sie so sehr verdient haben? Ich fühlte mich für immer an sie gebunden.

Herr H. kam mit einem Haufen von Büchern, Fotografien und Papieren zurück — Veröffentlichungen aus den glorreichen Tagen; Briefe des Führers, die an ihn gerichtet waren; Bilder, auf denen er an seiner Seite erschien. Mit intensiver Ergriffenheit nahm ich diese Erinnerungen an die heroische Periode jener neuen westlichen Zivilisation in die Hand, die sich langsam aus und in Reaktion auf fast zweitausend Jahre jüdischen Einflusses herausbildete, und las sie. "Oh, warum war *ich* in all den Jahren so weit weg gewesen", dachte ich einmal mehr. Aber irgendetwas in mir sagte mir: "Dennoch hast du deinen kleinen Teil in der unaufgezeichneten Geschichte des gewaltigen *Epos* gespielt — *sogar 'damals'*. Und nun bist du endlich da. Und die heroische Zeit ist noch nicht zu Ende."

"Was denken die Menschen hier, in diesem Teil des Landes?", fragte ich. "Sehen sie die Möglichkeit der Rückkehr unseres Regimes?"

"Es ist schwer zu sagen, welche *Möglichkeiten* in naher Zukunft bestehen", erwiderte Herr H. "Aber eines ist sicher: *Wenn* das deutsche Volk seinen eigenen Willen durchsetzen könnte — wenn es hier wie anderswo ein Mitspracherecht hätte. wäre unser Regime innerhalb von sechs Monaten wieder da. Selbst die Narren, die dagegen gekämpft haben, geben täglich zu, dass sie Narren waren. Sie sind jetzt bereit, es zu unterstützen...“

Blitzartig erinnerte ich mich an die Beschreibung der "österreichischen" Freiheit in der heutigen Demokratie, die mir erst am Vortag von einem der beiden französischen Besatzungsmänner im Zug so eloquent gegeben wurde: "Die Menschen sind... 'völlig frei'; wir mischen uns nicht im Geringsten ein: 'alle Parteien sind erlaubt' — außer natürlich die Nazipartei (das versteht sich von

selbst)." Der Mann hatte diese Äußerung ohne das geringste Bewusstsein für Ironie gemacht, als wäre es das Selbstverständlichste. Und als ich darauf hinwies, dass "der Ausschluss *einer* Partei die Idee der 'freien' Meinungsäußerung zerstören würde", zeigte er sich so entrüstet, dass ich das Thema vorsichtig fallen ließ.

Herr H. fasste seinen Standpunkt — den Standpunkt Deutschlands — in einem Satz zusammen: "Wir haben keine Wahl zwischen den Verfolgern des Nationalsozialismus, seien sie östlicher oder westlicher Prägung", sagte er. "Allein Gründe der praktischen Zweckmäßigkeit — und *nicht* ideologische — können und werden unsere Haltung zu jedem von ihnen in dem unvermeidlich kommenden Konflikt zwischen ihnen bestimmen."

"Und was glauben *Sie,* wen werden wir gegen den anderen unterstützen — vorläufig?", fragte ich.

"Ich weiß es nicht", antwortete Herr H. "Es hängt ganz von den Umständen zum Zeitpunkt des Ausbruchs des Konflikts ab. Die richtige Haltung — unsere — wird die sein, die das Interesse des Reiches am wirksamsten fördert. Was die Interessen des Reiches fördert, ist immer richtig."

"Und was denkst *du*?", fragte seine Frau an mich gewandt. "Wie würdest du selbst handeln, wenn es dir überlassen bliebe, dies aus eigenem Antrieb zu tun?"

"Ich weiß zu wenig und bin auch zu dumm, um zu begreifen, wo die wirklichen Interessen des Reiches liegen", rief ich aus. Ich werde blindlings alles tun, was meine Vorgesetzten mir vorschreiben. Mit 'meinen Vorgesetzten' meine ich diejenigen, die den Triumph unserer Prinzipien und die Wiederauferstehung Großdeutschlands ebenso leidenschaftlich wollen wie ich, die aber klüger, weitsichtiger und besser informiert sind als ich."

Frau H. lud mich ein, mit ihr und ihrem Mann eine Tasse Kaffee zu trinken. Ihr Haus liegt auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Wir standen auf und gingen durch den schönen Garten, in dem die Sonne durch die Bäume schien und Lichtmuster auf das Gras warf. Frau H. ging vor mir her und zeigte mir den Weg. Sie öffnete eine Tür, und ich trat in ein Zimmer, in dem "er" zweifellos schon oft gesessen hatte. Der Raum war erfüllt von einem verlockenden Kaffeeduft. Frau H. brachte Kuchen und Kekse heraus. Und ich fand mich — ich, der ich die H.s zwei Stunden zuvor noch nicht gekannt hatte — den späten Nachmittag ganz selbstverständlich mit den engsten Freunden des Führers verbringen; als wäre auch ich seit Jahren ein persönlicher Freund von ihm gewesen. Der Gedanke daran trieb mir Tränen in die Augen. "Aber bin ich nicht *auch* 'sein' Freund, unabhängig davon, ob 'er' es weiß oder nicht?", überlegte ich. "Habe ich ihn nicht jahrhundertelang gesucht, ein Leben nach dem anderen, und das ganze gegenwärtige Leben hindurch, bis ich erkannte, dass 'er' — der Gründer des Dritten Reiches — kein anderer ist als er — derjenige, der zurückkommt, wann immer er soll, 'um die Herrschaft der Gerechtigkeit zu errichten'?"

Und es kam mir in den Sinn, dass ich ihm im Geiste vielleicht genauso nahe war wie — oder sogar näher als — viele von denen, die das Privileg gehabt hatten, ihn leibhaftig zu sehen. Dennoch fragte ich mich: "Würde ich jemals dieses Privileg haben?"

Als wir uns schließlich trennten, begrüßten die H.s mich — und ich sie — mit dem rituellen Gruß und den zwei mystischen Worten der Macht: "Heil Hitler!"

Die Sonne ging gerade unter, als ich den Friedhof wieder erreichte, mit meinen Vergissmeinnicht, einem Spaten und einer Gießkanne, die ich bei Frau J. geholt hatte, wie sie mir gesagt hatte, nachdem ich mich von Herrn und Frau H. verabschiedet hatte. Auf der schwarzen Marmorplatte, die in den rauen Steinblock auf dem Grab eingelassen ist, lese ich wieder — in einem anderen Licht — die goldenen Buchstaben: "*Hier ruht in Gott...* " — "Hier ruht in Gott... Alois Hitler... und seine Frau: Clara Hitler..."

"Es ist verboten, dieses Grab zu schmücken..." Ich erinnerte mich an die Worte, die Frau J. zu mir in dem Garten gesagt hatte, in dem ich meine Blumen gekauft hatte. Das war also der Grund, warum das arme Grab so vernachlässigt aussah! — Es war praktisch das einzige vernachlässigte Grab auf dem ganzen Friedhof. Einmal mehr bedauerte ich, dass ich nicht den beeindruckenden Kranz aus teuren Rosen hatte mitbringen können, den ich beabsichtigt hatte: die Bedeutung meiner Geste — Liebe und Trotz — wäre noch deutlicher gewesen. Aber das machte nichts: meine bescheidenen Vergissmeinnicht waren auch hübsch, auf ihre Art perfekt, wie alle Blumen es sind. Sie würden in der guten Erde Wurzeln schlagen. Sie würden dort lebendig sein, in Wochen, in Monaten, die da kommen.

Das waren meine Gedanken, als ich das Unkraut ausriss und jede Pflanze sorgfältig in das Loch setzte, das ich für sie gegraben hatte, und ihre Wurzeln gut bedeckte und sie goss... Den verblichenen Kranz entfernte ich nicht, ebenso wenig wie die Doppel-Daisies in ihrer Blechdose, beides Geschenke anderer frommer Adolf-Hitler-Jünger wie mir, ohne Zweifel. Ich schob sie nur ein wenig zur Seite, um Platz für meine Vergissmeinnicht zu schaffen. Und als ich damit fertig war, kniete ich im Schein der untergehenden Sonne vor dem Grab.

In meinem Geist lebte das Gesicht desjenigen, dessen Vater- und Mutterstaub unter dem dunklen Stein und den himmelblauen Blumen lag; das Gesicht, das in der Freude und dem Stolz des Sieges im glorreichen Jahr 1940 gestrahlt hatte, und das auch mehr und mehr den Schmerz beim täglichen Anblick des deutschen Martyriums widergespiegelt hatte. "Wo bist du *jetzt*, auf der weiten Erde, mein geliebter Führer?" dachte ich. "Wirst du je erfahren, wie sehr ich dich geliebt habe?"

Eines jener ewigen Worte der Weisheit — zweifellos älter als das Christentum. die hier und da in den christlichen Evangelien zu finden sind, kam

mir wieder in den Sinn: "Selig sind die, die glauben, obwohl sie nicht gesehen haben." Und es schien mir, als ob das übermenschliche Gesicht aus einer Entfernung, die ich nicht definieren konnte — sei es die Entfernung vom Reich der Zeit zu dem der Ewigkeit oder die von einem Ort dieser Erde zu einem anderen. zu mir sprach und sagte: "Lebe für mein Deutschland! Und du wirst dich nie von mir trennen, wo immer ich auch sein mag."

Ich stellte mir das zerstückelte Land vor. (Nur wenige Stunden zuvor, am Morgen jenes Tages, hatte ich in Linz selbst die amerikanischen und russischen Grenzposten an beiden Enden der Donaubrücke gesehen: verhasste Hüter der auf den verbrecherischen Treffen von Jalta und Potsdam herbeigeführten Teilung). Die politische Einheit Deutschlands war zweifellos das erste Ziel, das es zu erreichen galt. Aber was konnte *ich* tun, um sie schneller zu erreichen? "Trage nur dazu bei, den nationalsozialistischen Geist in meinem treuen Volk zu stärken", sagte die Stimme unseres Führers, als ich sie in meinem eigenen Herzen hörte. Und ich fühlte, dass er selbst mir nicht mehr hätte sagen können, nicht mehr hätte sagen können. Denn hierin — in der Stärkung und Ausbreitung unseres Geistes *vor allem in Deutschland* — liegt in der Tat die Bedingung, von der die Erfüllung all dessen abhängt, was er je angestrebt hat.

Und ich dachte an das weite Land vom Brenner bis zur Ostsee — an die deutsche Welt, in die mich der alte Bahnhofsbeamte und Luise K. am Vortag aufgenommen hatten. Und ich wollte nicht weg — obwohl ich mich fragte, *wie* (mit welchen materiellen Mitteln) ich bleiben könnte. Aber ich schob alle Sorgen beiseite und blickte in den reinen Himmel, der sich bereits verdunkelte. Und ich war überwältigt von dem Frieden, der sich aus seiner Unendlichkeit ergoss. "Mögen die unsichtbaren Mächte, die die Sterne nach den Gesetzen regieren, die wir göttlich nennen, mein Leben leiten", dachte ich. "Sie wissen es besser als ich." Und ich erneuerte mein tägliches Gebet zu jenen unbekannten himmlischen Mächten — zum "Allmächtigen Vater des Lichts" der alten Deutschen; zu den "Leuchtenden" der Arier, die einst Indien eroberten; zur "Wärme-und-Licht-im-Scheibchen" des in der Wahrheit lebenden Königs Echnaton: "Schicke mich dorthin, wo ich im Dienste der heiligen arischen Sache am nützlichsten sein werde, oder erhalte mich! — der Sache der Wahrheit."

Als ich aufstand, bemerkte ich, dass drei andere Personen in einigem Abstand hinter mir standen, in stiller Ehrfurcht, bei dem geheiligten Grab.

Ich verließ den Friedhof durch den Hintereingang und stand direkt vor dem kleinen Haus, das mir als das Haus beschrieben worden war, in dem Adolf Hitlers Eltern in Leonding gewohnt hatten. Hinter den geschlossenen Fenstern war Licht zu sehen. Jetzt wohnten dort andere Menschen. Diese Tatsache — so selbstverständlich, so einfach — kam mir seltsam vor. Ich sah den Garten um das Haus herum — den Garten, in dem "er" wahrscheinlich als Junge gesessen und gespielt und gelesen hatte. Und eine tiefe Traurigkeit erfüllte mein Herz — bis ich mir zum zweiten Mal sicher war, dass mein Führer es mir sagen würde, wenn

ich ihn nur hören könnte: "Lebe für die, für die ich lebe, wo immer ich bin: mein Volk. Und du wirst dich nie von mir trennen." Die Traurigkeit wich dann der Gelassenheit.

Herr H. hatte mir die Adresse des Hauses gegeben, in dem Adolf Hitler gewohnt hatte, in Linz selbst, und auch die der alten Schule, in die er gegangen war. Ich sah beides an diesem Abend, nachdem ich aus Leonding zurückgekommen war.

Ich habe die Schule natürlich nicht betreten. (Das wäre zu dieser Tageszeit nicht möglich gewesen.) Aber ich ging in das Haus — das ganz in der Nähe des Hotels liegt, in dem ich wohnte — und ging die Treppe hinauf, in den dritten Stock (Herr H. hatte mir gesagt, dass sich dort die Wohnung befand, die Adolf Hitlers Eltern bewohnt hatten). Und wieder kam es mir seltsam vor, dass nun ein anderer Name an der Tür zu lesen war, dass nun andere Leute in der Wohnung wohnten. Waren sie wenigstens auf "seiner" Seite? fragte ich mich. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sie es vielleicht doch nicht waren. Die meisten Menschen schienen jedoch auf "seiner" Seite zu stehen — oder hatte *ich* das Glück, nur solche zu treffen, die es waren?

Der Platz hinter dem Haus wurde von einem Garten voller blühender Obstbäume eingenommen. Ich lehnte mich an die Fensterbank im Treppenhaus zwischen dem dritten und dem zweiten Stock und ließ meine Augen auf dem Anblick ruhen, der sich mir bot: dieser Garten und dahinter, dunkel gegen den klaren Frühlingshimmel, andere Häuser und in der Ferne die Spitze einer Kirche. Die Atmosphäre war friedlich, beruhigend. Hatte "er" sich manchmal auf dem Weg nach unten an sein Fensterbrett gelehnt und auf dieselbe Landschaft geblickt? Wahrscheinlich hatte er das — und "sie" auch; "sie", seine süße, fromme, pflichtbewusste Mutter, in deren Augen man das gleiche Streben nach Unendlichkeit las wie in seinen. Tatsächlich waren "er" und "sie" hier ebenso wie in Leonding untrennbar.

Als ich ins Hotel zurückkam, wartete Luise K. auf mich.

"Ich habe etwas für dich aufbewahrt: eine Tasse Kaffee, ein paar Brötchen mit Butter und ein Stück Apfelkuchen, da du kein Fleisch isst", sagte sie und stellte ein Tablett auf den Tisch in meinem Zimmer. "Ich bin sicher, du hast den ganzen Tag nichts gegessen.

Ich hatte den ganzen Nachmittag über gemampft. Dennoch berührte mich die freundliche Aufmerksamkeit dieses bescheidenen Zimmermädchens ebenso sehr — wenn nicht sogar mehr — als all die Zeichen der Zuneigung, die mir zuteil geworden waren. Ich konnte nicht umhin, sie zu fragen, "warum" sie so gut zu mir war: War es vor allem, weil sie geahnt hatte, dass ich mit sehr wenig Geld reiste (was tatsächlich der Fall war), oder gab es... einen anderen Grund?

"Es ist, weil ich dich liebe", sagte sie. "Und ich liebe dich, weil du eine von uns bist."

Die Antwort trieb mir Tränen in die Augen. Es war Deutschlands Willkommensgruß an mich nach drei Jahren der Abwesenheit — und nach fast dreißig Jahren stiller Treue zu dem größten aller Söhne.

Es war schon nach Mitternacht, als Luise K. mein Zimmer verließ. Ich hatte ihr das einzige Muster gezeigt, das ich von den Plakaten besaß, die ich Anfang 1949 in Deutschland aufgehängt hatte: "Deutsches Volk, was haben dir die Demokratien gebracht? "Sie hatte mir das Foto ihres Mannes gezeigt, der für den Führer und für das Große Reich gestorben war.

Da ich ihr nichts Besseres zu geben hatte, schenkte ich ihr eine Schachtel mit Rosinen, die ich aus Griechenland mitgebracht hatte. "Weißt du, was ich von dir möchte?", sagte sie, nachdem sie sich bedankt hatte.

"Was?"

"Eine Postkarte aus Braunau, wohin Sie morgen fahren; eine Postkarte, die das Geburtshaus unseres Führers zeigt."

"Ich werde Ihnen eine schicken, wenn ich eine finden kann", antwortete ich.

"Der Geist der großen Tage lebt in dir", fügte sie hinzu, als sie aufstand. "Ich werde dich nie vergessen! Heil Hitler!"

Ich hob meinen rechten Arm in dem Bewusstsein, einen Ritus zu vollziehen, und grüßte sie meinerseits: "Heil Hitler!"

Dies waren die letzten Worte, die ich in Linz gewechselt habe.

Kapitel 2

BRAUNAU AM INN

"Darf ich Sie fragen, wohin Sie gehen?"

Im morgendlichen Zug, der mich von Linz nach Braunau bringt, stellt mir ein Mann die übliche Frage.

Ich nannte den Ort, und die vertrauten Silben klangen für mich unwirklich, als könnte ich mich noch nicht davon überzeugen, dass ich tatsächlich dorthin fahren *würde* — um den 20. April, "seinen" Geburtstag, in "seinem" Geburtsort zu verbringen, wie ich es mir gewünscht hatte.

"Braunau am Inn", wiederholte der Mann. Und er wurde plötzlich so neugierig wie ein Mensch von der Mittelmeerküste. "Haben Sie dort Verwandte?", fragte er.

"Ich habe keine."

"Was wollen Sie dann dort?"

"Um den Ort zu sehen", antwortete ich — was natürlich stimmte. Der Mann schaute mir direkt in die Augen und lächelte mir zu.

"Am 20. April den Geburtsort von Adolf Hitler besuchen, was?"

Ich errötete, wie schon zwei Tage zuvor im Zug zwischen Salzburg und Linz. Der Mann streckte mir die Hand entgegen und fügte hinzu: "Ich gratuliere Ihnen".

War er einer von uns, dessen Instinkt ihm gesagt hatte, wer ich war, oder war er nur jemand, der etwas über mich herausfinden wollte? Ich werde es nie erfahren. Er stieg an der ersten Station aus, an der der Zug hielt, und überließ mich meinen Gedanken.

Der Zug fuhr durch eine Wald- und Wiesenlandschaft, in der hier und da ein paar schräge Dächer — rot oder grau — zu sehen waren; eine Landschaft, die der um Linz sehr ähnlich war. Auch die Atmosphäre war dieselbe: eine Atmosphäre der sonnigen Ruhe. "Vor vierundsechzig Jahren wurde in einer kleinen Stadt, die Teil dieser friedlichen Landschaft ist, ein Kind geboren...“, dachte ich immer wieder. "Und aus Liebe zu ihm sitze ich hier — auf dem Weg zu "seinem" Geburtsort. Und aus Liebe zu "ihm" werde ich in der Nacht weitergehen, zu den Orten, an denen "er" gelebt und gekämpft hat; zu seinem Volk, das auf mich wartet, ohne mich zu kennen — auf dem Weg zur Erfüllung eines Schicksals, das ich nicht kenne; eines Schicksals, das untrennbar mit dem "seiner" Lehre und "seiner" Bewegung verbunden ist...“

An jeder Station, an der der Zug hielt, stiegen ein paar Reisende aus, während keine oder kaum welche einstiegen. Der Waggon wurde immer leerer, je mehr wir uns der Grenzstadt näherten. (Der Zug fuhr nicht weiter.) Schließlich fand ich mich allein mit einer Gruppe von fünf oder sechs Arbeitern wieder, die sich die ganze Zeit über angeregt unterhielten und scherzten.

"Die nächste Haltestelle ist Braunau — Endstation", sagte schließlich einer von ihnen und stand auf, um eine Tasche voller Eiseninstrumente zu erreichen, die er in das Netz über seinem Sitz gelegt hatte. Und als er mich plötzlich in meiner Ecke bemerkte, rief er mir über die hölzerne Abtrennung hinweg zu, die mich halb isolierte: "Fährst du auch nach Braunau?" Und ohne mir Zeit zur Antwort zu geben, fügte er hinzu: "Ein schöner Ort, Braunau. Bleibst du da lange?"

"Ich verbringe nur den Tag dort", antwortete ich. Der junge Mann lächelte.

"Woher kommst du?", fragte er.

"Aus Linz."

"Sie wohnen in Linz?"

"Nein."

"Wo wohnst du?"

"In Athen", antwortete ich.

"Athen... die Hauptstadt von Griechenland! Eine schöne Stadt! Ich war während des Krieges eine Zeit lang dort", fügte ein anderer der Arbeiter hinzu, der ebenfalls aufgestanden war, um seine Sachen zu holen. "Und Sie kommen von so weit her, um einen Tag in Braunau zu verbringen?", fügte er mit einem vielsagenden Lächeln hinzu.

Er war gutaussehend: groß, gut gebaut, blond und nicht älter als fünfunddreißig. Ich stellte ihn mir in Uniform auf der Akropolis zwischen zwei Säulen des Parthenon vor, zehn Jahre zuvor: die lebendige Verkörperung jener nordischen Schönheit, die die Erbauer des Parthenon zum Ausdruck bringen wollten; auch die lebendige Verkörperung jener Ideale, die sowohl die der "gottgleichen Helden" des Trojanischen Krieges als auch die der Kämpfer des Dritten Reiches waren.

Mein erster Impuls war zu sagen: "Genau! Ich bin gekommen, um den 20. April im Geburtshaus unseres Führers zu verbringen." Ich war sicher, dass er mich verstehen würde. Doch ich wagte nicht, so voreilig zu sprechen: Man kann nie sicher *sein*... Es ist einer der anderen Arbeiter, der seine Frage beantwortet.

"Ja, mein Freund. Weißt du nicht, dass Adolf Hitler heute Geburtstag hat?" Und zu mir gewandt — ich war rot geworden — sagte er, während er mir half, meinen schweren Koffer (voll mit Büchern) zur Tür zu tragen:

"Sie werden viele Leute finden, die Ihnen das Haus zeigen, in dem 'er' geboren wurde. Wir würden Sie gerne selbst dorthin bringen. Aber wir sind nicht frei, wir arbeiten bei der Eisenbahn. Wenn Sie aus dem Bahnhof kommen, folgen

Sie der Straße zu Ihrer Rechten, die direkt in die Stadt führt; und dann fragen Sie irgendjemanden...“

"Ich danke Ihnen", antwortete ich schlicht.

Ich fragte ihn nicht, wie er sich gefühlt hatte — nein, wie sie sich alle zu fühlen schienen. warum ich nach Braunau gekommen war. Wie in Linz war auch hier die Luft, die man atmete, voll von der unsichtbaren Gegenwart des vierundsechzig Jahre zuvor geborenen Führers. Die Steine selbst wussten in ihrem schwachen, materiellen Bewusstsein, dass ich aus Liebe zu "ihm" gekommen war. Außerdem antwortete einer der Arbeiter — derjenige, der während des Krieges nach Griechenland gegangen war — auf die Frage, die ich nicht gestellt hatte: "Wir verstehen dich, weißt du!", sagte er. "Es mag sein, dass wir uns zurückhalten, wie alle anderen — auch Sie — heutzutage. Aber wir erinnern uns. Wir erinnern uns, und wir warten... Denn 'er' ist nicht tot. *Das* weißt du wahrscheinlich, nicht wahr?"

Ich betrachtete die perfekten Züge des starken, blonden Mannes — Adolf Hitlers Soldat — der auf der Akropolis von Athen gestanden hatte, ein lebendiges Symbol des immerwährenden Marsches der Arier nach Süden.

"Ich weiß, dass 'er' niemals sterben kann", antwortete ich.

Der Zug hielt an. Wir stiegen alle aus. Und die Männer begrüßten mich und wünschten mir "eine schöne Reise".

Der Portier, der mein Gepäck zur Garderobe brachte, war ebenfalls ein großer, kräftiger, gut aussehender Blondschopf mit einem offenen und freundlichen Gesicht — eines jener typischen Exemplare der germanischen Menschheit, von denen ich jedes Mal, wenn ich einen treffe, denke, dass *er* — oder *sie* — unmöglich etwas anderes sein kann als einer der Anhänger Adolf Hitlers (besonders wenn *er* — oder *sie* — zufällig zwischen vierzig und fünfzig ist, das heißt, wenn er oder sie alt genug ist, um die ganze Begeisterung der frühen Tage des Kampfes erlebt zu haben). Ich wagte es, ihn zu fragen, ob er mir nicht etwas genauer als die anderen Männer sagen könne, wie ich das Geburtshaus des Führers finden könne.

"Ganz einfach!", antwortete er mit echter Freundlichkeit. "Diese Straße hier (zu Ihrer Rechten, wenn Sie aus dem Bahnhof kommen) führt Sie direkt auf den Platz in der Mitte der Stadt. Dort, am gegenüberliegenden Ende des Platzes, werden Sie einen Bogen sehen. Gehen Sie durch ihn hindurch und über die kleine Brücke, die Sie auf der anderen Seite finden. Das Haus ist genau dort: eines der ersten der Vorstadt. Jemand wird es Ihnen zeigen."

"Und... kann ich reingehen?"

"Und das Zimmer sehen, in dem er geboren wurde? Warum nicht? Es befindet sich im zweiten Stock. Du musst nur nach oben gehen und die erste Person fragen, die du triffst."

"Und... wird niemand etwas gegen meine Frage einwenden? Ich frage, weil... Ich habe mich bereits vor vier Jahren wegen meiner Treue zur Idee in

Schwierigkeiten gebracht, und ich möchte nicht, dass ich jetzt, da ich zurückgekommen bin...“

"Seien Sie versichert, niemand wird etwas sagen. Wir wurden alle wegen unserer Treue zur Idee und zu 'ihm' verfolgt. Aber die Dinge ändern sich... Jetzt beginnen unsere Verfolger zu glauben, dass sie uns brauchen."

Diese Worte, hier im Braunauer Bahnhof, hatten die Wirkung, den ganzen Hass, der seit 1939, ja seit 1935 — seit '33, als die große Welle der Anti-Nazi-Propaganda im Namen der verabscheuten jüdisch-christlichen Werte Indien, wo ich damals lebte, erreicht hatte — in meinem Herzen gespeichert war, gegen unsere Feinde zu schüren.

"Ich wünschte, sie bräuchten uns", erwiderte ich vehement. "Und ich wünschte, wir würden sie richtig im Stich lassen, ja, uns gegen sie wenden, gerade dann, wenn sie uns am meisten brauchen! Ich wünschte, *wir* — und *ich* mit uns allen — würden in nächster Zukunft zu *ihren* Verfolgern werden, rücksichtsloser als je zuvor!"

Ich habe mit dem deutschen Portier gesprochen, als ob ich mit dem deutschen Volk sprechen würde.

Er schaute mich mit einem glücklichen Ausdruck von Kameradschaft in seinem rauen und regelmäßigen Gesicht an.

"*Ganz richtig*! — Vollkommen richtig! Das wünschen wir uns alle", antwortete er, als ob er tatsächlich das deutsche Volk — die deutschen Arbeiter, treu zu Adolf Hitler, ihrem Retter und Freund — zu mir sprechen würde. "Und keine Sorge, wir werden gut darauf achten, dass es genau so geschieht, wie Sie sagen!"

Das Geld, das ich ihm für das Tragen meines schweren Koffers zur Garderobe geben wollte, lehnte er ab.

Ich ging die angenehme, sonnige Straße entlang, die von Wiesen, niedrigen Häusern und Gärten gesäumt war, und erreichte, wie mir gesagt worden war, den Platz. Ein großer Platz, um den herum ziemlich hohe, malerische alte Häuser standen, und an dessen einer Seite ich sofort den Bogen bemerkte, der aus ihm heraus in die *Vorstadt* führte, wo ich das Haus suchen sollte, wegen dem ich gekommen war. Das vierstöckige Gebäude, durch das der Bogen führte, war ebenfalls malerisch und sah alt aus. Wäre ich gekommen, um es zu besichtigen, hätte ich es gerne studiert. Aber ich hatte nur Augen für ein bestimmtes Gebäude: "sein" Haus; und für die Stadt als Ganzes, — das hübsche Provinzstädtchen Braunau am Inn, in dem "er" vor genau vierundsechzig Jahren auf die Welt gekommen war und in dem er die ersten Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Ich ging unter dem Bogen hindurch und überquerte langsam die kleine Brücke, die dahinter lag; ich lehnte mich eine Weile über die steinerne Brüstung, um den kleinen Bach — einen Nebenfluss des Inns — zu betrachten, der unten

zwischen Büschen und hohem Gras, Steinen und Kies zwischen den Rückwänden der angrenzenden Häuser floss; dann ging ich weiter und überquerte die erste Straße, die parallel zum Bach verlief. An der Ecke, zu meiner Rechten, befand sich eine Café-Konditorei, und auf oder vielmehr in der Nähe des gegenüberliegenden Fußweges, zu meiner Linken, stand ein prächtiger Kastanienbaum, der höher war als die zweistöckigen Häuser, vor denen er stand. Die *Café-Konditorei* war attraktiv, sah gemütlich aus. Ich fühlte mich gedrängt, hineinzugehen, als ob mir etwas sagte, dass ich dort die Person finden würde, die mir "sein" Haus zeigen würde.

Ich setzte mich in eine Ecke, in der Nähe des Fensters, von dem aus ich die Straße und den schönen Baum sehen konnte, und bestellte eine Tasse Kaffee. Das Mädchen, das meine Bestellung aufnahm, machte ein mitfühlendes Gesicht. "Ich sollte *sie* fragen", dachte ich. Bald kam sie mit meinem Kaffee, Milch und Zucker auf einem Tablett zurück. Und sie schien bereit zu sein, zu reden.

"Schönes Wetter heute", sagte ich, lächelte ihr zu und nahm ihr den Kaffee aus der Hand. Und als sie sah, dass ich den Mund öffnete, um etwas zu sagen, aber zögerte, fragte sie mich: "Möchten Sie noch etwas anderes haben? Etwas zu essen zu Ihrem Kaffee?"

"Ich würde gerne wissen, ob Sie mir sagen können, wo das Geburtshaus des Führers liegt", sagte ich mit leiser Stimme.

"Das! Natürlich", antwortete sie sehr freundlich. "Und Sie brauchen nicht sehr weit zu gehen. Sie können es von diesem Fenster aus sehen: es ist nicht das Haus hinter dem großen Baum, sondern das *nächste*, ebenfalls zweistöckige, frisch getünchte Haus, in dessen erstem Stockwerk Sie zwei Fahnenstangen sehen können."

"Ich bin also gekommen und habe mich direkt gegenüber gesetzt, ohne es zu wissen! Ich danke dir, ich danke dir, dass du es mir gesagt hast! Ich bin heute absichtlich hierher gekommen, um es zu sehen...“

"Heute, am 20. April — 'sein' Geburtstag", sagte sie. Auch sie wusste es, auch sie erinnerte sich, auch sie dachte an "ihn", an diesem heiligen Tag. Das taten sie offenbar *alle*. Zumindest alle, die ich getroffen hatte, schienen es zu sein.

Ich setzte mich und trank meinen Kaffee, nachdem ich ein Stück Apfelkuchen bestellt hatte, um ihn zu essen. Andere Kunden kamen herein, meist Frauen, denn es war Montag — ein Arbeitstag. Einige von ihnen hatten Kinder dabei: hübsche, saubere, gut erzogene Kinder, die anständig aßen und keinen Lärm machten. Das Radio sendete eine feierliche, klassische Musik, die zu meiner Stimmung passte. ("Gott sei Dank, kein Jazz!", dachte ich.)

Ich ließ meine Gedanken zurück zum Tag des Schicksals wandern: dem 20. April 1889, um 6:18 Uhr nachmittags. (Jemand hatte mir auch einmal die genaue Uhrzeit gesagt, Jahre zuvor; und ich erinnerte mich daran.) "Ein Frühlingstag wie heute", dachte ich. Und die kleine Stadt mit ihrem breiten, offenen Platz, ihren malerischen Seitenstraßen, ihren über den Bach gebauten Häusern, die ihr Bild

wie ein Spiegel zurückwarfen, ihren ordentlichen und gemütlichen Geschäften, kann nicht viel anders ausgesehen haben als heute. Die alten Häuser waren schon alt. Und der prächtige Kastanienbaum, jetzt höher als ein zweistöckiges Haus, war — wenn ich mich nicht irre — schon da: jung und, wie jetzt, in seiner ganzen frühlingshaften Pracht, mit Blüten bedeckt. Alois Hitler, ein Zöllner von weit über fünfzig Jahren und zweifacher Witwer, lebte in dem Haus, das man mir fünf Minuten zuvor gezeigt hatte — "nicht das hinter der Kastanie, sondern das nächste" — mit seiner dritten Frau Clara, die damals neunundzwanzig war. Das Kind, das sie zur Welt bringen wollte, war weder ihr erstes noch ihr letztes. Nur ein weiteres Baby in der Familie... Aber die unsichtbaren Mächte, deren unergründliches Spiel sich hinter dem Geheimnis der Vererbung verbirgt, hatten bestimmt, dass all die Intelligenz und Intuition, all die Willenskraft und der Heroismus von Generationen und Generationen — all die Tugenden und der Genius der privilegierten Rasse, die dazu bestimmt war, zu herrschen — in diesem Kind ihren höchsten Ausdruck finden sollten; dass das Baby ein gottähnliches Wesen sein sollte: dessen Bewusstsein eines Tages nichts anderes sein sollte als das tiefere Bewusstsein seines Volkes und der Rasse insgesamt, für alle kommenden Zeiten, und dessen Traum eine neue Zivilisation inspirieren sollte. Und weit jenseits des klaren blauen Himmels der kleinen Stadt und der dünnen Atmosphäre dieses kleinen Planeten, im kalten, dunklen Reich der unergründlichen Leere, hatten die unsichtbaren Sterne ganz bestimmte Positionen; bedeutsame Positionen, wie sie nur einmal innerhalb von Hunderten von Jahren in Bezug auf einen bestimmten Punkt auf der Erde einnehmen. Und zur festgesetzten Zeit — 6:18 Uhr nachmittags — kam das Kind auf die Welt, unbemerktes Meisterwerk eines zweifachen kosmischen Spiels: der geheimnisvollen Kunstfertigkeit arischen Blutes in unendlicher Zeit; des geheimnisvollen Einflusses ferner Welten im unendlichen Raum. Scheinbar nur ein weiteres Baby in der Familie. In Wirklichkeit, nach Jahrhunderten, — ein neues göttliches Kind auf diesem Planeten; das erste im Westen nach dem legendären Baldur dem Schönen und, wie er, ein Kind der Sonne; ein prädestinierter Kämpfer gegen die Mächte des Todes und ein Erlöser der Menschen, bestimmt für die Führung, für den Sieg, für die Qualen und für die Unsterblichkeit.

Um mich herum plauderten die Frauen mit leiser Stimme und die Kinder aßen schweigend Kuchen. "Deutsche Mütter und deutsche Kinder — "sein" Volk", dachte ich. "Die Agenten der Todesmächte verbieten ihnen jetzt, seinen Namen zu preisen. Viele der Kleinen haben wahrscheinlich noch nie von ihm gehört... Aber das ist nur für eine gewisse Zeit; nur bis der nächste Krieg uns von unseren Verfolgern befreit. Danach..." Danach, so erwartete ich, würde dieser Ort für Tausende und Hunderttausende das werden, was er für mich bereits war: ein Wallfahrtsort.

Es war nicht mehr weit bis zwölf Uhr. Ich würde am Nachmittag (wenn auch nicht genau zwischen sechs und halb sieben) das Haus besuchen und das Zimmer sehen, in dem "er" geboren wurde. In der Zwischenzeit würde ich etwas von der Stadt sehen.

Ich ging zurück über die kleine Brücke und durch den Bogen wieder über den großen Platz voller Sonne — aber diesmal in die andere Richtung. Am anderen Ende des Platzes gab es eine Öffnung, hinter der der Horizont nicht durch weitere Häuser, sondern durch grüne Hügel begrenzt war. Ich ging darauf zu und erreichte bald einen breiten, schnellen, bläulich-grünen Fluss: den Inn, einen Nebenfluss der Donau.

"Braunau *am Inn*", dachte ich. Der Name von Adolf Hitlers Geburtsort war in meinen Gedanken immer mit dem dieses schönen Flusses verbunden gewesen. Der Fluss nahm nun vor meinen Augen Gestalt an, wurde für mich zur Realität: ein Strom aus bläulich-grünem, schäumendem, rauschendem Wasser, der im Sonnenschein schnell durch eine weite, grüne, hügelige Landschaft floss, unter einer großen, modernen Brücke aus Stein und Beton hindurch; nicht mehr nur ein Name auf der Landkarte, sondern ein lebendiges Wesen aus Licht und Farbe, Klang und Geschwindigkeit, dessen Bild nun für immer in meinem Gedächtnis bleiben würde, Seite an Seite mit dem des Hauptplatzes von Braunau, mit seinem alten Brunnen und den alten Häusern; mit dem des Bogens und der Brücke über den kleinen, stillen Bach; mit dem des Kastanienbaums und des gastfreundlichen Cafés und des zweistöckigen Hauses gegenüber — des Hauses, in dem "er" — mein Führer — geboren wurde.

Ich ging die Brücke über den Inn entlang. Auf beiden Seiten der Brücke, am anderen Ende, bemerkte ich ein winziges Haus — ein bloßes "Erdgeschoss", das aussah, als ob es nicht mehr als ein oder zwei Zimmer gehabt haben konnte. Ein leichtes Eisengeländer, ähnlich denen, die die Straße an einem Bahnübergang vor der Durchfahrt eines Zuges versperren, verlief zwischen den beiden kleinen Häusern von einem Fußweg zum anderen, als ob es die Brücke (und alles, was auf dieser Seite des Inns stand) vom Rest der Landschaft abschneiden würde. Und plötzlich dämmerte mir die Bedeutung dieser beiden unbedeutend aussehenden Häuser im Erdgeschoss und dieses Geländers: "Die Grenze", dachte ich, "die verhasste künstliche Grenze zwischen deutschem Land und deutschem Land, die Schande, für deren Abschaffung "er" — unser Hitler — gekämpft hatte, *das* war es, was jetzt vor meinem Auge stand.

Ich erinnerte mich an die unsterblichen Worte, mit denen Adolf Hitler den Sinn seiner Mission für immer mit der Tatsache verbunden hat, dass er nur wenige hundert Meter von dieser künstlichen Grenze entfernt auf die Welt kam: die allerersten Worte von *Mein Kampf*: "Es erscheint mir heute als ein glückliches Zeichen, dass das Schicksal mir Braunau am Inn als Geburtsort zugewiesen hat. Dieses Städtchen liegt in der Tat an der Grenze der beiden deutschen Staaten,

deren Wiedervereinigung wenigstens uns jungen Männern als Lebenszweck erscheint, den es um jeden Preis zu verwirklichen gilt. Deutsch-Österreich muss zum großen deutschen Vaterland zurückkehren, und zwar nicht aus irgendwelchen wirtschaftlichen Erwägungen heraus. Nein, nein, selbst wenn diese Wiedervereinigung vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet gleichgültig, ja, selbst wenn sie schädlich wäre, müßte sie doch stattfinden. "*Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich...*"

Und mir stiegen Tränen in die Augen bei dem Gedanken, dass die Grenze — die es nicht gegeben hatte, solange "er" noch an der Macht war — nun wieder da stand: das greifbare Zeichen des Sieges der dunklen Mächte über "ihn" und über Deutschland, zumindest vorläufig.

"Aber", dachte ich, "Adolf Hitler hat nicht nur dafür gekämpft, alle künstlichen Grenzen auf der Landkarte abzuschaffen — einen deutschen Staat zu schaffen, der 'alle Deutschen bis auf den letzten' und keine fremden Elemente innerhalb seiner Grenzen umfassen würde; — er hat auch dafür gekämpft, *Klassen* und alle Arten von künstlichen Trennungen unter Menschen derselben reinen Rasse abzuschaffen; alle Arten von Trennungen, die in Dingen liegen, *die man erwerben kann*, und die jenes eine wirkliche, von Gott verordnete Band unter den Menschen verbergen und zu unterdrücken vorgeben — jenes eine Band, das der Mensch weder kaufen noch verdienen noch schaffen kann: das Band desselben *Blutes*. Heute, nach der Niederlage seines Volkes, haben die von den Juden beherrschten Demokratien nicht nur die alten Grenzpfähle, die "er" abgeschafft hatte, wieder errichtet, sondern sie haben neue und ebenso schockierende errichtet, die es vor der Ausdehnung des Reiches noch nicht gegeben hatte. Sie haben Deutschland in zwei, wenn nicht in vier — oder in zehn Teile geteilt. Und das ist nur das äußere Zeichen ihrer ganzen entstellten, wahnsinnigen Politik, — ihrer Politik gegen die Natur, ungeheuerliches Ergebnis ihrer ungeheuerlich künstlichen Lebens- und Menschenanschauung. Es ist nur das äußere Zeichen ihres andauernden Krieges im Namen alberner, kranker Phantasien gegen alles, was gottgewollt ist.

Trotzig ging ich zu einem der Grenzposten und stand vor einem ziemlich großen Raum, in dessen Mitte eine gläserne — oder zumindest durchsichtige — Trennwand stand. Auf der einen Seite der Abtrennung saß der deutsche Grenzer, auf der anderen der "österreichische", d.h. ein anderer Deutscher in etwas anderer Uniform. (Tatsächlich sah der "Österreicher" in *diesem* Fall — äußerlich — "germanischer" aus als sein Kollege.)

Die Leute kamen und gingen, zu Fuß und mit dem Fahrrad, zeigten den Männern im Doppelbüro eine Karte — so etwas wie einen Dauerausweis; eine Erlaubnis, die künstliche Grenze beliebig oft am Tag zu überschreiten — und gingen oder fuhren weiter. Ich hatte keine Erlaubnis, die Grenze beliebig oft am Tag zu überqueren, sondern nur einen griechischen Reisepass mit einem Transitvisum für Österreich und einem Einreisevisum für Deutschland, gültig bis

zum 31. Mai 1953. (Natürlich konnte ich die Grenze bei Braunau überschreiten. Ich hatte jedoch die Absicht, den nächsten Tag oder die nächsten Tage in Berchtesgaden zu verbringen, und würde daher die Grenze in Salzburg überschreiten. Außerdem hatte ich mein ganzes Gepäck am Bahnhof gelassen.) Ich versuchte meine Chance und fragte den Mann im ersten Abteil des Zimmers — offenbar den "Österreicher". ob ich nicht mit meinem Pass einen Spaziergang entlang der Straße machen könnte, die hinter der Grenze zwischen zwei Häuserreihen und Gärten hinaufführte, und in etwa einer halben Stunde zurückkommen könnte.

"Sie haben ein Einreisevisum für Deutschland?", erkundigte sich der Mann.

"Natürlich", antwortete ich.

"Wo wurde sie ausgestellt?"

"In Athen, bei der deutschen Botschaft".

Der Mann schaute sich meinen Pass genau an und dann mit Neugierde — und nicht ohne, wie mir schien, wohlwollendes Interesse — mich.

"Sie haben einen griechischen Pass, wie ich sehe."

"Das habe ich."

Der Mann nannte seinen Kollegen — den glücklichen Deutschen, der fünfhundert Meter von ihm entfernt, auf der anderen Seite der willkürlichen Linie, geboren war (und obwohl er, wie ich schon sagte, eindeutig weniger "germanisch" aussah als der Erstgenannte), auch nach der Katastrophe von 1945 das Recht behalten hatte, sich als Deutscher zu bezeichnen.

"Leider", sagte dieser, "dürfen Sie mit diesem Visum nur einmal in das deutsche Hoheitsgebiet einreisen. Es ist nicht für *mehrere* Fahrten gültig. Ich kann Sie gehen lassen und wiederkommen. Aber dann dürfen Sie nicht mehr nach Deutschland einreisen...“

Ich dachte bei mir: "Was für eine Farce! Ach, hätten wir doch diesen Krieg nicht verloren! Dann gäbe es hier jedenfalls keine Grenze, und ich... würde nicht heimlich unter meinem Mädchennamen mit einem griechischen Pass reisen — selbst wenn eine demokratische indische Regierung sich geweigert hätte, meinen indischen Pass zu verlängern."

"Es ist in Ordnung", sagte ich zu den beiden Männern. "Natürlich opfere ich nicht meine Möglichkeit, nach Deutschland zu kommen, für das Vergnügen, diese Straße hinauf und zurück zu gehen. Aber hier, unter uns, darf ich ganz offen sprechen — auch wenn meine Offenheit an Frechheit grenzt? Darf ich Ihnen sagen, was ich von dieser Ihrer Grenze halte?"

Die beiden Männer — die beiden Deutschen — lächelten: das gleiche mitfühlende Lächeln.

"Zu *uns* können Sie sagen, was Sie wollen."

"Ja", antwortete ich ironisch, "gute Demokraten, nehme ich an... In diesem Fall *sollten* Sie die Meinungsfreiheit fördern, das ist das demokratische Credo — *sagen* die Menschen."

Die beiden Grenzsoldaten lächelten noch herzlicher als zuvor.

"Weniger gute Demokraten, als Sie zu glauben scheinen; gerade deshalb sind wir froh, Sie zu hören", sagte der glückliche Deutsche (der sich das Recht vorbehalten hatte, sich offen als solcher zu bezeichnen).

Will, dann werde ich um so mehr nach meinem Herzen sprechen...“, antwortete ich. "Hört zu. Erstens: Ich finde diese Grenze vollkommen lächerlich. Du sprichst von meiner 'Einreise nach Deutschland'. Aber ich *bin doch* hier, in Deutschland. Dies ist deutsches Land, ob die großen Bosse dieser jüdischen Nachkriegswelt das nun wahrhaben wollen oder nicht! Schauen Sie sich die Landschaft auf beiden Seiten des Inns an — dieses deutschen Flusses: die gleiche Landschaft. Seht euch die Menschen an: die gleichen Menschen. Schaut euch selbst an; befragt eure Herzen in aller Aufrichtigkeit. In euren Herzen werden die unsterblichen Worte widerhallen: "Menschen gleichen Blutes sollten unter denselben Staat kommen." (Die Worte stammen nicht von mir; ich brauche Ihnen — so hoffe ich — nicht zu sagen, *von wem* sie stammen.) Eine lächerliche Sache, diese künstliche Grenze zwischen Deutschland und Deutschland. Lächerlich... und auch verbrecherisch: eine ständige Lüge, und eine ständige Schande. Und das ist mein zweiter Punkt: Diese Grenze ist keineswegs weniger verwerflich als die, die die Ostzone von der Westzone trennt. Sie markiert ebenfalls eine Vivisektion des lebendigen Reiches. Aber die Westalliierten — die von der deutschen Einheit sprechen, nachdem sie erfahren haben, daß sie ihren ehemaligen Partnern ohne Deutschlands Hilfe nicht widerstehen können — wollen es nicht zugeben — die gemeinen Lügner!

"Und drittens verabscheue ich *alle* von Menschen gemachten Grenzen; *alle* 'Grenzen' zwischen Menschen gleichen Blutes; alle Staaten, die als 'Bürger' Menschen umfassen, die nach ihrer Rasse einem anderen Staat angehören sollten. Nicht nur das sogenannte 'souveräne' Österreich, nicht nur das Saargebiet und Schlesien und Danzig und Ost- und Westpreußen und alle Provinzen, die ihm von den Russen, Tschechen, Polen oder Franzosen entrissen wurden, sondern auch die flämische Hälfte Belgiens, ganz Holland, Dänemark, Skandinavien usw.... *alle Länder, in denen die germanische Rasse vorherrscht*, sollten eines Tages in das Großdeutsche Reich eingegliedert werden... Das ist es, was ich glaube."

"Das ist genau das, was *wir* glauben", antwortete der sogenannte "Österreicher" zu meinem Erstaunen. "Glaubst du, dass wir ein Mitspracherecht hatten, als diese Grenze wieder einmal eingerichtet wurde? Glauben Sie, *wir* wollen es? Aber wir sind machtlos. Was können wir dagegen tun?"

"Denke Tag und Nacht an Rache und warte — so wie ich!", antwortete ich.

"Das ist genau das, was wir auch tun", erklärte der andere Mann.

"Gut für dich, wenn das so ist! *Auf Wiedersehen*!", sagte ich, als ich wegging. Ich wagte nicht zu sagen: "Heil Hitler!" an so einem öffentlichen Ort.

Es war dennoch erfrischend, die Reaktion dieser beiden Männer auf mein Glaubensbekenntnis in Bezug auf die Grenzen zu hören, an diesem

vierundsechzigsten Geburtstag dessen, der gesagt hat: "*Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich*."

Den Rest meiner Zeit verbrachte ich damit, durch das Städtchen zu schlendern und Dinge und Menschen zu beobachten. Ich betrat eine Bäckerei, um ein paar Brötchen zu kaufen, die ich im Zug essen wollte; ich ging hin und schickte eine Karte an Luise K. (ich hatte das Glück, eine mit einem Bild des Geburtshauses von Adolf Hitler zu finden) und einen Brief nach Indien; ich saß eine Weile auf einer Bank in einem öffentlichen Garten und sah den Kindern beim Spielen zu — so wie "seine" Mutter "ihn" vielleicht (wer weiß?) sechzig Jahre zuvor an derselben Stelle sitzend beim Spielen beobachtet hatte. In einer Seitenstraße warf ich — durch die Hintertür, die zufällig offen stand — einen Blick in eine Werkstatt. Auf einem Schemel, neben einer Maschine, deren Art und Zweck ich nicht erkennen konnte, saß eine große schwarze Katze, die grünen Augen halb geschlossen, die Vorderpfoten ausgestreckt, den Körper in jener ruhigen, sphinxartigen Haltung, die eines der äußeren Zeichen katzenhaften Glücks ist. Ich streichelte das schöne und geheimnisvolle Geschöpf. Es streckte seinen runden Kopf nach vorne, schloss die Augen und schnurrte. Einer der Arbeiter, der mich gerade gesehen hatte, lächelte mir zu und begrüßte mich: "Guten Tag!" Ich erwiderte seinen Gruß. Als er sah, dass die Katze die Aufmerksamkeit, die ich ihr schenkte, offensichtlich genoss, fügte er hinzu: "Es sieht so aus, als ob er *Sie* gern hätte. Er lässt sich nicht von jedem Menschen streicheln" — fast die gleichen Worte, die Adolf Hitlers alter Hauslehrer am Tag zuvor zu mir gesagt hatte, als er die Gunst eines anderen Exemplars der Katzenfamilie sah.

"Es sieht in der Tat so aus", antwortete ich.

Ich dachte darüber nach, dass dieser Arbeiter in den großen Tagen wahrscheinlich die gleiche Bemerkung zu mir gemacht hätte, mit dem einzigen Unterschied, dass er gesagt hätte: "Heil Hitler!" statt "Guten Tag!": "Guten Tag!" Wußte er, — erinnerte er sich — daß heute der Geburtstag des Führers war? Er wusste es zweifellos: Er war alt genug, um in der *Hitlerjugend* erzogen worden zu sein. Wahrscheinlich blickte auch er mit Wehmut auf die vergangenen Jahre zurück, in denen man jeden mit den glorreichen Worten begrüßte, wie selbstverständlich. Aber er konnte nichts *sagen*. Ich hatte kein Wort gesagt, das ihn dazu hätte ermutigen können. Eine Sekunde lang hatte ich das Gefühl, dass ich ihm gerne einen Hinweis gegeben hätte — zum Beispiel, dass ich am Tag zuvor in Leonding gewesen war. Aber ich tat es nicht. Ich lächelte nur traurig, und nach einem gewöhnlichen, harmlosen "Auf Wiedersehen" ging ich meines Weges.

Ein Stück weiter hielt ich an, um einen Garten voller Blumen zu bewundern. Am offenen Fenster im ersten Stock des Nachbarhauses war eine

freundlich aussehende alte Frau zu sehen. Neben ihr, auf der Fensterbank, saß... eine weitere wohlgenährte, glückliche Katze — eine gelbe diesmal; aber zu weit weg, als dass ich sie hätte streicheln können! Ich bemerkte eine Biene, die aus einer Blüte flog, in der sie Honig gesammelt hatte. In der ganzen Stadt herrschte eine friedliche, sonnige und gemütliche Atmosphäre. "So muss es ausgesehen haben, als 'er' ein Kind war", dachte ich noch einmal.

Das früheste Bild, das ich je von unserem Führer gesehen habe, ist eines, das in Braunau aufgenommen wurde, als er etwa ein Jahr alt war. Ich erinnerte mich an dieses Bild — auf dem schon die außergewöhnlichen Augen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen — und stellte mir "ihn" wieder mit seiner Mutter vor — in ihren Armen oder an ihrer Seite — in jenen weit zurückliegenden Tagen, von denen er selbst sagt, dass "nur noch wenig davon in seiner Erinnerung geblieben ist." Friedliche Jahre; Jahre ohne Geschichte; Jahre des langsamen Lebens, wie es die meisten Menschen in Braunau offenbar noch heute leben; Jahre, die uns *nur* deshalb interessieren, weil "er" sie gelebt hat.

"In der Tat", überlegte ich, während ich eine andere malerische, saubere und ruhige Straße entlangschlenderte, "wenn mich die Beschwörung des ein- und zweijährigen Kindes, das Adolf Hitler einmal war, überhaupt so bewegt, dann nur deshalb, weil dieses Kind bereits "*er*" war — der Mann, der dazu bestimmt war, allein gegen den Niedergang der Zeit zu kämpfen; der Mann, der dazu bestimmt war, Deutschland aus dem Staub zu erheben, an die Macht zu bringen und jedem Arier der Welt zu zeigen, wie er sich von der unsichtbaren Tyrannei der jüdischen Lügen befreien kann: unser Führer. Genauso ist es mit allen Kindern: Ich sehe in ihnen das, wovon ich annehme, dass sie es einmal werden; die Kräfte, denen sie in der Zukunft helfen werden — und die, gegen die sie kämpfen werden. Und ich liebe sie (wie die Kinder meiner Kameraden), oder ich mag sie nicht, oder sie sind mir völlig gleichgültig, je nachdem. In "seinem" Fall *weiß ich*, was aus dem Kind werden sollte; was *es wurde*, weiß jeder. Aber... *wer hätte es denn ahnen können*? Wer hätte ahnen können, was aus Josef Goebbels — ebenfalls in einem katholischen Umfeld geboren — einmal werden würde? Wer hätte die Entwicklung der meisten prominenten — und auch der nicht-prominenten — frühen Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung erahnen können, als sie Kinder waren? Und (auch wenn ich der unbedeutendste von allen bin) wer hätte in dem griechischen Nationalisten, der ich als Kind und als junges Mädchen war, den zukünftigen überzeugten Jünger des deutschen Führers, Adolf Hitler, voraussehen können? Die Entwicklung eines Menschen zu beobachten, ist wie das Entstehen eines Wandteppichs unter den Fingern des Kunsthandwerkers: Man muss warten, bis die Grundzüge zum Vorschein kommen, bevor man den Leitgedanken, die verborgene innere Logik, die dem Ganzen zugrunde liegt, erfassen kann.

Aber natürlich gibt es gewisse Wahrscheinlichkeiten, aber auch gewisse Unmöglichkeiten. Man kann praktisch sicher sein, dass die Kinder meiner

Kameraden zu Kämpfern auf unserer Seite heranwachsen werden. Und es ist absolut sicher, dass ein junger Jude, wenn man ihn leben lässt, ein erwachsener Jude wird, und ein junger Halbjude, Vierteljude oder Achteljude usw... auch nicht besser.

Und so wie ich den prädestinierten Babe wegen des Supermanns liebe, der er geworden ist, so liebe ich diese kleine Stadt mit ihrem ruhigen, langsamen, lächelnden Leben um des großen Lebens des Glaubens und des Kampfes, des Liedes und des Stolzes und des Widerstandes und des Triumphes willen — des Triumphes trotz allem, ja, *auch jetzt.* den der hier geborene Sohn von Alois und Clara Hitler uns gebracht hat.

Ich stellte mir die Begeisterung vor, die hier in Braunau an einem Tag wie diesem geherrscht haben muss, als Adolf Hitler auf dem Höhepunkt seiner Macht war. Wie gerne hätte ich *diese* Atmosphäre ausgelassener kollektiver Freude diesem langsamen Leben vorgezogen, das sich Tag für Tag in Ruhe entfaltet! Ich erinnerte mich an die Worte, mit denen Robert d'Harcourt, ein französischer Akademie-Schriftsteller und Feind unseres Glaubens, in einem Artikel, den ich in einer Literaturzeitschrift gelesen hatte, unser Regime charakterisiert hatte: "Im Dritten Reich gab es nur Platz für zwei Gefühle: Begeisterung... oder Terror." "Ja, mein lieber Herr", dachte ich bei der Erinnerung an diese Worte, "genau das will ich: Begeisterung in unseren Herzen, Schrecken in denen unserer Feinde; stolze und schöne nationalsozialistische Jugendliche, die durch die Straßen marschieren und im Rausch der wiedergewonnenen Macht singen: '*Wir sind die Sturmkolonnen, zum Rassenkampf bereit...* '; und die Juden und die Sklaven des Judentums zitternd hinter ihren geschlossenen Fenstern und verbarrikadierten Türen, im Bewusstsein des Schicksals, das sie erwartet! *Ja,* gebt uns *das* unbedingt zurück, unsichtbare Mächte des Lichts, arische Götter, die nur die vergrößerte Projektion der verborgenen Möglichkeiten unserer eigenen Rasse sind! Gebt uns *das* zurück, statt dieser sogenannten 'besseren Welt', die so langweilig ist wie ein Sonntagnachmittag in der Provinz, und die uns sowohl die christlichen Kirchen als auch die Diener der internationalen Freimaurerei aufzwingen wollen!" Der französische Akademiker dachte zweifellos, er würde uns niedermachen — er *wollte* uns niedermachen — als er diesen wunderbaren Satz schrieb. Ich wünschte, ich könnte ihm ins Gesicht sagen, dass sein Satz im Gegenteil meine eigene, am meisten gehegte Sehnsucht beschreibt. Ich wünschte, ich könnte ihm sagen: "Gerade *weil* er uns *das* gegeben hat, — anstelle des alltäglichen, sinnlosen, von Kriegsfreude freien Lebens, das *Ihnen* wahrscheinlich gefällt, — verehren wir unseren Führer!"

Und ich erinnerte mich auch an etwas, das ich vor etwa einem Jahr zu einer englischen Dame gesagt hatte (sehr zu ihrem Widerwillen): "Ich finde Frieden langweilig...“

Und wieder fragte ich mich: Würde es mir jemals vergönnt sein, zu sehen, wie sich diese unbarmherzige revolutionäre Freude, die in uns wohnt, im Namen

unseres Führers erneut in Millionenhöhe ausdrückt? Würde ich dabei sein, wenn der Tag wirklich kommt, an dem sie sich ausdrückt? Würde ich das Vergnügen — und die Ehre — haben, sie zu entfachen?

Etwas in der Tiefe meines Herzens antwortete mir: "Warum nicht?" War ich nicht schon am Geburtstag Adolf Hitlers in Braunau am Inn, wie ich es mir so lange gewünscht hatte? Das war ein Zeichen des Himmels.

Ich fand mich unweit des Hauptplatzes wieder — irgendwo hinter den Häusern, die die linke Seite des Platzes bilden, wenn man in Richtung Inn blickt. Vor mir stand eine Kirche. Es kam mir in den Sinn, dass Adolf Hitler möglicherweise dort getauft worden war, denn es war nicht weit von dem Haus entfernt, in dem seine Eltern wohnten. Ich war mir natürlich nicht sicher und konnte mich auch völlig irren. Aber ich trat ein.

Es war eine sehr alte Kirche, viel größer und viel reicher geschmückt als die, die ich in Leonding besucht hatte. Ein paar ältere Frauen — und ein sehr junges Mädchen — knieten hier und da im Gebet. Auch *ich* kniete nieder, aber in einer ganz anderen Stimmung als in Leonding. Ich kniete nieder und dachte nach und wurde mir der einen Realität intensiv bewusst, die mein ganzes Leben lang das Zentrum all meiner Überlegungen, das Thema fast aller meiner Gespräche und das Motiv all meiner Handlungen war: der ständige - unvermeidliche - Konflikt zwischen dem arischen und dem christlichen Geist, in dem ich von Anfang an auf der arischen Seite gekämpft habe. Dann erinnerte ich mich an einige Episoden der deutschen Geschichte. Und ich staunte darüber, dass nicht nur *ich* — das einsame, machtlose Individuum, das sterben und keine Spuren hinterlassen wird. sondern Deutschland als Ganzes, *Deutschland als historische Kraft*, von Anfang an auf der Seite der Arier gekämpft hat. Und die Geburt Adolf Hitlers in dieser Stadt, in einer katholischen Familie, an einem Tag wie heute, vierundsechzig Jahre zuvor, — dieses Wunder — erschien mir als der längst verdiente und endgültige Sieg Deutschlands über die internationale Lehre, die den "Menschen" in den Mittelpunkt aller Dinge stellt und verkündet, dass die Seele eines Juden oder eines Negers in den Augen Gottes die des reinsten Ariers wert ist.

Ob in dieser oder in einer anderen Kirche (es macht keinen Unterschied), das göttliche Kind wurde katholisch getauft; durch die Kraft der überlieferten Riten und des priesterlichen Zaubers in jene internationale Bruderschaft in Christus gezwungen, die sich über Blut und Boden und alle Bindungen dieser Erde stellt. Aber in ihm lebte, stärker als die sakramentalen Worte und stärker als der jahrhundertelange christliche Einfluss, den diese Worte mit sich brachten, die bis dahin halbbewusste germanische Seele, bereit, sich zur bestimmten Zeit und auf die bestimmte Weise wieder zu behaupten. Auf Anordnung des "Allmächtigen Vaters des Lichts" — der geheimnisvollen Lebenskraft in der Sonne, die in den

Wäldern und an den Feuerstellen des uralten Deutschlands verehrt wurde — und aller arischen Götter sollte er die lebende Inkarnation des Bewusstseins von Blut und Boden in unserer Zeit sein. Er war bereits derjenige, der zurückkommt, wenn die Wahrheit von Blut und Boden — und die Wahrheit des Krieges als Pflicht für die natürliche Aristokratie dieser Erde — in Vergessenheit gerät; der späte, aber unwiderstehliche Rächer, den so mancher deutsche Krieger vergeblich angerufen hatte, als er tausend Jahre zuvor die heilige Eiche unter Bonifatius' Axt hatte knacken hören und fallen sehen. Und so blieb der Bann der christlichen Taufe ohne Wirkung.

Doch die glückliche Mutter verließ die Kirche mit dem weiß gekleideten Baby im Arm. Der Vater und die Gäste standen an ihrer Seite. Und es gab ein Festmahl im Haus. Doch nicht einer von denen, die an diesem Tag um den reich gedeckten Tisch saßen, sollte vielleicht jemals — auch nicht im Laufe der folgenden Jahre — erkennen, *wer* dieses prädestinierte Kind war.

Und plötzlich dämmerte es mir, dass *ich* es erkannt hatte; dass *ich wusste, wer* mein Führer war — wer er *ist* — ich, der ich ihn nie gesehen hatte. "Würdest du dieses Privileg für das Privileg, ihn gesehen zu haben, aufgeben?", fragte mich eine stille Stimme in mir. Und ich antwortete entschieden: "Nein!" Ich war — für eine Weile — von einer ungeheuren Befriedigung erfüllt. Ich fühlte mich meinem Führer näher als alle, die ihn gesehen, aber nicht verstanden haben... Dennoch... Warum hatte ich ihn nicht *auch* gesehen? Würde ich ihn jemals sehen? fragte ich mich zum hunderttausendsten Mal, als ich aufstand und auf die Straße ging.

Ich ging zurück zu dem zweistöckigen Haus unweit des Kastanienbaums — dem Haus, in dem "er" gehörnt wurde. Es ist jetzt eine Bibliothek und eine Schule. Ich ging die Treppe hinauf, ging den Gang im ersten Stock entlang und schaute durch die massiven, weiß getünchten Steinbögen, die einen Teil des Ganges säumten, zu meiner Rechten auf den Hof, die Bäume und die anderen Häuser auf der Rückseite des Hauses. Der Durchgang war mit groben Ziegeln gepflastert. Die Bögen leuchteten in blendendem Weiß gegen den tiefblauen Frühlingshimmel. Man hatte einen weiten, offenen Blick, denn die Häuser in der unmittelbaren Nachbarschaft waren ziemlich niedrig. Ich stieg in den zweiten Stock hinauf, folgte dem Korridor, der teilweise von massiven, weiß gekalkten Bögen gesäumt war, die genau so aussahen wie die unteren, und warf noch einmal einen Blick auf den Hof und die niedrigen Dächer, ging zurück zur Treppe und dann noch einmal den Korridor entlang, wobei ich mich fragte, wen ich wohl bitten könnte, mir das bestimmte Zimmer zu zeigen, das ich sehen wollte — denn es *gab* niemanden, den ich fragen konnte.

Die Türen, die in den Gang führten, waren alle geschlossen, bis auf eine, hinter der ich hörte, wie jemand Möbel umstellte — anscheinend, um Ordnung zu schaffen. Ich klopfe vorsichtig an, einmal und dann noch einmal. Eine Frau spähte

heraus, ohne die Tür ganz zu öffnen. "*Guten Tag"*, sagte ich, aber etwas in ihrer Haltung ließ mich zögern.

"*Guten Tag"*, antwortete sie. "Was wollen Sie?"

"Entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe", antwortete ich etwas schüchtern. "Ich bin ein Besucher. Ich würde gerne wissen, ob Sie so freundlich wären, mir zu zeigen...“

Ich habe nicht gesagt, *was* ich mir von ihr zeigen lassen wollte. Dazu hatte ich keine Zeit, denn sie unterbrach mich unverblümt: "Hier gibt es nichts zu sehen", sagte sie: "Nichts als Schulräume und eine Bibliothek im Erdgeschoss. Sie sind doch sicher nicht gekommen, um das zu sehen." Und sie schlug mir die Tür vor der Nase zu.

War sie gegen uns — gegen Adolf Hitler? Kann es wirklich jemanden geben, der gegen ihn ist, hier in Braunau, wo er auf die Welt gekommen ist? dachte ich, — und sofort hielt ich die Frage selbst für dumm. Auch in Braunau *konnte es* offenbar solche Leute geben, und diese Frau konnte eine sein. Oder war sie im Gegenteil so fanatisch von der Heiligkeit des Ortes überzeugt, dass sie nicht wollte, dass Fremde ihn sehen? Ich werde es nie erfahren. Auf jeden Fall war ich bitter enttäuscht.

"Ich wollte das Zimmer sehen, in dem unser Führer geboren wurde. Wer weiß? Vielleicht ist es genau dieses Zimmer", überlegte ich und spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. "Und ein zorniges Schicksal verbietet mir, es zu sehen; verbietet mir sogar, zu wissen, hinter welcher Tür es liegt!" Aber nach einer Sekunde dachte ich: "Es ist jedenfalls nicht schlimmer als das zornige Schicksal, das mir verboten hat, *ihn* auf dem Höhepunkt seines Ruhmes zu sehen...“

Ich ging noch einmal bis zum Bogen am Ende des Ganges und schaute in den blauen Himmel — so rein, so blau!

"Adolf Hitler ist in den ereignislosen Jahren seiner frühen Kindheit, in denen es für ihn wenig zu erinnern gab, zweifellos diesen Gang entlanggegangen und hat durch diesen Bogen in den Himmel geblickt", dachte ich.

Und wieder bedrückte mich der Gedanke, dass ich ihn nie gesehen hatte — dass es sein könnte, dass ich ihn nie sehen würde. Aber die stille Stimme meines besseren Selbst, so fern und so heiter wie der blaue Himmel, erhob sich in meinem Herzen und sagte: "Es stimmt, du hast ihn nie gesehen, aber du hast erkannt, wer er ist; es stimmt, du warst nicht an seiner Seite — nicht einmal unter seinem Volk — während der großen Tage, aber du gehörst zu ihm. Und die Worte, die du zu seinem Lob und dem seines Volkes gesprochen oder geschrieben hast, sind wahr für alle kommenden Zeiten; wahr außerhalb des sich bewegenden Reiches der Zeit. Und die Zeit, die die Welten zu Staub reduziert, kann dich nicht von ihm wegreißen!"

Und ich spürte, wie der Frieden des Himmels, der über allen Kämpfen — auch den unseren — steht, in mich eindrang.

Ich ging langsam die Treppe hinunter, warf einen letzten Blick auf das Haus und ging zurück zum Bahnhof.

Weniger als eine Stunde später saß ich im Zug auf dem Weg nach Berchtesgaden — mein nächster Meilenstein auf meiner Pilgerreise.

Kapitel 3

BERCHTESGADEN; OBERSALZBERG; KÖNIGSSEE

Salzburg — eine weitere künstliche Grenze zwischen Deutschland und Deutschland. "Bis wann?", dachte ich, als ich das Zollamt betrat und so viel wie möglich von meinem Gepäck trug, während der Gepäckträger mir mit dem schweren Koffer folgte.

Ein Zollbeamter in Uniform spricht mich an: "Lassen Sie Ihre Sachen hier: Die Männer, die sie untersuchen werden, sind noch nicht da; Sie haben genügend Zeit, um eine Tasse Kaffee zu trinken — oder Geld zu wechseln, wenn Sie das brauchen", sagte er. Ich bedankte mich für die Auskunft und ging in die Wechselstube.

"Wie viele Mark bekomme ich für zwanzigtausend Franken?", fragte ich. Ich wollte zuerst meine Franken loswerden. (Die Dollars würde man überall leicht wechseln können, dachte ich.)

Das Mädchen am Schalter rechnete...“Zwanzigtausend... Sie werden etwas mehr als zweihundert Mark bekommen. Die deutsche Mark ist heute fast, wenn auch nicht ganz, hundert Franken wert. Sie ist gestiegen."

Mein Gesicht erhellte sich, und ein Triumphschrei entrang sich meiner Brust: "Oh, wie froh bin ich, das zu hören!"

Fünf Jahre zuvor hatte man fünfundsiebzig und sogar fünfundsechzig Francs für eine Mark gegeben, und der offizielle Wechselkurs hatte bei achtzig gelegen. Blitzartig erinnerte ich mich an jene grausamen Tage, als Deutschland hungerte, als seine Fabriken jeden Tag von "*diesen Lumpen*" — wie ich die alliierten Mächte gewöhnlich nannte, wenn ich nicht unbedingt höflich sein musste — demontiert wurden. Ich wiederholte mit dem ganzen überzeugenden Nachdruck aufrichtiger Freude: "Oh, wie froh bin ich!"

Das Mädchen am Schalter schaute mich erstaunt an: Reisende, die Geld wechseln wollten, drückten ihre Gefühle im Allgemeinen nicht so vehement aus. Aus der Sicht des durchschnittlichen Touristen, der sich mit möglichst wenig Geld möglichst viel Vergnügen erkaufen möchte, gab es im Übrigen keinen Grund zur Freude über den stetigen Anstieg der D-Mark — im Gegenteil!

"Aber *du* verlierst dadurch, dass die Marke gestiegen ist", sagte sie. "Verstehst du das nicht?"

"Natürlich, aber das ist mir völlig egal", antwortete ich begeistert. "Ich sehe in dem, was du mir erzählst, nur eines: das greifbare Zeichen, dass es mit Deutschland wieder aufwärts geht — zumindest wirtschaftlich. Nun, das ist sicher nicht alles. Es ist kaum der Anfang von dem, was ich mir ersehne. Aber es ist *etwas* — vor allem, wenn man in diese acht schrecklichen Jahre zurückblickt. Einhundert französische Francs für eine Mark. Hundertzehn in sechs Monaten. Und nächstes Jahr hundertfünfzig, — hoffe ich! Ich erinnere mich an die Tage, als 'sie' ihren satanischen 'Morgenthau-Plan' vorgelegt hatten... Wo ist dieser verdammte Plan *jetzt*? '*Vom Winde verweht*!' — weg, wohin alle ihre utopischen Pläne — einschließlich der 'Europäischen Armee' unter amerikanischem Kommando, ihrem neuesten — gehen werden, einer nach dem anderen (hoffe ich!). Nichts kann das deutsche Volk in seinem Vormarsch aufhalten — nichts! Oh, ich bin so froh! — Geben Sie mir, bitte, für zwanzigtausend Franken so viel Mark, wie Sie können."

Das Mädchen, das meiner halb politischen, halb lyrischen Tirade mit stillem Stolz und gesteigertem Interesse zugehört hatte, nahm meinen Reisepass. "Aber ich dachte, Sie sind Deutscher", sagte sie, als sie ihn betrachtete.

"Ich bin Grieche", antwortete ich. "Oder teils Grieche und teils Engländer, um genau zu sein."

Sie starrte mich an, erstaunter denn je. Ihrer Meinung nach konnten meine Tirade und mein Reisepass nicht *beide* echt sein. Eines von beidem war zwangsläufig falsch. An der Aufrichtigkeit meiner Tirade *konnte* sie ebenso wenig *zweifeln* wie an der Farbe meiner Augen: *Sie war zu offensichtlich*, um geleugnet zu werden. Sie bezweifelte also die Echtheit meines Passes...

"Hm!", murmelte sie und bezog sich dabei auf meine Nationalität, "das hätte niemand gedacht!"

Und sie fügte hinzu, als wolle sie noch deutlicher machen, was sie meinte: "Sowohl England als auch Griechenland haben in diesem Krieg gegen uns gekämpft."

"Das mag sein, aber *ich* habe es nicht getan", rief ich unter Protest. "Vom anderen Ende der Welt aus, wo ich damals war, habe ich alles getan, was ich konnte, um Deutschlands Kriegsanstrengungen zu unterstützen. Und ich werde es immer bedauern, dass ich nicht die Möglichkeit hatte, viel mehr zu tun. Schmeißt *mich* nicht in einen Topf mit denen, die für den Sieg der dunklen Mächte gearbeitet haben!

Das Mädchen schenkte mir ein mitfühlendes Lächeln. "Ich bin weit davon entfernt, Sie mit unseren Feinden 'in einen Topf zu werfen', sondern im Gegenteil davon überzeugt, dass Sie Ihre Pflicht getan haben — und mehr noch, dass Sie sie heute noch tun", antwortete sie.

"Ja", überlegte ich, während sie das Geld zählte, "es war und ist die Pflicht eines rassisch bewussten Ariers wie mir, mit dem nationalsozialistischen

Deutschland zu stehen oder zu fallen." Und zu ihr gewandt, sagte ich: "Du hast recht: Ich habe wenigstens mein Bestes getan und tue es auch."

Ich wollte meine Haltung erklären. Aber gerade dann kam eine andere Person herein, die ebenfalls Geld wechseln wollte. Und das Mädchen blieb in dem Glauben, dass ich ein Deutscher sei, der mit einem falschen Pass reist.

Fünf Minuten später, am Zoll, wohin ich zurückgekehrt war, fühlte ich mich etwas unwohl, als ich meinen Koffer öffnete. Nicht, dass ich, wie 1948, mit mehreren tausend Nazi-Flugblättern unterwegs war. Aber ich hatte eine ganze Reihe von Exemplaren meiner beiden Bücher *Gold im Ofen* und *Trotz* — beide inzwischen gedruckt — sowie meiner noch unveröffentlichten Prosa-Gedichte *Für immer und ewig dabei*. Und diese Schriften sind sicherlich genauso nationalsozialistisch wie alle meine früheren Flugblätter oder Plakate, und sicherlich genauso gefährlich — wenn nicht sogar noch gefährlicher — vom demokratischen Standpunkt aus gesehen.

Mein Unbehagen wuchs, als der Zöllner ein Exemplar von *"Gold im Ofen" in die Hand nahm*, es aufschlug, die Widmung — "Den Märtyrern von Nürnberg" — las, das Titelbild — ein Foto des Gefängnisses von Werl — sah und die letzten Worte des Vorworts las: "Heil Hitler!" und fragte mich: "Haben Sie viele dieser Bücher bei sich?"

"Nur dieses Exemplar", antwortete ich, mit echter Gleichgültigkeit lügend, denn ich war plötzlich ganz ruhig geworden — auch innerlich — wie immer in ähnlichen Situationen.

"Wie soll dieser Mann denn erraten, dass ich 'Savitri Devi', die Autorin des Buches, bin", überlegte ich. "Ich bin in den Augen der Welt wieder zu 'Maximiani Portas' geworden."

Aber es sah so aus, als ob der Mann mit meiner Antwort nicht zufrieden war. Er nahm ein anderes Buch aus meinem Koffer, diesmal "*Defiance"*, und öffnete es ebenfalls! Er sah das Titelbild, mein eigenes Foto, darunter den Namen der Autorin, Savitri Devi, und blätterte die Seite um, las die Widmung:

An meinen geliebten Kameraden und Freund
Hertha Ehlert,
und all jenen, die für die Liebe zu unserem Führer gelitten haben,
für die Größe seines Volkes,
und für den Triumph dieser ewigen Wahrheiten
für die er und sie bis zum bitteren Ende gekämpft haben.

An *diese* Möglichkeit hatte ich nicht gedacht...

Noch einmal schaute der Mann mich aufmerksam an und dann... auf das Foto.

Ich plante in aller Ruhe: "Wenn es Ärger gibt, werde ich diesen Leuten sagen, dass die Bücher von meiner Zwillingsschwester geschrieben wurden, die den Pseudonym 'Savitri Devi' benutzt. Vielleicht werden sie mir glauben und keine weiteren Nachforschungen anstellen...“

Aber ich brauchte die Durchführbarkeit meines Plans nicht zu prüfen. Denn der Mann schenkte mir das unverkennbare Lächeln der Kameradschaft — das gleiche, das auch das Gesicht von Luise K. und Frau J. erhellt hatte; das Lächeln, das so viel bedeutete wie eine nach mir ausgestreckte Hand und die Worte "Ich gratuliere Ihnen!" Und ohne eine Silbe zu sagen, legte er das Buch zurück, klappte meinen Koffer zu und machte mit Kreide das Kreuz, das bedeutete, dass ich meine Reise fortsetzen durfte, — frei, meinen schriftlichen Treueeid an meine deutschen Kameraden und Vorgesetzten zu tragen.

Die Sonne stand schon hoch, als ich am nächsten Morgen in Berchtesgaden aufwachte.

Ich ging zum Fenster, zog die Jalousien beiseite und staunte über den Anblick der Landschaft: hinter den schrägen Dächern der Häuser, die sich meinem Hotel gegenüber befanden, steile, bewaldete Hügel; und dahinter: andere Hügel, von einem dunkleren, blaueren Grün; und noch weiter, und noch höher: schneebedeckte Gipfel, die wie Silber gegen den strahlend blauen Himmel glänzten. Der Fluss — die Salzach, ein graublauer Gebirgsbach — rauschte, laut und schäumend, unter der Brücke hindurch, die ich am Abend zuvor überquert hatte, als ich vom Bahnhof zu diesem Hotel kam, das genau gegenüber lag.

Ich öffnete das Fenster und atmete tief ein, ich fühlte mich leicht und jung, gestärkt durch kosmisches Leben; für einmal war ich mir all meiner vergangenen Versäumnisse, Schwächen und Misserfolge nicht bewusst, als wäre ich neu geboren. Der Duft der Tannenwälder und die scharfe Luft der schneebedeckten Gipfel und ihr strahlendes, traumhaftes Weiß empfingen mich in dem geheiligten Gebirgsort, dessen Name für immer mit dem von Adolf Hitler verbunden ist: Berchtesgaden.

Aber wie ruhig alles war! — wie anders als in den großen Tagen! Und "er" war nicht mehr da. Bei diesem Gedanken vergaß ich die Pracht des Waldes und der leuchtenden Bergkette und wurde wieder von dem alten Gefühl des unwiederbringlichen Versagens, der unaussprechlichen Schuld ergriffen. Hätte ich nur zehn Jahre früher kommen können, dann hätte ich "ihn" sehen können; vielleicht hätte ich seine Stimme gehört, die mich persönlich ansprach (wer weiß?). Und als die Katastrophe kam, wäre ich mit ihm verschwunden, mit ihm gestorben oder für ihn gestorben — eins von den dreien. Und *jetzt*?... Jetzt war alles so still — zumindest an der Oberfläche. Jetzt sah von allem, was ich liebte, alles tot aus — außer den Kiefernwäldern in ihrer frühlingshaften Lieblichkeit und den smaragdgrünen Wiesen voller Gänseblümchen und Butterblumen und den

fernen weißen Gipfeln, die sich so weiß gegen den reinen, blauen Himmel abhoben. Aber ich erinnerte mich an Luise K. und an Frau J. und an den alten Hauslehrer des Führers und an die Familie H.; und an den jungen Arbeiter im Zug, auf dem Weg nach Braunau, und an die Wachen an der falschen Grenze, die mit mir die Wiederauferstehung des Großreichs erwarteten, und an den Zöllner in Salzburg, der mir das Lächeln der Kameradschaft geschenkt und mir erlaubt hatte, meine Bücher ins Land zu nehmen, wohl wissend, was sie sind und was ich bin. Und es schien mir, als ob sie alle sagten: "Sind wir nicht auch lebendig, auch wenn wir auf den ersten Blick vielleicht tot aussehen? Habt ihr schon vergessen, wie bereit wir alle sind, euch die Arme zu öffnen, die wir "ihn" so lieben wie wir? Ihr werdet uns überall in diesem stillen, besetzten, versklavten Land finden — uns, 'sein' Volk."

Und bei dem Gedanken an sie — und an die Kameraden, die ich sehr bald zu treffen erwartete — schämte ich mich, auch nur eine Sekunde lang den wachsenden Einfluss unseres Glaubens auf das deutsche Volk in Frage gestellt zu haben. Und ich war mir sicher, dass ich hier, nicht weniger als in Linz und Braunau, neben den stimmungsvollen Überresten der jüngsten Vergangenheit untrügliche Zeichen des Triumphes unseres Geistes in einer Zukunft ohne Ende finden würde.

Ich wusch und zog mich schnell an, ging hinunter, trank eine Tasse Kaffee und ging, nachdem ich mich nach dem Weg zum Obersalzberg erkundigt hatte, in den Sonnenschein hinaus.

Ich folgte der Straße entlang des Flusses, wie mir gesagt worden war. Auf der gegenüberliegenden Seite sah ich weitere bewaldete Hänge, hinter denen sich weitere schneebedeckte Berge erhoben. Ich bewunderte sie, während ich weiterging. Ich bewunderte auch die Schönheit der Häuser und Gärten entlang der beiden Straßen, die an den Fluss grenzten, oder hier und da an den Hängen inmitten von Bäumen; die Sauberkeit der kleinen Stadt (die übrigens viel größer war, als ich gedacht hatte) und den Fluss selbst, den tosenden, blaugrauen Fluss, der sich zu meiner Rechten seinen Weg bahnte.

Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch bald durch das Muhen von Rindern geweckt. Es kam mir seltsam vor, denn ich konnte keine Bauernhöfe in der Nähe sehen, kein Vieh, das auf irgendeiner Wiese in der Nähe graste. Es hörte sich an, als käme es von irgendwo am Straßenrand. Ich ging ein paar Schritte weiter und fand mich vor einem offenen Hof wieder, an dessen Rückseite ein rechteckiges Gebäude stand, das weder schön noch hässlich aussah: ein Gebäude, das *alles hätte* sein können. Aber als ich den Zettel an einer der offenen Türen, die in den Hof führten, las — den harmlosen, beiläufigen (definitiv "unpolitischen"!) Zettel, den neunundneunzig Prozent der "vernünftigen" zweibeinigen Kreaturen dieser

Erde wie selbstverständlich gelesen und eine Minute später vergessen hätten, — schauderte es mich. Der Zettel lautete: "Der Zutritt zum Schlachthof ist all jenen verboten, die nicht innerhalb seiner Umzäunung arbeiten."

Das war es also, was dieses Gebäude war! Und *das* war es, was das Brüllen bedeutete: die Reaktion der instinktiven Angst vor dem bevorstehenden Tod; ein möglichst plötzlicher und schmerzloser Tod — zumindest hoffte ich das, — aber dennoch: der Tod. Und *das* in dieser Stadt, die durch Adolf Hitlers Anwesenheit für alle Zeiten geheiligt wurde! Ich erinnerte mich an eine Passage aus den berühmten *Goebbels-Tagebüchern*, die sich auf die Achtung des Führers vor dem Leben der Tiere und seine entschiedene Ablehnung des Fleischessens bezieht: "Er" (Adolf Hitler) "ist mehr denn je davon überzeugt, dass Fleischessen falsch ist. Er weiß natürlich, dass er während dieses Kampfes nicht unsere gesamte Ernährungswirtschaft umstoßen kann. *Aber nach dem Krieg hat er ernsthaft die Absicht, auch dieses Problem in Angriff zu nehmen*." (*Die Goebbels-Tagebücher*) Allein die Tatsache, dass die Mitteilung, die ich gerade gelesen hatte, in Deutsch, in "seiner" Sprache abgefasst war — so selbstverständlich dies auch war. erschien mir als ein Sakrileg; und die Existenz dieses Hauses des Todes am Fuße jener Hügel, in denen er seinen Wohnsitz gewählt hatte, als ein noch größeres. Denn *das* hatte er nicht gewollt. Er hatte ein Deutschland, ein Europa — eine Welt — ohne Schlachthäuser gewollt. Und "nach dem Krieg" wollte er sich auch an die Aufgabe machen, eine solche Welt zu schaffen. Ach, hätten wir — hätte *er* — doch diesen Krieg gewonnen!

Ich erinnerte mich an die Reihe von Gesetzen gegen jede Form von Tierquälerei, die in meinen Augen immer eine der größten moralischen Errungenschaften des Dritten Reiches gewesen war: Ich erinnerte mich an die Tatsache, dass bestimmte ständige Grausamkeiten in Form von Experimenten an lebenden Tieren an bestimmten ausländischen Universitäten, von denen ich wusste, während dieses Krieges auf Anordnung der deutschen Besatzungsbehörden verboten worden waren; ich erinnerte mich auch an das Gebot unseres glorreichen nationalsozialistischen Glaubensbekenntnisses, das in einer von Alfred Rosenberg zusammengestellten Broschüre enthalten war und auf das seine Ankläger im Nürnberger Prozess anspielten. "Du sollst an die Gegenwart Gottes in allen Lebewesen, Tieren und Pflanzen glauben."

Kein Regime im Westen hat jemals so viel getan wie das unsere, um den Menschen die Überzeugung zu vermitteln, dass Tiere Rechte haben. Kein Glaube im Westen oder im Osten hat jemals so deutlich wie der unsere den Vorrang der Tiere vor potentiell gefährlichen Menschen — geschweige denn vor tatsächlich gefährlichen Menschen — proklamiert. Kein Staat hat jemals mit so absoluter Konsequenz an der Spitze dieser besonderen Werteskala — *meiner* Werteskala — gehandelt wie der deutsche nationalsozialistische Staat.

Es kam mir in den Sinn, dass es vielleicht gerade diese besondere und durch und durch heidnische Werteskala war, die mich mehr als alles andere von meiner

Umwelt abgeschnitten und zu dem gemacht hat, was ich bin, *bevor* ich überhaupt wusste, wie ich mich nennen sollte. Mein ältester Groll gegen die Juden, und das Einzige, was mich zuvor tatsächlich unempfänglich für jede Art von Sympathie für sie gemacht hatte, war das "koschere" Schlachthaus. Und in meinem Herzen hatte ich schon immer jeden Fleischesser verachtet, der von "Menschlichkeit" und "universeller Liebe" spricht, und jeden Gründer einer neuen Ära, der zufällig von dieser Art ist, als durch und durch minderwertig gegenüber unserem Führer betrachtet.

"Er" aß nicht nur kein Fleisch und duldete keine "koscheren" Schlachthöfe in seinem arischen Land; sondern er plante, "nach dem Krieg" — nach dem Sieg; nachdem Deutschland den Westen kontrolliert haben würde und in der Lage wäre, die Nahrungsmittel der ganzen Welt zu billigen Preisen zu erwerben — allmählich, aber gründlich, ein für allemal jene stehende Schande der sogenannten Zivilisation zu unterdrücken: das Schlachthaus im Allgemeinen, wie "perfektioniert" es auch sein mochte. Er hatte vor, diese Todesindustrie abzuschaffen, nicht nur aus Respekt vor dem Leben der Tiere, sondern auch, weil er in der Tatsache, dass sich die höhere Menschheit von den Leichen geschlachteter Tiere ernährt, wenn andere Nahrungsmittel zur Verfügung stehen, etwas ganz und gar Hässliches und Ungesundes sah; und auch — vielleicht vor allem — weil er sich mehr als jeder andere bewusst war, was für ein Grauen das Leben eines professionellen Mörders sein muss, und weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, dass irgendein Sohn seines Volkes durch Gewohnheit und Umstände zu einem solchen Leben gedrängt würde.

Und ich dachte noch einmal, zum millionsten Mal, während ich all dies vor Augen hatte: "Ach, hätten wir doch diesen Krieg gewonnen! Hätte unser geliebter Führer nur die Möglichkeit gehabt, seine großen Pläne zu verwirklichen!"

Ich ging weiter, fand die Straße rechts, von der das Mädchen im Hotel gesprochen hatte — die Straße, die bergauf führte, zum Obersalzberg. Langsam folgte ich diesem Weg und atmete tief den Duft der Wälder ein, die sich zu beiden Seiten des Weges erstreckten.

Die Sonne wurde immer heißer und heißer. Ab und zu blieb ich stehen und blickte auf die Landschaft unter mir zurück. Das eigentliche Tal, durch das ich gekommen war, war nicht mehr zu sehen; auch die Hänge auf der gegenüberliegenden Seite waren mir nun praktisch verborgen, denn die Straße schlängelte sich durch neue, ebenfalls bewaldete Hügel. Doch die höheren Berge leuchteten wie eh und je, blendend weiß, in der Sonne. Je weiter ich hinauffuhr, desto besser konnte ich sie sehen. Und immer mehr schneebedeckte Gipfel tauchten hinter den neuen grünen Hügeln auf, durch die mich der Weg führte. Ich setzte mich für eine Weile auf einen Baumstamm am Wegesrand und lauschte dem Zwitschern eines Vogels, dem Rascheln der Blätter — der Stimme des

Lebens im Wald. Ab und zu fuhr ein Auto oder ein Motorrad vorbei und verschwand in Richtung Obersalzberg.

Ich stand auf und ging weiter bergauf, mit dem Gefühl, dass jeder Schritt mich dem Ort näher brachte, an dem mein Führer in all seiner Herrlichkeit gesessen hatte. Ich stellte mir die Autos vor, die *damals*, in den großen Tagen, diese herrliche Straße hinauf- und hinuntergefahren sein müssen, um Beamte und hohe Gäste zu ihm zu bringen, der die sichtbare Seele Deutschlands und das Zentrum der westlichen Welt war. Wie ruhig und still war alles, jetzt, wo "er" nicht mehr da war! Und wieder drängte sich die eine Frage in mein Bewusstsein: Wo ist "er" *jetzt*, wenn er lebt? Wird mir jemals die Ehre und Freude zuteil werden, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, noch einmal in seiner Macht? Und zusammen mit dieser einen Frage das gleiche alte Bedauern, das mich seit 1945 quält und das mich offenbar bis zu meinem Tod quälen wird, wenn ich "ihn" nicht eines Tages an der Spitze des Westens sehe: "Oh, warum bin ich nicht früher gekommen?" Und dieselbe unaussprechliche Bitterkeit erfüllte mich, während ich weiter und weiter durch die traumhafte Landschaft ging.

Ich kreuzte ein junges Paar. Sie grüßten mich; wir wechselten ein paar banale Worte:

"Schönes Wetter, nicht wahr?"

"Ja, schön!"

"Aber ein bisschen zu heiß. Wir hätten den Bus nehmen sollen."

"Oh, das macht wenig Unterschied. Ich ziehe es auf jeden Fall vor, zu laufen."

"*Aufwiedersehen*! — *Aufwiedersehen*!"

Ich ging meinen Weg und sie den ihren. Ich dachte: "In der Tat gehe ich lieber zu Fuß. In den glorreichen Jahren, als "er" hier war, hätte ich vielleicht den Bus — oder ein privates Auto — genommen und den Ort eine Stunde früher erreicht. Aber *jetzt*? Um die Ruinen der unsterblichen Behausung zu sehen? — seine Ruinen... oder vielmehr die kahle Stelle, an der einst seine Ruinen standen... Denn ich wusste, dass die Grundmauern des einst schönen *Berghofs* — Adolf Hitlers Haus — systematisch gesprengt worden waren. Hätte ich mich getraut, hätte ich nicht befürchtet, selbst von meinen Kameraden wegen "sinnlosen Exhibitionismus" getadelt zu werden, wäre ich den ganzen Weg barfuß gegangen, so wie die Pilger in Indien kilometerweit zu bestimmten heiligen Stätten gehen. Denn der Ort war durch das Siegel des Martyriums in meinen Augen doppelt heilig geworden.

Ich ging weiter und weiter. Es kann noch nicht lange nach elf Uhr gewesen sein. Die Sonne war in der Tat ungewöhnlich heiß, und das schien selbst mir, der ich gerade aus Athen kam, so. Die schneebedeckten Gipfel, die sowohl zu meiner Linken als auch hinter mir die Szenerie beherrschten, beeindruckten mich als das Bild einer makellosen Gleichgültigkeit gegenüber allen Zerstörungen,

Verfolgungen und Widerständen in der Welt. Aber ich war nicht gekommen, um göttliche Gleichgültigkeit zu suchen.

Ich holte ein weiteres Paar ein, und diesmal war ich es, der zuerst sprach: "*Guten Tag*! Könnt ihr so freundlich sein und mir sagen, ob es noch weit ist bis zum Hitlerhaus?"

"Das Hitler-Haus?", antwortete der Mann, "Es ist gleich um die Ecke, auf der rechten Seite, nach der ersten Abzweigung der Straße. Aber dort ist nichts mehr zu sehen; 'sie' haben nicht nur die Ruine gesprengt, sondern tonnenweise Erde auf das Gelände geschüttet, damit nichts mehr zu sehen ist, nicht einmal der Grundriss des Hauses!"

Dieser deutliche Hinweis auf die nicht wiedergutzumachende Tat schürte meinen ganzen Hass gegen die Täter. "Ich bin nicht gekommen, um Einzelheiten der Architektur zu untersuchen", stieß ich hervor, "ich bin gekommen, um bis zum Sonnenuntergang auf der Stelle zu sitzen und an die kommende Rache zu denken. *Auf Wiedersehen*!" (Fast hätte ich gesagt: "Heil Hitler!")

Und ich ging weiter, meine Schritte beschleunigend, ohne darauf zu achten, ob der scheinbar verwirrte Mann und die Frau meine Abschiedsworte erwiderten oder nicht.

Auf beiden Seiten der Straße und an den Hängen, die ich in einiger Entfernung vor mir sehen konnte, gab es kaum noch Bäume. Diese sowie die gesamte Fläche, die zu meiner Linken in die Senke hinabführte, waren mit Gras bewachsen. Wälder waren unten und oben zu sehen: in der Senke selbst, an den Hängen, die mir auf der gegenüberliegenden Seite gegenüberlagen, und zu meiner Rechten, jenseits der Erd-, Kies- und Steinmassen, die wie eine Mauer den Rand der Straße säumten.

Doch plötzlich blieb ich stehen und hielt den Atem an, während ein eisiges Gefühl meine Wirbelsäule und meinen ganzen Körper durchzog: Soeben hatte ich etwas entdeckt, das wie der Grundstein einer Mauer aussah und zusammen mit ein paar verdorrten Baumkronen aus dem riesigen Haufen aus Sand, Kies und pulverisierten Mörtelblöcken ragte, der sich vor mir auftürmte. Und ich hatte begriffen: Hier hatte einst der berühmte *Berghof* — das Hitler-Haus — in all seiner Pracht gestanden, inmitten von Rasen und Blumenbeeten und Bäumen; das war es, was "sie" daraus gemacht hatten, damit keine Spur mehr davon übrig blieb; damit die Menschen vergessen!...

Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen, und mein Mund bebte. Ich überquerte die Straße und sah die verwüstete Stelle aus einigen Metern Entfernung. Ja, es war der *Berghof*, ganz eindeutig! Darüber — am Rande des Waldes, der sich von dort bis zum Gipfel des Hügels erstreckte — verlief parallel zu der Straße, auf der ich ging, eine ganze Grundmauer, die sowohl der Kraft des Dynamits als auch der Kraft des Hasses standgehalten hatte. Und eine weitere

Mauer, die mit ihr einen rechten Winkel bildete, war ebenfalls zu erkennen, obwohl sie vollständig unter Erde und Kies begraben war, mit Ausnahme des einen Endes des Blocks, der meine Aufmerksamkeit zuerst erregt hatte. Das und verdorrte Äste, die aus der allgemeinen Verwüstung herausragten — Wipfel von Bäumen oder Sträuchern, die offenbar auf den Ruinen gewachsen waren und die von denen lebendig begraben worden waren, die sich vorgenommen hatten, die Ruinen selbst zu töten. Ich schauderte vor der Ungeheuerlichkeit des Hasses, der die Menschen dazu getrieben hatte, sieben Jahre nach Kriegsende diese systematische Zerstörung zu betreiben. Wie lange würde er noch andauern, dieser unerbittliche Hass auf unseren Führer, auf uns, auf alles, wofür wir stehen; dieser wilde und methodische Wille, alles auszulöschen, was die Welt an ihn, an uns, an alles, was er und wir gemeinsam geschaffen haben, erinnert? fragte ich mich, während ich den reinen blauen Himmel betrachtete — so blau! — auf die grünen Wiesen voller Butterblumen, auf die Wälder und die hellen Bergketten in der Ferne und dann wieder auf den Ort, wo der *Berghof gestanden* hatte. Wie lange würde uns die Welt noch verfolgen?

Und aus der Tiefe der Jahrhunderte — durch meine Intuition der Geschichte: so ziemlich die einzige Form der Intuition, die ich besitze — kam die Antwort: "Für immer!"

Blitzartig erinnerte ich mich an die gelbliche Wüste, die unter der brennenden Sonne Ägyptens mit verstreuten Ruinen bedeckt war: alles, was jetzt noch von der stolzen Stadt am Horizont der Scheibe übrig ist, dem Sitz von König Echnatons Neuer Ordnung — die wie die unsere zwölf Jahre dauerte. die von seinen Feinden vor über dreitausenddreihundert Jahren gnadenlos Stein für Stein niedergerissen wurde — ein weiteres historisches Beispiel für die unermüdliche Verfolgung alles Göttlichen.

Und mit lauter Stimme, als spräche ich zu mir selbst, rezitierte ich mit Bitterkeit die ersten Zeilen der Hymne des Hasses, die von den Priestern des Amon — der Verkörperung der Geldmacht in Ägypten zu jener Zeit — nach der Zerstörung der heiligen Stadt angestimmt wurde:

> "*Wehe deinen Feinden, o Amon!...*
> *Deine Stadt bleibt bestehen, aber der, der dich angreift, fällt...“*

Und mit noch größerer Bitterkeit umschrieb ich die alten Worte und passte sie den heutigen Umständen an:

"Wehe deinen Feinden, oh Israel!...
Deine unsichtbare Herrschaft bleibt bestehen, aber wer dich angreift, der fällt...“

Die Verfolgung dessen, was gottähnlich ist — und derer, die gottähnlich sind; derer, die die dunklen Mächte, die im Besitz von Geld sind, weder kaufen noch verängstigen können — schien mir ein immerwährendes Merkmal der menschlichen Geschichte zu sein. Sie würde so lange andauern wie die Welt.

"Aber auch wir werden ihr widerstehen und sie schließlich vernichten", dachte ich. "Unser Glaube ist in der Wahrheit verwurzelt. Und wir haben die Mächte des Lichts — die Leuchtenden, wie die Arier Indiens sie noch heute nennen — auf unserer Seite. Und ich erinnerte mich an einen Satz aus einer meiner eigenen Schriften: mein endgültiges Urteil über unsere Feinde: "Sie können die Götter nicht 'entnazifizieren'!"

Doch der Anblick der Verwüstung dieses Ortes, das grelle Zeichen des Sieges des Bösen, erfüllte mich vorerst mit Groll, mit Hass, mit Trauer; einmal mehr mit dem furchtbaren Bewusstsein der Niederlage.

Ich überquerte erneut die Straße, ging ein paar Meter weiter bergauf und suchte nach einer Stelle, von der aus ich das Berghofgelände erreichen konnte. Ich entdeckte so etwas wie einen Pfad — eine ausgetretene Spur inmitten von Schotter, die mir den Weg zeigte, den viele andere vor mir gegangen waren. Langsam und ehrfürchtig folgte ich diesem Weg, fühlte mich auf heiligem Boden und setzte mich auf die nackte Erde, ziemlich weit weg von der Straße. Und dort schluchzte ich so verzweifelt wie seit Jahren nicht mehr.

Die Erschöpfung — und die Zeit — gaben mir ein gewisses Maß an Gelassenheit zurück, und ich war wieder in der Lage zu denken.

Eine sanfte warme Brise brachte mir die gesunde Ausstrahlung des Waldes. Vor meinen Augen breitete sich im Sonnenschein eine Berglandschaft aus, wie ich sie in dieser Schönheit nur in Kaschmir gesehen hatte. Ich stellte mir meinen geliebten Führer in einem jener Momente der Entspannung vor, die er *manchmal* genossen haben muss, auch wenn es selten war. Ich stellte ihn mir an einem Frühlingstag wie diesem vor, wie er seine sternengleichen, nach Unendlichkeit dürstenden Augen auf jenen Wiesen und Wäldern, jenen dunkelgrünen und violetten Hügeln, jenen strahlend weißen Gebirgsketten ruhen ließ, deren harmonische Umrisse den Horizont abschließen, und darüber hinaus — im Geiste — auf jenem leuchtend bläulichen Tal, das man von hier aus eher erahnt als *sieht*: dem Tal, in dem Salzburg liegt. Ich stellte ihn mir allein vor, im Einklang mit der Seele dieses Landes, das er so sehr liebte, ihre Kraft und ihre Schönheit atmend, mit ihr und durch sie mit dem Wesen seiner selbst und aller Dinge — der immanenten Gottheit — kommunizierend, während sein prächtiger Hund, das Geschöpf der Hingabe, das ihn nie verraten, nie verlassen sollte, wachsam an seiner Seite lag. Ich stellte ihn mir vor — oder besser gesagt, ich *fühlte* ihn — allliebend, allwissend, über Glück und Leid erhaben, losgelöst inmitten des weltweiten Geschehens, über diese traumhafte Szenerie an der Grenze jenes ausgedehnten Deutschlands blickend, das er zurückerobert hatte, in das Reich der Ewigkeit, das sein uneinnehmbares Reich war — und *ist*; in jene ungreifbare Welt, in der Erfolg und Misserfolg vor dem Einzigen, was zählt, zu Nichts verblassen: die zeitlose Wahrheit; sicher, dass er Recht hatte, was auch immer die

Menschen sagen und was auch immer geschehen mochte; sicher, dass Deutschlands Mission das war — und ist. was er verkündete; sicher, dass Deutschlands höheres Interesse (in den Worten des ältesten arischen Buches der Weisheit) "das Interesse des Universums" war — und ist." Sicher und deshalb heiter. Sicher und daher sündlos, — vollkommen.

Und ich verlor mich in der Betrachtung dieses *wirklichen* Adolf Hitler: derjenige, von dem keine Zeitung je gesprochen hat und den kein Mensch (selbst von denen, die ihn vielleicht gesehen haben) je verstanden hat. Alle Kräfte meines Wesens umarmten ihn — Ihn — in einem Akt der Anbetung, als den einzigen, den ich seit Millionen von Jahren, Leben für Leben, geliebt hatte. Ich fühlte mich ihm näher als je zuvor; näher als vor dem trostlosen Grab seiner Eltern; näher als in jener schönsten Nacht meines Lebens — dem 20. Februar 1949 — als ich so glücklich gewesen war, aus Liebe zu ihm und seinem Volk verhaftet zu werden.

Aber dann, als mein Blick auf die zerrissene und gequälte Erde fiel, auf der ich saß, drängte sich mir eine Tatsache auf: "Er" ist nicht mehr hier; ich kann ihn nicht leibhaftig sehen, wie ich es *damals getan hätte*." Und ich sank zurück in das alte unerträgliche Gefühl eines einst möglichen, ja wahrscheinlichen, nun aber unwiederbringlich verlorenen Glücks; einer Schuld, die nichts jemals wegwaschen kann, — in die Hölle. Denn *das* ist die Hölle: kein Ort, sondern ein Bewusstseinszustand; das Wissen, dass man durch eigene Schuld die Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe verpasst hat und dass es nun zu spät ist... Es gibt kein schlimmeres Gefühl als dieses.

Zum millionsten Mal überkam mich dieses Gefühl, jetzt, auf den Ruinen des *Berghofs*, nach acht Jahren, genauso stark wie damals, in jenem primitiven südindischen Café in einem abgelegenen Weiler der Westghats, in dem ich 1945, drei Wochen nach der Tat, zum ersten Mal die Nachricht von der Kapitulation Deutschlands gehört und erfahren hatte, dass Adolf Hitler tot war. Zum millionsten Mal erhob sich meine anklagende innere Stimme gegen mich, unbarmherzig und bitter wie immer: "Wo warst du all die Jahre? Warum bist du nicht rechtzeitig gekommen? Du hättest 'ihn' gesehen, deinen Führer, den einen Menschen, den du anbetest. Du hättest ihn an diesem Ort gesehen, auf dem Höhepunkt seiner Macht. Was waren all die Freuden, die ihr hattet, verglichen mit dieser Freude? Nun... seht! Nichts ist mehr übrig von der schönen Wohnung, nichts ist mehr übrig von dem großen Reich, nichts ist mehr übrig von allem, was 'er' gebaut oder geplant hatte. Und du wirst ihn niemals sehen. Es ist zu spät; zu spät. Ihr seid zu spät gekommen. Warum bist du nicht früher gekommen?"

Oh, diese Worte, die die einzige wirkliche Qual der ewigen Verdammnis enthalten: "Zu spät!"

Ich begann erneut zu weinen, als ich in mein nutzloses Leben zurückblickte. Ja, wo war ich zu der Zeit gewesen, als mein geliebter Führer an die Macht gekommen war? Irgendwo in Südindien. Wo war ich gewesen, als er auf dem großen Nürnberger Parteitag vor fünfhunderttausend Menschen

gesprochen hatte? In Lucknow: Ich hörte ihn im Radio: Ich sprach *von ihm*... anstatt vor Ort zu sein, einer unter den vielen Tausenden — der verdammte Narr, der ich war!

Ich erinnerte mich an Details aus meinem Leben in Lucknow, im September 1935, während jener unvergesslichen Tage: den dunkelroten Seidensari, den ich trug, während die Wellen des Äthers mir über sechstausend Meilen Land und Meer die Musik des Horst-Wessel-Liedes und dann — inmitten der religiösen Stille der Menge — die Stimme Adolf Hitlers brachten; das Gespräch, das ich mit meinen indischen Freunden über den Geist des Nationalsozialismus und den des uralten Kastensystems geführt hatte; das Lied, das die fünfzehnjährige Tochter des Hauses — ein anmutiges, blondes Brahmanenmädchen namens Atashi — nach dem Abendessen auf dem Harmonium gespielt hatte:

"*Nanda, Nanda, Nanda Rani*..."

— ein bengalisches Lied, das seither in meinem Bewusstsein untrennbar mit der Erinnerung an die berühmte Parteiversammlung verbunden war. Ich erinnerte mich an das goldene Hakenkreuz, das ich immer an einer Kette um den Hals trug — und das ich 1947 in London verloren hatte — und an meine indischen Ohrringe, ebenfalls in Form von Hakenkreuzen, die ich jetzt trug. Ich wollte das Bindeglied zwischen der in Indien lebendig gehaltenen arischen Tradition und der großen arischen Wiedergeburt des Westens sein, die der Nationalsozialismus verkörpert. Aber wer (außer einem Mann) hatte verstanden, was das bedeutete, selbst unter meinen engsten Mitarbeitern?

Ich erinnerte mich an die Worte, die dieser außergewöhnliche Mann — der mir eines Tages seinen Namen nennen sollte — an dem Tag an mich gerichtet hatte, an dem er mir begegnet war: "Geh zu dem, der wirklich Leben und Auferstehung ist: zum Schöpfer des Dritten Reiches. Geh sofort: nächstes Jahr wird es zu spät sein!"

Warum hatte ich mich in meiner unheilbaren Einbildung in meinem weit entfernten Wirkungsbereich für nützlich gehalten und ihm nicht zugehört?

Und wieder stellte ich mir Adolf Hitler vor, wie er allein vor dieser traumhaften Kulisse aus bewaldeten Hügeln und Tälern und stolzen Schneegipfeln sitzt. Ich stellte mir seine strengen Gesichtszüge vor, geprägt von einer Willenskraft, die nichts brechen kann; seine inspirierten Augen, die eine Liebe ausstrahlen, die nichts töten kann; eine selbstlose, grenzenlose, siegreiche Liebe.

Wie viele Tausende von Menschen hatten sein außergewöhnliches Gesicht gesehen und es doch nicht verstanden, nicht auf die Liebe reagiert, die in ihm leuchtete?

Ausländische Journalisten, Schriftsteller, Botschafter — von denen einige im Nachhinein mit Verleumdungen Geld verdienten — hatten ihn gesehen; ich, nie. Gegner von ihm, Feinde von allem, wofür er steht, — wie der Kommunistenführer Thälmann — hatten ihn gesehen; ich, nie. Verräter, die heimlich gegen ihn arbeiteten: Verräter, die am 20. Juli 1944 versuchten, ihn zu töten, hatten ihn gesehen; ich, nie!

Ich erinnerte mich an die wundersamsten Anblicke, die ich auf Reisen über die halbe Erdoberfläche bewundert hatte: den Bosporus; die Akropolis von Athen: Delphi; Karnak; der obere Nil; die Tempel von Südindien, von Khajuraho, von Bhubaneshwar; das Mondlicht über der Wüste von Irak; das Mondlicht über den Marmorfelsen und den Narbada-Fällen; die Backwaters von Travancore; die Höhlen von Ajanta und von Ellora — dieses Wunder unter den Wundern; Ellora, von dem ich geschrieben hatte, was ich meinte: "Man kann sterben, nachdem man das gesehen hat!" — die Mitternachtssonne; der ausbrechende Berg Hekla; der Himalaya — unendlich viele inspirierende Schönheiten; unendlich viele Geschichten und Legenden. Die Leute beneideten mich darum, solche Erinnerungen zu haben... Und doch... ich hätte auf sie alle verzichtet für die Freude, "seine" Augen auf mir ruhen zu spüren — für fünf Minuten, *einmal* — nur einmal! — für das Privileg, ihn zu begrüßen — nur einmal! — mit ausgestrecktem Arm und den zauberhaften Worten, die meinerseits eine jahrhundertelange Liebe ausdrücken: "*Heil, mein Führer! Heil Hitler!* "

Die unbarmherzige, anklagende Stimme erhob sich erneut in mir und sagte mir: "Daran hättest du schon vor fünfundzwanzig Jahren denken müssen, du Dummkopf! Jetzt ist es zu spät — zu spät!"

Die Zeit verging. Die Schatten der Bäume über der Ruinenstätte drehten sich langsam.

Ich weinte weiter, in der heißen Stille des Nachmittags. Ich hatte mich nicht von dem Platz bewegt, auf dem ich saß. Ein paar Leute — etwa zehn an der Zahl — kamen, einer nach dem anderen, schlenderten hier und da über den Platz, ohne zu sprechen. Ein oder zwei von ihnen gingen ganz nah an mir vorbei, sahen mich an, grüßten mich diskret und gingen weiter, wobei sie die Einsamkeit respektierten, die ich offensichtlich suchte.

Wie lange würde mich die anklagende Stimme der Selbstkritik noch quälen? Das tat sie schon seit acht Jahren, Tag und Nacht. Ich wusste, dass sie Recht hatte. In einem der schönen Räume der berühmten Behausung, deren verstreute Steine unter den Tonnen von Erde begraben lagen, auf denen ich jetzt saß, hätte ich den Erbauer des wiedergeborenen Aryandom — den Begründer meines Glaubens — sehen können, wäre ich damals rechtzeitig gekommen. Aber das war ich nicht. Was konnte ich jetzt tun, außer nichts? Es war zu spät — ach! Wäre es immer noch zu spät, wenn unser Hitler noch leben würde, wie manche sagen? Das fragte ich mich. Aber *war er* wirklich noch am Leben? Ich wusste nicht, was ich glauben sollte.

Ich legte mich auf die Erde und den Kies, der hierher gebracht worden war, um jede Spur seines Weges zu vernichten, und schluchzte so verzweifelt wie zuvor. Dann, von innen — von weit her; ich weiß nicht woher; vielleicht aus einer anderen Welt — sprach etwas zu mir; beruhigte mich; nicht meine eigene Stimme, sondern "seine" — oder vielmehr ein seltsam scharfes Bewusstsein dessen, was "er" mir sagen würde, wenn er mich erreichen könnte, sei es aus der Welt der Lebenden oder aus dem Jenseits.

"*Es ist nie zu spät*! Lebt für mein Deutschland, und ihr werdet euch nie von mir trennen!"

Und wieder, wie in Leonding vor dem Grab seiner Eltern, wusste ich mit Gewissheit, was "er" — "Er", der niemals sterben kann — von mir erwartet, im Namen der Logik des nationalsozialistischen Glaubensbekenntnisses; im Namen der Logik meines ganzen Lebens.

Und aus tiefstem Herzen dachte ich: "*Jawohl, mein Führer*! — Ich will. Liebe ich nicht schon Dein Land, als wäre es immer das meine gewesen, und Dein Volk wie meine Brüder? Ist Dein Land nicht schon mein? — "Heiliges Land in den Augen eines jeden rassisch geweckten Ariers."

Und ich fühlte Kraft in mir — mehr als menschliche Kraft, trotz all meiner Misserfolge.

Die schneebedeckte Bergkette jenseits der Hügel, die vor mir lagen, verfärbte sich bereits. Und die Sonne war weniger heiß und die Schatten länger.

Ich sah, wie drei Männer nacheinander auftauchten, die von der Straße kamen und denselben Weg einschlugen, der mich geführt hatte. Sie folgten dem, was mir wie die Spur einer Mauer erschienen war, die senkrecht zu derjenigen verlief, die einige Meter hinter mir am Waldrand zu erkennen war. Und sie blieben stehen. Einer von ihnen, der den *Berghof* wahrscheinlich in den Tagen seines Glanzes besucht hatte, erklärte den beiden anderen die Topographie. Die Sätze, die er aussprach, erreichten mich ab und zu: "... und hier war der Saal, in dem der Führer Rat zu halten pflegte..."... hier stand ein riesiges Fenster, etwa sechs Meter lang; ein prächtiges Fenster..."... und hier..." Gesten begleiteten und unterstrichen seine Worte.

Ich war seltsam berührt. Das Wenige, das ich von der Beschreibung des Mannes hörte, gab der geheiligten Stätte plötzlich neues Leben. Die Behausung, der Sitz der Schönheit, der Sitz der Macht, der Sitz der Gemeinschaft meines Führers mit dem Unendlichen in seinen Momenten der erholsamen Einsamkeit, erhob sich in genauen Umrissen aus der Vergangenheit. Wäre ich nur ein paar Jahre früher gekommen... Der bittere Gedanke kehrte blitzartig zu mir zurück. Aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Ich wollte es hören, wissen, von einem derjenigen, die *es gesehen* hatten. Ich stand auf, wischte mir die Tränen mit dem Handrücken ab (denn ich konnte mein Taschentuch nicht finden), ging direkt

auf die Neuankömmlinge zu und begrüßte sie: "*Guten Abend*!" Und dann wandte ich mich an denjenigen, der als Führer fungiert hatte: "Entschuldigen Sie", sagte ich, "wenn ich so dreist bin, Sie zu stören. Ich habe gehört, wie Sie den *Berghof* beschrieben haben, wie er einst stand. Ich habe gehört, dass Sie ihn gesehen haben; dass Sie wahrscheinlich den Führer in diesen Mauern gesehen haben, die jetzt zu Staub zerfallen sind. Ich war sechstausend Meilen entfernt während der glorreichen Jahre. Ich bin jetzt zum ersten Mal hier und sitze seit halb elf Uhr morgens hier und denke an die Vergangenheit und an die Zukunft. Darf ich mir Ihre Beschreibung anhören?"

Die Männer waren alle drei zwischen fünfunddreißig und fünfundvierzig, also alt genug, um die Begeisterung der Anfangszeit des Nationalsozialismus miterlebt zu haben.

Sie betrachteten mich mit Erstaunen, spürten aber, dass sie mir vertrauen konnten, denn meine Worte klangen wahr — und wer würde schon kommen und einen ganzen Tag auf der Ruine des *Berghofs* sitzen, wenn er (oder sie) nicht ein aufrichtiger Anhänger von Adolf Hitler wäre? "Es ist wirklich schade, dass Sie nicht schon früher hier waren", sagte der Mann, den ich angesprochen hatte. "Keine Beschreibung kann Ihnen eine genaue Vorstellung von der Schönheit dieses Hauses geben, wenn Sie es nicht selbst gesehen haben. Sie haben wahrscheinlich Bilder davon gesehen?"

"Das habe ich", sagte ich.

"Wir befinden uns hier direkt über der Halle, von der aus man durch ein riesiges, mehrere Meter langes Fenster auf die umliegende Landschaft blicken konnte."

"Ich habe Bilder von diesem Fenster gesehen und, wenn ich mich recht erinnere, auch ein Bild des Führers, wie er daneben steht. Jetzt sind leider sogar die Steine des Hauses pulverisiert und ihr Staub verborgen — mit Erde bedeckt. damit wir vergessen, dass dieser Ort heilig ist; damit wir aufhören, ihn wie einen Wallfahrtsort aufzusuchen. Aber ich werde niemals vergessen — niemals vergessen und niemals verzeihen, wie ich schon hunderttausendmal gesagt habe. Ich hasse die verdammten Amerikaner nur noch mehr für diese wilde und sinnlose Schändung!"

"Die verdammten Amerikaner sind nicht die Urheber dieser Tat", antwortete der Mann zu meinem Erstaunen. "Es sind diese Herren von der S.P.D., die die heutige Regierung von Bayern bilden, die es angeordnet haben."

"Deutsche?"

"Ja, — leider."

Diese unerwartete Information trieb mir erneut Tränen in die Augen. "Das hätte ich nie gedacht", sagte ich mit aufrichtigem Kummer. "Aber die amerikanischen Besatzungsbehörden standen doch sicher hinter denen, die einen solchen Befehl gegeben haben, nicht wahr?"

"So sehr ich selbst die Besatzung im Allgemeinen und die Amerikaner im Besonderen verabscheue, muss ich doch sagen, dass dies meines Wissens ausschließlich das Werk unserer kriminellen SPD-Regierung ist."

Ich wusste nicht, was ich sagen, was ich denken sollte. Nichts schmerzt mich so sehr wie das Bewusstsein, dass Arier, geschweige denn Deutsche, sein eigenes Volk, Adolf Hitler, ihren Erlöser, hassen können und dies auch oft tun. Der Gedanke, dass *einige* Deutsche ihn in diesem Ausmaß hassen, war für mich geradezu unerträglich.

"Ich weiß einfach nicht, was ich denken soll", sagte ich immer wieder. "Es scheint mir zu ungeheuerlich, als dass man es glauben könnte. Und doch glaube ich es, denn ich weiß, dass der Hass keine Grenzen kennt — genauso wenig wie die Liebe. Ich weiß, dass es nichts gibt, was diese Sklaven der Juden nicht tun könnten. Aber eines kann ich sagen: Ich kann solche Menschen nicht als Deutsche ansehen."

"Wir betrachten sie als Verräter und Schurken, als die schlimmsten Feinde Deutschlands", antwortete der Mann.

Dann fragte er mich, wo ich die Zeit verbracht habe, in der unser Regime gedauert hat.

"In Indien", antwortete ich und fügte hinzu, indem ich laut aussprach, was ich eine halbe Stunde zuvor so bitter gedacht hatte.

"Nur wenige Europäer haben so viel wie ich von diesem alten und wunderbaren Land gesehen; nur wenige haben so intensiv wie ich in Verbindung mit all dem, was sie gesehen haben, *gelebt* — denn ich habe mich Indien im Licht meiner nationalsozialistischen Weltanschauung genähert: dem einzigen Licht, in dem ein westlicher Arier es wirklich verstehen *kann*, so seltsam das auch erscheinen mag. Und doch sage ich Ihnen in aller Aufrichtigkeit: Ich würde auf alle Freuden verzichten, die ich gehabt habe, für die eine Freude, Adolf Hitler auf dem Höhepunkt seines Ruhmes gesehen zu haben, oder für die Genugtuung, ihm in der Stunde der Katastrophe meine Treue bewiesen zu haben."

"Und du kommst jetzt aus Indien?", fragte einer der beiden anderen Männer.

"Nein, aus Griechenland. Ich bin vor drei Tagen angekommen. War gestern in Braunau, vorgestern in Leonding...“

"Ich verstehe... Und Sie sagen, Sie kommen zum ersten Mal nach Deutschland?"

"Das erste Mal, dass ich auf den Obersalzberg komme", antwortete ich. "Ich war 1948-1949 ein Jahr und einige Monate in Deutschland."

Der dritte Mann fragte mich seinerseits: "Und Sie beabsichtigen, in Deutschland zu bleiben?"

"Wenn ich kann", antwortete ich, "wenn die himmlischen Mächte entscheiden, dass ich...“(Wie in Leonding erinnerte ich mich an mein tägliches Gebet an den Herrn der unsichtbaren Mächte, wer auch immer er sein mag:

'Schicke mich dorthin oder behalte mich dort, wo ich im Dienste der nationalsozialistischen Sache, die die Sache der Wahrheit ist, am nützlichsten sein werde.") Und ich fügte hinzu, indem ich in einem Satz zusammenfasste, was ich den ganzen Tag über gedacht hatte — was ich acht Jahre lang gedacht hatte: "Mein einziges Bedauern im Leben ist, dass ich nicht vor langer Zeit gekommen bin, vor dem Krieg, ja, vor der Machtergreifung... und dass ich den Führer nie gesehen habe."

"Sie haben Recht", sagte mein Gesprächspartner, "es hat nie einen Mann wie ihn gegeben, und es hat nie ein Ideal gegeben, das mit seinem vergleichbar gewesen wäre. Leider hat er sein Vertrauen zu sehr in Menschen gesetzt, die es nicht verdient haben und die durch ihre Fehler — um nicht zu sagen ihren Verrat — seinen und Deutschlands Untergang herbeigeführt haben. Insbesondere vertraute er bedingungslos denen, die ihm in der Anfangsphase des Kampfes zur Seite gestanden hatten. Das war seine einzige Schwäche."

"Dankbarkeit, Anerkennung vergangener Dienste ist keine Schwäche", dachte ich, "außerdem machte ihn die Erinnerung an vergangene Dienste *nicht* blind für spätere Realitäten. Röhm hatte sich sicherlich um die Sache verdient gemacht, und dennoch... zögerte unser Führer nicht, ihn im Juni 1934 zu opfern, als er es für notwendig hielt...“

Ich wollte dem Mann sagen, was ich dachte, hatte aber keine Zeit dazu. Ein anderer meiner neuen Freunde (denn sie waren anscheinend alle drei "Freunde", d.h. auf unserer Seite) unterstrich das, was sein Kamerad gesagt hatte: "Ja", betonte er, "du sagst, du bedauerst so sehr, nicht schon früher nach Deutschland gekommen zu sein... In gewisser Weise ist es besser, dass du nicht gekommen bist... Sie sind ein Idealist. Sie haben den Nationalsozialismus durch die verschönernde Perspektive der Ferne erlebt. Wären Sie hier gewesen, besonders *nach der* Machtergreifung, hätten Sie viele Dinge — und viele Menschen — entdeckt, die Sie kritisieren könnten... Warum, zum Beispiel, hat der Führer nicht...“

"Unser Führer kann nichts falsch machen! Kritisiere *ihn* nicht!", rief ich und unterbrach ihn vehement. "Er kann nichts anordnen oder zulassen, was nicht gerechtfertigt ist. Was seine Gefolgsleute betrifft — oder jene, die sich als solche ausgaben. so können *Sie* sie beurteilen: Sie sind ein Deutscher. Ich habe kein Recht, das zu tun. Ich habe nie einen Deutschen kritisiert — außer natürlich die allzu offensichtlichen, bekannten Verräter. Nicht, dass ich nicht in der Lage wäre, Fehler zu erkennen — Worte oder Taten, die nicht mit der nationalsozialistischen Lehre oder dem Geist übereinstimmen. aber das ist für mich eine Frage der Disziplin. Es ist nicht meine Aufgabe, Fehler bei anderen Nationalsozialisten festzustellen, sondern nur mein Bestes zu tun, um selbst ein so guter Nationalsozialist zu sein, wie ich es nur kann. Und ich bin sicher, dass, wenn ich das Privileg gehabt hätte, früher zu kommen, all die Unzulänglichkeiten, von denen Sie sprechen, meine Treue zum Führer und zum Reich in keiner Weise

verändert hätten. Man hat Ihnen die nationalsozialistischen Grundsätze beigebracht; ich habe sie in meinem Herzen, in meiner eigenen Logik, in dem besten aller Beweise für sie entdeckt: in der Geschichte aller Völker der Welt. Und da ich genau wusste, was ich tat, kam ich zu Adolf Hitler als dem einzigen Führer unserer Zeit, der nach diesen für alle Zeiten wahren Grundsätzen spricht und handelt; als dem einzigen, der (um einen sehr alten und erhabenen Ausdruck zu wiederholen) "in der Wahrheit lebt". Nichts kann mich jetzt von ihm trennen, und nichts hätte es *damals* tun können. Die Wahrheit einer Lehre ist unabhängig von den Fehlern einiger weniger ihrer wirklichen oder vermeintlichen Anhänger. Und er — unser Hitler — und sein Regime sind die Verkörperung der nationalsozialistischen Doktrin schlechthin."

Der Mann, mit dem ich zuerst gesprochen hatte, antwortete mir dieses Mal

"Alles, was Sie sagen, ist absolut stimmig, es könnte nicht besser sein. Das Problem ist nur, dass wir den Krieg verloren haben. Hätten wir ihn gewonnen, so hätte der Führer sicher selbst Ordnung in unsere Angelegenheiten gebracht, und viele Parteimitglieder, die gar keine Nationalsozialisten waren (sondern nur so taten), hätten bekommen, was sie verdienten. Und die versprochene neue Zeit wäre wirklich angebrochen."

"Es *hat* bereits begonnen", sagte ich mit Überzeugung.

Die drei Männer starrten mich fassungslos an.

"Unsere Feinde beherrschen die Welt", antwortete einer von ihnen. "Wir werden verfolgt, wir sind machtlos. Wie könnt ihr sagen: 'Unsere Zeit hat bereits begonnen'? Ihr wisst doch selbst, wie die Nachkriegswelt aussieht."

"Es ist zwanzig Jahre her, dass Adolf Hitler der Herrscher über Deutschland wurde. Und gestern war es genau vierundsechzig Jahre her, dass er geboren wurde. Sagen Sie mir", sagte ich, "wie sahen die römische Welt und Europa insgesamt (Europa, das dazu bestimmt war, der Sitz der christlichen Zivilisation zu sein) im Jahr zwanzig oder gar im Jahr vierundsechzig nach Christus aus? Hätte man *damals* zweitausend Jahre lang an den Triumph der christlichen Werte glauben können? Niemand glaubte daran, außer den frühen Christen selbst. Christus war tot, und seine Anhänger, eine verfolgte Handvoll, verloren unter den vielen seltsamen Sekten des Römischen Reiches. Und doch...“

Die drei Männer schwiegen eine Weile, als wären sie überwältigt von der unermesslichen Hoffnung, die meine Worte implizierten. *Irgendetwas* sagte ihnen, dass ich Recht hatte, auch wenn sie es kaum zu glauben wagten. Schließlich fragte mich der Älteste der drei, mit dem ich zuerst gesprochen hatte (und in seiner Stimme lag eine tiefe Rührung)

"Warum habt ihr so viel Vertrauen in uns, ihr deutschen Menschen? Ihr habt uns nicht in unserer besten Zeit gesehen, in den großen Tagen."

"Das ist wahr", antwortete ich, "aber ich habe euch in den dunklen Tagen der Prüfung gesehen: hungrig, mittellos, aus eurer Heimat entwurzelt, in eurem eigenen Land verfolgt, von der ganzen Welt verleumdet — besiegt (vorläufig,

dank jener Sklaven des Judentums, die es sogar unter dem nationalsozialistischen Regime geschafft hatten, sich in verantwortliche Positionen zu arbeiten). Und doch... Ich habe Sie *damals* bewundert — vielleicht noch mehr als im glorreichen Jahr '40; mehr als im Jahr '42, als die Hakenkreuzfahne über dem Kaspischen Meer, über der Libyschen Wüste, über dem Eismeer flatterte... Ich werde nie die ausgemergelten, stolzen und würdevollen Gesichter vergessen, die ich damals in Deutschland traf; den düsteren Blick jener jungen Männer, die bis zuletzt dem Führer vertrauten und an die Unbesiegbarkeit des Reiches glaubten, die bis zur Stunde der Kapitulation auf das Wunder warteten, das Deutschland die Herrschaft über die Erde geben sollte, und die selbst dann weder dieses Vertrauen noch diese Gewissheit aufgegeben hatten — denn sie spürten in ihrem täglichen Kampf vom Grunde des Abgrunds aus den lebendigen Beweis ihrer eigenen, so oft verkündeten Überlegenheit. Niemals werde ich die Worte vergessen, die ich mit diesen Männern aus Gold und Stahl (wie ich sie in einem meiner Bücher nannte) gewechselt habe; niemals werde ich vergessen, dass ich monatelang in Deutschland ein gefährliches Leben geführt habe und dass kein einziger Deutscher mich verraten hat — nicht für irgendeine Belohnung: nicht für das Nötigste zum Leben, nicht für Milch für seine hungernden Kinder. Oh, wie habe ich euch *damals* bewundert, meine Kameraden, meine Vorgesetzten! Und wie bewundere ich euch *jetzt*, in eurem stillen, sturen, unermüdlichen Widerstand gegen die Agenten der Zersetzung und gegen all ihre Lügen!...“

Die Sonne ging gerade unter. Die prächtige Schneekette vor uns war rosa. Ich streckte meinen rechten Arm in einer großen Geste aus, als ob ich jenseits dieser Gebirgsbarriere und jenseits dieses Lebens — in diesem Augenblick — zum deutschen Volk aller Zeiten sprechen würde; und ich fuhr nach einer Pause fort:

"Als Alexander der Große 323 v. Chr. auf dem Rückweg von Indien in Babylon auf dem Sterbebett lag, fragten ihn seine Generäle, wen er zum Herrscher seines Weltreichs ernenne. Er antwortete: 'Der Würdigste!' Ich war ein Bewunderer des gottgleichen Makedoniers, der Verkörperung des siegreichen Ariertums, bevor ich Schüler des Erbauers des neuen arischen Zeitalters wurde: Adolf Hitler. Und heute, von diesem heiligen Ort aus, auf dem er steht, sage ich euch — euch dreien und euch achtzig Millionen — aus tiefstem Herzen (und ich wünschte, meine verfolgten Vorgesetzten in Spandau, in Werl, in Landsberg, in Wittlich, in Breda, in Stein, in allen Gefängnissen und Lagern unserer Feinde, in und außerhalb Deutschlands, könnten mich hören): "Deutsches Volk, *du* bist der Würdigste! Ich sage euch heute, indem ich mich an die alten, ewig wahren Worte erinnere — Alexanders Wille: — Mein sehnlichster Wunsch ist es, dass ihr euch aus dieser langwierigen Demütigung erhebt und die Welt beherrscht!"

Die drei Männer hatten mir in feierlichem, ehrfürchtigem Schweigen zugehört, wohl wissend, dass durch meine Stimme ein geheimnisvolles, göttliches Schicksal sein Dekret verkündet hatte. Und in der Tat war ich in diesem

magischen Moment nicht einfach ein Individuum, sondern ein Symbol. Ich war das ferne heidnische Aryandom — Alexanders Hellas; das schöne primitive Hellas der Ilias; auch das weise und kriegerische Indien der Bhagavad-Gita — das die Existenz seiner ewigen nordischen Seele im heutigen reinblütigen Deutschland anerkannte. Die drei Männer haben es *gefühlt* — obwohl sie dieses Gefühl vielleicht gerade nicht hätten analysieren können; obwohl ihnen vielleicht der historische Hintergrund fehlte, der sie dazu befähigt hätte.

Ich wandte der Straße den Rücken zu und blickte in den kupferfarbenen Himmel zwischen den Bäumen: das Leuchten der Sonne, nachdem sie hinter den Hügeln versunken war. Ich streckte meinen rechten Arm in der uralten rituellen Geste — dem nationalsozialistischen Gruß — in Richtung des verborgenen Reichsapfels aus.

"Wie Er — der Vater des Lichts — sich gewiss erheben wird, so werdet auch ihr, meine deutschen Brüder, auferstehen", sagte ich. "Wie Er unsterblich ist, so seid auch ihr es. *Es lebe Deutschland*! *Heil Hitler*!"

Die drei Männer hoben der Reihe nach den rechten Arm, und die ewigen Worte, das Glaubensbekenntnis einer neuen Zeit, hallten laut und deutlich über die verschütteten Mörtelblöcke, die Adolf Hitlers Haus gewesen waren, über die traumhafte Landschaft, die sein geliebtes Deutschland *ist* und immer sein wird: "Heil Hitler!"

Wir standen ein oder zwei Minuten lang schweigend da. Dann sah mich der älteste der drei Männer — derjenige, mit dem ich zuerst gesprochen hatte — aufmerksam an und sagte: "Du hast Recht — Recht trotz dieses unerbittlichen Hasses, der uns vernichten will; Recht trotz dieser Trümmer: *Wir leben im Jahr zwanzig eines neuen Zeitalters*. Und ob unser Führer lebt oder tot ist, dieses neue Zeitalter gehört ihm und uns — Deutschland. Er hat uns das volle Bewußtsein unserer Mission und unserer Rechte zurückgegeben. Nichts kann uns in unserem Vorwärtsmarsch zurückhalten!"

Die drei Männer begleiteten mich zu der Stelle, an der ich gesessen hatte und wo ich meine Sachen abgelegt hatte. Dort blieben sie eine Weile bei mir. Wir sprachen über das neue Zeitalter. Wir sprachen über unseren Führer. "Glaubst du, dass er lebt?", fragten mich meine neuen Freunde.

"Ich war mir praktisch sicher", antwortete ich. "Leute, die es zu wissen schienen, hatten es mir gesagt. Aber jetzt sagen mir andere Leute, die es auch zu wissen scheinen, dass er tot ist. Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Alles, was ich weiß, ist, dass, wenn er lebt, alles, was ich will, ist, ihn noch einmal an der Macht zu sehen; und wenn er leibhaftig tot ist, ist alles, was ich will, zu sehen, wie diejenigen, die ihn lieben und die seinen Geist verkörpern, zur Macht aufsteigen und den Westen — und mit der Hilfe der Götter die Welt — in seinem

Namen für immer beherrschen. Alles, was ich weiß, ist, dass er unsterblich ist, ob er nun lebt oder leibhaftig tot ist. Er ist Deutschland."

"Du hast Recht, das ist er."

Und nach einer Pause fragte mich derselbe Mann: "Und was gedenken Sie jetzt zu tun?"

"Ich habe dir schon gesagt: Bleibe in Deutschland, wenn ich dort Arbeit finden kann (das wenige Geld, das ich habe, wird in weniger als einem Monat aufgebraucht sein) und trage — auf welche Weise? Ich weiß es nicht, aber in *irgendeiner* Weise — zur Wiederauferstehung des großen Reiches, wie 'er' es wollte; weiter Bücher schreiben, wenn ich nichts Besseres tun kann." (Ich erzählte meinen neuen Freunden ein wenig von den Büchern, die ich bereits geschrieben hatte, und von meinem Leben.)

"Sie werden in Deutschland viel Sympathie finden und viele Menschen, die Ihnen aus Liebe zu dieser Idee helfen werden, zu bleiben", antwortete der Mann. Das Land ist ruhig — oberflächlich betrachtet. Aber seien Sie beruhigt: Der Nationalsozialismus ist so lebendig wie eh und je — viel lebendiger, als die Besatzungs-Johnnies und ihre Handlanger, die deutschen Zeitsoldaten, die jetzt an der Macht sind, zu glauben scheinen. Sie wissen das wahrscheinlich, ohne dass wir es Ihnen sagen müssen. Und jetzt... wird die Luft kühl. Wir sollten zurück in unser Hotel gehen. Wir haben ein Auto. Möchten Sie, dass wir Sie mitnehmen?"

"Das ist sehr freundlich von Ihnen, aber ich möchte noch ein wenig hier bleiben", antwortete ich. "Außerdem ziehe ich es vor, zu Fuß hinunterzugehen, so wie ich gekommen bin."

Sie wünschten mir viel Glück, und ich grüßte sie — und sie mich — mit den unveränderlichen Worten des Glaubens: "Heil Hitler!" Und sie zogen weiter.

Ich hatte ihnen nicht gesagt, *warum* ich noch eine Weile bleiben wollte. Ich hielt es für besser, es nicht zu tun: vielleicht hätten sie meine Geste nicht verstanden, sie für kindisch gehalten und mich in ihrem Herzen verachtet (wer weiß das schon?). Als ich aber ihren Wagen in Richtung Berchtesgaden wegrollen hörte, ging ich auf die einzige noch stehende Mauer am Waldrand zu, entdeckte darauf eine ziemlich glatte, verputzte Fläche und schrieb mit einem spitzen Stein die folgenden Worte darauf:

Einst kommt der Tag der Rache. Heil Hitler!

Dann, den rechten Arm ausgestreckt, sang ich das alte "*Kampflied*", aus dem der Satz stammt, und ging langsam den ausgetretenen Pfad hinunter, zurück zur Straße, in dem Gefühl, alles getan zu haben, was ich *jetzt* tun konnte: die magische Geste vollbracht, die unwiderstehliche Beschwörungsformel der Rache und des Erwachens ausgesprochen, die dazu bestimmt war, das freie Deutschland für alle Zeiten an seinen Führer zu binden — "freies Deutschland, bewusstes Deutschland, Hort und Hoffnung des wiedergeborenen Aryandoms", dachte ich.

Ich ging weiter bergauf, besichtigte weitere Ruinen: Häuser verschiedener enger Mitarbeiter Adolf Hitlers, die auf Befehl... der Amerikaner in die Luft gesprengt wurden?... oder der S.P.D.-Regierung Bayern?

Der Mond leuchtete nun am reinen Himmel. In seinem fahlen Licht nahmen die Ruinen ein gespenstisches Aussehen an. Über ihnen und über der ganzen Landschaft (und immer noch mit Schnee bedeckt) erhob sich in der Ferne der steile Felsen, auf dessen Spitze das berühmte "Kehlsteinhaus" gebaut ist — ein weiterer vom Führer geliebter Aufenthaltsort. Es wurde nicht zerstört (wie mir gesagt wurde), sondern ist heute... ein Café und eine Teestube.

Ein paar Schritte von den Ruinen des *Berghofs* entfernt wurde das Haus, in dem die Gestapo-Beamten untergebracht waren, ebenfalls in eine Teestube und ein Gästehaus umgewandelt. Ich trat ein, mehr aus dem Gefühl heraus, dort zu sitzen, wo einst bedeutende Verteidiger unserer Neuen Ordnung — die ihr ebenso kompromisslos ergeben waren wie ich — gesessen hatten, als um einer Tasse heißen Kaffees willen. Ich erlebte diesen Nervenkitzel, dasselbe Gefühl der Ehrfurcht, gepaart mit der immer wiederkehrenden Traurigkeit (Bitterkeit der Niederlage; Traurigkeit darüber, dass ich nicht früher gekommen bin), das der Grundton meiner ganzen Pilgerreise ist. Und ich wurde noch trauriger, als die Frau, die mich bediente, mir mitteilte, dass "wegen des Schnees", der immer noch über einen Meter tief auf der Straße lag, meine Wanderung zum Kehlsteinhaus am nächsten Tag "nicht in Frage" käme — *ausgeschlossen*. Ich hatte nicht das Geld, um noch mehrere Tage in Berchtesgaden zu bleiben und auf die Schneeschmelze zu warten. Also musste ich mich entschließen, das Kehlsteinhaus ein anderes Mal zu sehen. *(Ich sah es am 5. Juni 1954, bei meinem zweiten Besuch auf dem Obersalzberg.)*

Spät am Abend, im hellen Mondschein, folgte ich dem abwärts führenden Weg durch den Wald zurück nach Berchtesgaden. Viele Male packte mich die immer wiederkehrende Traurigkeit. Und doch, tiefer als sie und stärker als sie war, die beruhigende Überzeugung, die sich in mir auf dem trostlosen *Berghof* durch die Worte, die ich mit den drei Deutschen gewechselt hatte, noch einmal verstärkte, dass der Nationalsozialismus sich am Ende der arischen Welt aufdrängen wird.

Am nächsten Morgen wanderte ich von Berchtesgaden zum Königssee, wo ich den ganzen Tag allein am See verbrachte.

Die Straße ist wunderschön — sie führt fünf Kilometer lang durch eine hügelige Landschaft mit smaragdgrünen Wiesen und dunklen Wäldern, hier und da ein malerisch aussehendes Haus — ein Gästehaus oder ein Bauernhof — und ein paar Obstbäume, von denen jetzt (am zweiundzwanzigsten April) jeder einzelne in einer Masse von rosa oder weißen Blüten stand.

Viele Autos rollten an mir vorbei. Nur eines fiel mir auf: ein Auto, das mit voller Geschwindigkeit in Richtung Königssee fuhr und auf Englisch die verhassten Worte trug: Military Police — und erinnerte mich (als ob ich es nicht wüsste!) daran, dass Deutschland immer noch von den Siegern von 1945 besetzt ist; auch jetzt, 1953, acht Jahre nach der Katastrophe. "Bis wann? Oh, bis wann?", dachte ich. Ich kannte die stumpfe Ausrede, die immer wieder vorgebracht wurde: Wenn die Westalliierten nicht da wären, dann wären es die Russen. Die westlichen Alliierten warten darauf, dass das deutsche Bundesparlament — der Bundestag — ihre Vereinbarungen mit der Bonner Regierung über die utopische "Europäische Gemeinschaft" (die auf den Interessen des Großkapitals beruht) und die "Europäische Armee", die sie (und sie) verteidigen soll, ratifiziert. Sobald diese Vereinbarungen ratifiziert sind, werden die alliierten Streitkräfte (von denen ich gerade ein lautes und schnelles Aktionsinstrument gesehen und gehört hatte) nicht mehr "Besatzer", sondern "Freunde" sein; Freunde im gemeinsamen Kampf "zur Verteidigung der westlichen Zivilisation" gegen den gemeinsamen Feind: den Kommunismus. Aber ich habe immer noch nicht verstanden, was es für irgendjemanden *von uns gibt*, der zwischen dem Kommunismus und der kapitalistischen Demokratie wählen kann. Und ich hasste die "Werte" der westlichen Zivilisation — die jüdisch-christlichen Werte, für deren Abschaffung ich mein ganzes Leben lang so erbittert gekämpft hatte — so heftig wie eh und je. Im Namen dieser unnatürlichen "Werte", die wir verleugnen, die wir verabscheuen, hatten der vereinigte Kommunismus und die kapitalistische Demokratie den Zorn einer ganzen Welt gegen das nationalsozialistische Deutschland geschürt; zur Verteidigung dieser "Werte" hatten sie unseren Führer, unser Regime, unseren gesunden, heidnischen Glauben bekämpft und *nach* unserer Niederlage die allzu berühmten, widerlichen "Kriegsverbrecher"-Prozesse inszeniert und uns als "Monster", "Mörder" usw. gebrandmarkt. *Warum um alles in der Welt sollten wir uns* jetzt mit der Demokratie gegen den Kommunismus verbünden und nicht mit dem Kommunismus gegen die Demokratie? dachte ich zum millionsten Mal. Gewiss, der Demokratie fehlt der Fanatismus, in dem die Stärke aller siegreichen Ideen liegt, und ich hatte selbst geschrieben, dass ihre Anhänger, da sie dümmer sind, leichter zu täuschen sind als ihre ehemaligen Verbündeten aus dem Osten. "Aber was wäre, wenn es den Demokraten nach der Zerschlagung ihrer ehemaligen Verbündeten und heutigen Rivalen mit Hilfe Deutschlands gelänge, ihre unsichtbare Kontrolle — die Kontrolle der Juden — und ihre verhasste Lebensweise *dauerhaft* über Deutschland zu verhängen?" Ich fragte mich nun... Und der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit ließ mich von Kopf bis Fuß erschaudern. Ich vergaß den Blick auf die lächelnde Landschaft und ging mechanisch weiter, in meine bitteren Gedanken versunken; ich sehnte mich nach dem Dritten Weltkrieg, was immer er auch kosten mochte — selbst wenn meine liebsten Kameraden und ich in seinen Flammen umkommen sollten — vorausgesetzt, es wäre die beste Gelegenheit für

Deutschland, sich von dem Druck der *beiden* internationalen, menschenzentrierten Glaubensrichtungen zu befreien und unter dem heiligen Hakenkreuzbanner wieder aufzustehen, zu erobern und zu herrschen.

Ich ging weiter, mit dieser intensiven, zielgerichteten Sehnsucht, die in all den Jahren jede Minute meines Lebens erfüllt hat.

Unmittelbar bevor man den See erreicht, befindet sich zur Linken (zumindest 1953) ein umzäunter Platz amerikanischen Militärgeländes und davor zur Rechten ein Posten, der von einer Wache bewacht wird. Ich sah dort den ersten Amerikaner in Uniform stehen, den ich nach drei Jahren Abwesenheit in Deutschland treffen sollte: einen sehr jungen, blonden Mann, der sehr gelangweilt aussah. Ich warf ihm einen unverhohlenen verächtlichen Blick zu und ging meines Weges. Ich ging an einem Straßencafé vorbei, das ebenfalls zu meiner Rechten lag. Von irgendwo hinter den Bäumen, in deren Schatten die vielen sauber gedeckten Gartentische standen, kam ein schrecklicher Lärm, der knallte und kreischte und quietschte, heulte und klapperte, das, was der "gemeine Mann" der USA "Musik" nennt — Jazz. Es wurde lauter und lauter — immer schrecklicher — je näher ich dem See kam. Als ich ihn tatsächlich *erreichte*, wurde es unerträglich.

Ich bin von allen möglichen Geräuschen gequält worden: von nächtlichen Pauken- und Kastagnettenkonzerten in allen Teilen Indiens, auch in den halbwilden Bergregionen, und von den Funkgeräten meiner Nachbarn in Europa wie in Asien. Aber *dies* war etwas Schlimmeres als alle anderen Geräusche in einem. Das, was aus den Funkgeräten meiner Nachbarn kam, war manchmal musikalisch. Und das ohrenbetäubende rhythmische Raufen und Trommeln der Bergstämme von Assam oder der Kohls von Bihar drückte wenigstens *etwas* aus: die kollektive Seele eines ganz und gar minderwertigen Volkes, ohne Zweifel, aber eine lebendige Seele; etwas Natürliches; etwas Reales. Während *dies* — wenn überhaupt — eine Ableitung zur Langeweile seitens der bastardisierten Nachkommen einst gesunder europäischer Auswanderer ausdrückte, die trotz — oder gerade mit Hilfe — jeder Art von hochmoderner Technik stetig und schnell auf das Niveau von Affen sinken. Diejenigen, die man "Wilde" zu nennen pflegt, waren schon immer minderwertige Menschen, oder (wenn die Gelehrten recht haben, die sie nicht als Primitive, sondern im Gegenteil als Zerfallsprodukte besserer Rassen betrachten) sie sanken langsam, allmählich, über Jahrhunderte kaum merklicher Entartung auf ihren heutigen Zustand herab. Immerhin waren *sie* an ihrem Platz und hatten die "Entnazifizierung" nicht erfunden. Diese Kreaturen — die unglücklichen Bewohner Deutschlands. die sich am Rande dieses traumhaften Bergsees in der Sonne räkelten oder vor dem luxuriösen Café, das ihr Versammlungszentrum zu sein schien, Coca-Cola tranken, waren zum Teil, wenn nicht ganz, Menschen meiner eigenen Rasse; einige von ihnen — vielleicht — Nachkommen germanischer Auswanderer ohne Beimischung südeuropäischen Blutes: reinere Arier als ich selbst, streng genommen. Und sie

waren hier, "um die Russen fernzuhalten", zweifellos, aber *auch*, um (solange sie konnten) zu verhindern, dass der Nationalsozialismus in Deutschland wieder aufstieg. Bastardisierte Arier und reine Arier im Dienste der Feinde ihrer Rasse, die ihr Bestes tun, um die Langeweile mit Coca-Cola und Jazz zu bekämpfen, in diesem Land, das sie seit acht Jahren unterdrücken und entweihen! Mir waren die Kohls auf jeden Fall lieber!

Das waren meine Gedanken, als ich auf die steilen bewaldeten Hügel blickte, hinter denen sich weitere Hügel und schließlich glänzende Schneegipfel erhoben; auf den blauen Himmel; und auf den schimmernden Widerschein all dieser Schönheit im glatten Wasser des Sees — Königssee: der königliche See. den unser Führer geliebt hat. Der Lärm der Amerikaner erschreckte mich als eine Entweihung der Natur und Deutschlands; er klang für mich wie die obszöne Schlägerei eines Betrunkenen, die den Frieden einer Kathedrale stört. Und der Gedanke, dass ich nichts dagegen tun konnte, brachte mir das akute Bewusstsein der Niederlage zurück ins Herz, so bitter, dass es mir körperlich weh tat. Ich ging, so schnell ich konnte, die Straße entlang, die parallel zum Seeufer verlief, weg von dem vulgären Lärm, weg von den dummen Amis — weg, weg, in Richtung des Waldes. Eine Reihe von Schuppen, unter denen Boote gebaut oder repariert wurden, verdeckte für eine Weile den Blick auf die schöne Landschaft. Vor einem von ihnen stand ein alter Mann, der vielleicht auf jemanden wartete. Ich konnte nicht umhin, ihn anzusprechen.

"Was für ein schrecklicher Lärm!", sagte ich. "Ist es jeden Tag dasselbe?"

"Ja, jeden Tag, oder fast jeden Tag", antwortete er. "Das sind die '*Amis*' — eine Plage für sie!"

"Ich bin froh, dass du sie genauso wenig magst wie ich!"

"Wer mag schon die verdammten Besatzungstruppen, seien es amerikanische, englische, französische oder russische? Wer will sie? Wir werden alles begrüßen — jede neue Entwicklung. die sie zwingt, dieses Land zu verlassen, diesen verfluchten Haufen von ihnen! Denn sie werden niemals von sich aus gehen; sie amüsieren sich hier zu sehr auf unsere Kosten."

"Ich wünsche mir, dass der Tag kommt, an dem sie alle die Dinge so verändert vorfinden, dass sie sich danach sehnen, zu gehen, es aber nicht können... Ich wünsche, dass nicht einer von ihnen lebend aus Deutschland herauskommt!"

"Und es könnte durchaus so sein... Jedenfalls kann ich Ihnen eines sagen: Sie sind nicht der Einzige, der sich das wünscht...“

Weniger als hundert Meter von uns entfernt setzten die "*Amis*" ihre Bemühungen fort, die Langeweile zu bekämpfen, ohne unser Gespräch zu bemerken; ohne den Unmut der großen Nation zu bemerken, die sie vergeblich versuchen, zu ihrer idiotischen Lebensauffassung zu bekehren; — ohne ihr bevorstehendes Schicksal zu bemerken.

Ich grüßte den alten Mann und ging weiter, bergauf. Zu meiner Rechten führte ein Weg zu einem schönen Café mit Blick auf den See. Ich folgte dieser

Straße, erreichte eine Terrasse mit herrlichem Blick, setzte mich an einen der Gartentische und entspannte mich — einigermaßen. Der Jazzlärm war zwar noch deutlich zu hören, aber nicht mehr so laut, nicht mehr unerträglich.

Ich entspannte mich — oder versuchte es zumindest — für eine Weile. Ich ließ meine Augen auf der Schönheit des Sees ruhen. Aber auch wenn es keine positive körperliche Qual mehr war, erinnerte mich der Jazzlärm immer wieder an die Besatzungsmächte im Allgemeinen und in diesem Fall speziell an die Amerikaner in Deutschland. Und ich konnte an nichts anderes denken.

"Die USA, der Nationentöter", dachte ich, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, das Kinn in die Hand gestützt, den Blick auf den See gerichtet, ohne ihn wirklich zu sehen, den Kaffee kalt werdend, den man mir eine Viertelstunde zuvor gebracht hatte; "die USA, der Nationentöter, der selbst keine Nation ist, sondern nur ein Interessenverband... Ich nehme an, *das* ist der Grund, warum ich sie schon vor dem Krieg so sehr verabscheut habe...“

Ich erinnerte mich an eine Griechin, die einmal zur Hochzeit ihres Bruders aus Amerika in meine Heimatstadt in Frankreich gekommen war und ihren etwa zehnjährigen Sohn mitbrachte. Ich hatte den kleinen Jungen gefragt, was er sei, und er hatte ohne zu zögern geantwortet: "Ein Amerikaner!"

"Aber wie kann das sein? Dein Vater und deine Mutter sind beide Griechen, ebenso wie deine Großeltern, Onkel und Tanten."

"Das macht keinen Unterschied", hatte der Junge geantwortet. "*Ich* bin in den USA geboren. *Ich* bin Amerikaner. *Ich will einer sein*. Was kümmert dich das? Bin ich nicht frei zu sein, was ich will?"

"Nein, Yanaki, man ist nicht frei zu *sein*, was man will. Du kannst die U.S.A. lieben und ihnen dienen, wenn es dir gefällt. Aber du kannst kein Amerikaner sein. Außerdem gibt es so etwas wie ein amerikanisches Volk nicht: Es gibt nur verschiedene Völker unseres Kontinents, deren Väter nach Amerika gingen und sich dort niederließen. Jeder gehört zu seinem eigenen Vaterland, — wenn er das Glück hat, einen zu haben, wie Sie, dessen ganze Familie griechisch ist...“

"Du bist wie meine Oma: Du musst immer streiten", hatte der Junge gesagt. "Nur bei ihr ist es Gott, bei dir ist es Griechenland. Und nenn mich Johnny, nicht Yanaki. Ich sage dir, ich bin Amerikaner!"

Dieses Gespräch zwischen einem Kind und mir, das fast dreißig Jahre zurücklag, kam mir jetzt wieder in den Sinn. Ja, *das* — die Tatsache, dass es fast jeden Europäer, der dort geboren ist, sein Blut und das Land seines Blutes vergessen lässt — war es, was mich von Anfang an so heftig gegen "Amerika" aufgebracht hatte. *Das*, und auch die Beschreibung des Schlachthauses in Chicago in einem berühmten französischen Buch. Ersteres hatte mich mit Empörung, letzteres mit Abscheu erfüllt. Und dann — Jahre später — kam der Krieg, und

Roosevelt, dieses mangelhafte Exemplar der Menschheit, eifersüchtig auf die gesunde Welt, die wir schufen; Roosevelt, den sein krankhafter Neid, gepaart mit effektiver Macht, zu einem positiven Verbrecher gemacht hatte — und Amerikas Intervention: Roosevelts Leistung, ohne die das nationalsozialistische Deutschland den Krieg gewonnen hätte.

Aber nur weil die in den USA geborenen Deutschen und Italiener sich für "Amerikaner" hielten, war die Politik Roosevelts denkbar gewesen. Die Wurzel des Übels — die Tatsache, die die USA zu einer Kraft der Desintegration stempelte — lag dort, in der Antwort des griechischen Kindes an mich; in der Antwort, die mir Millionen von Kindern — und Erwachsenen — Nachkommen reinrassiger Europäer aller Nationen gegeben hätten, wenn ich sie an die heilige Blutsbrüderschaft erinnert hätte: "Ich bin Amerikaner. *Ich will einer sein*."

Und ich dachte an jenen finsteren "Amerikaner", Nachkomme deutscher Emigranten, Eisenhower, den "Kreuzfahrer nach Europa", der das deutsche Volk bei lebendigem Leibe in Strömen von flammendem Phosphor verbrannte, um den Nationalsozialismus, den reinsten Ausdruck der germanischen Seele, zu vernichten. Und wie viele Nachkommen deutscher Emigranten und wie viele Männer nordischen Blutes sind unter den "Amerikanern" zu finden, die für den Nürnberger Prozess und andere schändliche Verhöhnungen der Gerechtigkeit derselben Art verantwortlich sind?", überlegte ich.

Ich trank einen Schluck Kaffee — der inzwischen völlig kalt war — und dachte weiter nach.

Was steckte hinter all dem? Was veranlasste den kleinen Yanakis und Millionen andere — junge Griechen, junge Italiener, junge Engländer, junge Deutsche, wie sie einst Dwight Eisenhower (oder sein Vater oder Großvater) gewesen waren — "Amerikaner" *sein zu wollen*?

Da war zum einen der Einfluss der amerikanischen Schule, die ihnen erzählte, wie "großartig" die USA sind. Die meisten Menschen glauben, was man ihnen sagt. Diejenigen, die *bereits in ihrer Kindheit* die Grundsätze in Frage stellen, die sie als Grundlage aller Wahrheit akzeptieren sollen, sind selten. Und dann die materiellen Erleichterungen, die die U.S.A. klugen Jungen und Mädchen bieten, die "im Leben vorankommen" wollen. Es braucht nicht nur einen abenteuerlichen Geist, sondern auch eine ungeheure Verachtung für das Land, in dem man geboren ist, um alle diese Erleichterungen bewusst abzulehnen und die Perspektive eines bitteren täglichen materiellen Kampfes — lebenslange Unsicherheit — der "Lage" als Bürger dieses Landes vorzuziehen. Wusste ich es nicht! — Ich, der ich die französische Staatsbürgerschaft abgelehnt hatte! Und wie sollte das in den USA geborene Kind eine solche Verachtung empfinden, wenn es geglaubt hat, was man ihm in der Schule beigebracht hat, und wenn es, wie es in den meisten Fällen der Fall ist, nicht über eine hinreichend klare *eigene* Werteskala verfügt, um von den Dingen, die es sieht und hört, so schockiert zu sein, dass es lieber alles durchmachen würde, als "Amerikaner" zu sein?

Ich dachte an meine eigene Kindheit in Frankreich. Was hatte mich wirklich gegen Frankreich aufgebracht? Eher das Wissen als der Anblick von Heuchelei, Ungerechtigkeit und Grausamkeit auf internationaler Ebene, der unmittelbare Kontakt mit Inkonsequenz und Oberflächlichkeit, mit der verabscheuungswürdigen französischen Angewohnheit, sich über alles lustig zu machen, mit dem völligen Mangel an Fanatismus, der für einen geborenen Idealisten und Kämpfer so verachtenswert und langweilig ist. Aber wie viele ausländische Kinder, die in Frankreich geboren wurden, haben meines Wissens bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr gewartet, um mit einer spektakulären Geste ihre Ablehnung der französischen Staatsbürgerschaft und aller damit verbundenen materiellen Vorteile zu verkünden? Wie viele Jugendliche, geschweige denn Kinder, hatten sich gegen die Heuchelei der Kriegspropaganda aufgelehnt, die uns während des Ersten Weltkriegs in den französischen Schulen eingebläut wurde (das Märchen, die Deutschen seien "Monster", weil sie durch das wehrlose Belgien marschierten, während die Franzosen, die ein Jahr später im wehrlosen Griechenland landeten, keine waren...)? Wie viele hatten sich über die Nachricht von der langen Blockade Griechenlands durch die Alliierten im Jahr 1917 aufgeregt? Oder über die französischen Gräueltaten im Ruhrgebiet nach dem Krieg? *Ich war* ein sehr eigenartiges Kind gewesen, in dessen Herz solche Dinge ein gewaltiges Echo gefunden hatten. Solche Dinge und auch andere Schrecken: Beispiele für die Art und Weise, wie der Mensch stumme Tiere behandelt (ich erinnerte mich daran, dass das Wenige, das ich damals von Schlachthöfen und Vivisektionskammern wusste, der große Alptraum meiner Kindheit und mein ältester Groll gegen die "Zivilisation" war, für die Frankreich angeblich kämpfte).

Eine neue und lautere Schallwelle rollte über das lächelnde Wasser und brachte mir das Klopfen und Kreischen des Jazz — die Seele der afrikanisierten USA — und ich erinnerte mich an die Worte des griechischen Auswandererkinds: "Ich will Amerikaner werden. Habe ich nicht die Freiheit, mich zu entscheiden?"

"Frei, nachdem man ihm seit seinem sechsten Lebensjahr den Unsinn über die 'Größe der USA' eingetrichtert hatte", dachte ich verbittert. Dann, im Kontrast dazu, erfüllte mich die immer lebendige Erinnerung an meine eigene Rebellion gegen die Werte, die man mir beizubringen versucht hatte, als die höchsten zu betrachten, mit Stolz. "Frei zu wählen!..."Auch mir hatte man *das* im Laufe meiner demokratischen Erziehung immer wieder gesagt. Und das war in meiner ganzen Erziehung das Einzige, was ich behalten hatte — und zu meinem Vorteil nutzte! "Frei zu wählen" — frei zu sagen — und zu tun — was mein Gewissen mir sagte... Das Problem für die Demokraten, die mir diese gesegnete liberale Erziehung zuteil werden ließen, war, dass *mein* Gewissen und ihr Gewissen nicht dieselbe Auffassung von richtig und falsch hatten. Das "universelle Gewissen" der Menschheit, um das sie so viel Aufhebens machten — und immer noch machen. gab es in *mir* offenbar nicht. Und mein Gewissen hatte ihre christliche — ihre sogenannte "menschliche" — Werteskala abgewogen, anstatt sie

unhinterfragt als etwas Wunderbares zu schlucken, wie sie es erwartet hatten. Es hatte sie gewogen und für unzureichend befunden. Es hatte ihre aus der christlichen Lehre hervorgegangene, auf den Menschen ausgerichtete Moral betrachtet und fand ihre Haltung gegenüber der Tierwelt abstoßend, ihre Haltung gegenüber "allen Menschen" albern und empfand für sie nichts als Verachtung und für die auf ihr ruhende, bastardisierte "Zivilisation" nichts als Hass. *Mein* Gewissen hatte entdeckt, dass ich keine besseren Gründe hatte, Frankreich gegenüber loyal zu sein, als das Christentum zu unterstützen. Und ich hatte mich entschieden, meinem arischen Blut treu zu sein: das einzig Reine, das einzig *Wahre* in mir, trotz der Vermischung der *Nationalitäten*, die ich repräsentiere. Und ich hatte mich für die lebenszentrierte, kosmische, — heidnische — Werteskala Adolf Hitlers entschieden, noch bevor ich von ihrer Existenz wusste. Ich hatte diese "individuelle Freiheit", dieses "Wahlrecht", das die Demokraten so lautstark verkünden, genutzt, um mich mit dem Nationalsozialismus in all seiner kompromisslosen Aggressivität, in all seiner gesunden Gewalt, seinem Stolz und seiner jugendlichen Freude zu identifizieren und in seinem Namen die falsche Idee eines "universellen Gewissens" und die stehende Lüge der "individuellen Freiheit" zu entlarven.

"Frei, alles zu wählen — auch die nationale Zugehörigkeit"... (Und wie oft haben sie es nicht wiederholt, bis zum heutigen Tag! Sie haben alle unsere Märtyrer getötet, weil sie Deutschland nicht im Namen dieses nicht existierenden "universellen Gewissens", das angeblich in "allen Menschen" vorhanden ist, verraten haben). Gut und schön! So wie viele die USA wählen, das Dollarland, in dem man "im Leben weiterkommt", so hatte ich mich schließlich für Deutschland entschieden, die Nation, die alles für die Verteidigung der Rechte des arischen Blutes gab. Die Franzosen hatten mich gelehrt: *"jeder Mensch hat zwei Vaterländer: sein eigenes und Frankreich“*. Aber ich war *frei*, ihnen nicht zu glauben. Es stand mir *frei*, meine eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen, in Übereinstimmung mit meiner "Vernunft und meinem Gewissen". Und meine "Vernunft und mein Gewissen" sagten mir immer deutlicher, dass "jeder Arier zwei Vaterländer hat: sein eigenes und das nationalsozialistische Deutschland." Jeder Mensch geht dorthin, was er wirklich liebt, was er wirklich will. Mehr als um "im Leben voranzukommen" — oder eine Professur in Frankreich zu erlangen — wollte ich mich in vollkommener Einheit mit etwas Wahrem, Großem und Ewigem fühlen; etwas, das ich ohne Vorbehalte bewundern und für das ich kämpfen konnte, ohne die geringste Hoffnung auf persönlichen Gewinn — allein aus Liebe dazu.

Schade, dass ich das nicht *schon im* Radio allen Demokraten der Welt erzählen konnte, es ihnen so lange unter die Nase reiben konnte, bis sie mich nicht mehr hören wollten! Schade, dass ich nicht jene klugen Verteidiger der "Gewissensrechte" versammeln konnte, die die finstere Nürnberger Farce inszenierten, und ihnen die Frage — das Rätsel — vorlegen konnte: "Was sagen

Ihre Lordschaften, wenn sie auf eine Ausnahme von der dumpfen Regel des "universellen" Gewissens stoßen — wie *mich*; jemand, der sich "frei zu wählen" fühlt und den Nazismus wählt; jemand, der ein eigenes Gewissen hat, das nicht universell ist, und das ihr so klar wie möglich sagt, dass "Recht nichts anderes ist als der Wille des Führers: das, was er befiehlt; das, was andere in seinem Namen befehlen; das, was mit seinem Geist übereinstimmt"?

Die Sonne war nicht ungewöhnlich heiß. Und die Leute aßen an den Nachbartischen zu Mittag. Es war schon spät.

Ich hatte meinen Kaffee längst ausgetrunken und hätte gerne etwas gegessen: eine gekochte Kartoffel und einen Teller Salat oder ein Stück Apfelkuchen oder beides. Aber ich hatte noch einen weiten Weg vor mir, und wenn ich nicht sehr vorsichtig war, würde mir das Geld ausgehen. Seit dem Tag, den ich in Braunau verbracht hatte, hatte ich mich von trockenem Brot und Kaffee ernährt, und es ging mir nicht schlechter. Also beschloss ich, weiterzugehen.

Die Amerikaner hatten endlich aufgehört, ihren wahnsinnigen Lärm zu machen. "Die Affen sind ruhig, anscheinend ist Fütterungszeit", dachte ich mit unerbittlicher Feindseligkeit gegenüber ihnen und der gesamten Besatzung. In diesem Moment kam ein älterer Mann mit einem Fotoapparat heraus. Er blieb an jedem Tisch stehen, an dem Menschen aßen, sprach ein paar Worte — fragte jeden, ob er ein Foto von ihm oder ihr machen sollte — und ging wieder weg, da niemand daran interessiert schien. Er kam zu mir und stellte mir dieselbe Frage mit äußerster Höflichkeit und Würde, ohne im Geringsten darauf zu bestehen. Er hatte ein sympathisches Gesicht mit regelmäßigen, energischen Zügen, rassisch einwandfrei. Ich fragte mich, welche Überzeugungen er hatte, und war geneigt zu glauben, dass er mit einem solchen Gesicht kaum etwas anderes sein konnte als ein Bewunderer, wenn nicht gar ein aktiver Anhänger unserer *Weltanschauung*. Aber ich hatte keine Zeit, um mir Gedanken zu machen und Vermutungen anzustellen: Ich musste mich innerhalb weniger Sekunden entscheiden, ob ich ein Foto von mir machen lassen sollte oder nicht. "Zwei Mark für drei Bilder", sagte der Mann; er würde sie mir schicken, wohin ich wolle...

"Zwei Mark..."Das bedeutete drei Tassen Kaffee mit drei Brötchen — drei Mahlzeiten, für mich. Und die Bilder brauchte ich nicht... Aber niemand hatte "ja" zu dem alten Fotografen gesagt. Er würde den Ort verlassen, ohne etwas verdient zu haben, wenn ich auch ablehnte. Und es war so angenehm, seine Stimme zu hören, nach diesem Jazz-Lärm — ehrliches Deutsch, nach der negroiden Schlägerei. Und wer wusste schon, was er durchgemacht hatte, dass er in seinem Alter gezwungen war, seinen Lebensunterhalt auf diese unsichere Weise zu verdienen? — Armer, lieber alter Mann!

Ich nahm zwei Mark aus meinem Portemonnaie und bat ihn, mich zu fotografieren. Es wäre auf jeden Fall eine greifbare Erinnerung an den See, den unser Führer liebte.

Als er fertig war, unterhielten wir uns. Es stellte sich heraus, dass der Mann in der Tat völlig "in Ordnung" war — so sehr auf unserer Seite, wie man nur sein kann. Er nahm mich mit in sein Haus, das nur wenige Schritte von der Terrasse entfernt war, stellte mich seiner Familie vor, bot mir eine zweite Tasse Kaffee mit einem Brötchen an, das ich gerne aß. Und wir verbrachten etwa eine Stunde damit, den Führer und die großen Tage zu preisen, die Katastrophe mit all ihren Folgen zu beklagen und uns gegenseitig die Gründe zu nennen, die wir hatten, um an die Unbesiegbarkeit des nationalsozialistischen Geistes und an die Wiederauferstehung Deutschlands zu glauben.

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich damit, in den Wäldern um den See herum zu wandern, in der warmen Sonne, im Duft der Kiefern, in der Betrachtung des glitzernden Wassers, der umliegenden Hügel und des blauen Himmels, und in der inneren Vision von ihm, dessen Gedanken ständig mein Bewusstsein erfüllten. Alles war still, bis auf die üblichen Geräusche des Waldlebens: das Rascheln der Blätter, die Stimmen der Vögel, das Summen der Insekten — Geräusche, die mich nie stören, sondern mich im Gegenteil in die Meditation einlullen. Ab und zu war auch der Motor eines Ausflugsbootes zu hören, das sich seinen Weg über die leuchtende Wasseroberfläche bahnte.

Die Perspektive des Sees, der sich zwischen den steilen Hügeln ausbreitete (mit ihrem Spiegelbild auf dem Kopf), war großartig. Ich dachte an ihn — unseren Führer. der die Natur so ehrfürchtig liebte und sich an diesem Ort des strahlenden Friedens erholte. Und die Frage stieg in meinem Herzen auf, wie schon so oft: *Wenn* er am Leben ist, auf welcher Landschaft ruhen seine Augen jetzt? *Wo* kann er sein? Würde *ich* ihn jemals wiedersehen? Ich beneidete all jene, die einst mit ihm vor dieser Vision der Schönheit gesessen hatten. Und wieder stellte ich mir die praktische Frage: "Was kann *ich jetzt* für ihn und für Deutschland tun, außer Bücher zu schreiben?"

"Denke weiterhin Tag und Nacht an Rache und Auferstehung, wie du es in den letzten acht Jahren getan hast, antwortete mein innerstes Selbst. "Der Gedanke ist auch etwas Reales, etwas Positives, im Reich des Unsichtbaren. Und das Reich des Unsichtbaren regiert diese sichtbare Welt."

Ich saß allein am Fuß einer Kiefer, ganz in der Nähe des Seeufers. Lange Zeit beobachtete ich die Wellen auf der Oberfläche des Wassers. Dann warf ich einen Kieselstein in den See und verfolgte die Übertragung der Bewegung, die er ausgelöst hatte, in immer weiteren konzentrischen Kreisen, endlos... Man sagt, dass die sich ausbreitende Schwingung nicht an den Grenzen des Wassers aufhört, das sie übertragen hat, sondern sich unendlich auf der ganzen Erde ausbreitet.

"Und so sind auch — wahrscheinlich — die magnetischen Wellen, die die Kraft der Gedanken im Reich des Unsichtbaren in Bewegung setzt", überlegte ich. "Nichts kann sie aufhalten. Und wer kann schon sagen, welche Energiemenge sie darstellen, wenn sie unermüdlich Tag für Tag, Stunde für Stunde, über Jahre hinweg produziert werden, und sei es von einem einsamen, machtlosen Individuum wie mir? Völlig außerhalb der Kontrolle des unbeholfenen Individuums, aber getreu dem unpersönlichen Zweck des unermüdlichen Willens, der sie ausgesandt hat — des individuellen Willens, zweifellos, aber auch des kollektiven Willens, der dahinter steht — gehen sie weiter und weiter, durch den grenzenlosen Raum, bereiten, vielleicht am anderen Ende der Erde, das vor, was früher oder später die Materialisierung des einen Zwecks herbeiführen wird; und machen das einsame, machtlose, unbeholfene, aber bewusste und aufrichtige Individuum *persönlich verantwortlich* für diese Materialisierung und für jedes Ereignis, das dazu führt...“

Dieses herrliche Gefühl der Verantwortung hat mich über sich selbst hinausgewachsen.

Es war alles andere als das erste Mal, dass mir diese Idee in den Sinn kam. Mein ganzes Leben lang, schon als Kind, hatte ich mich persönlich verantwortlich gefühlt — und *wollte es auch sein.* nicht nur für alles, was ich (mit oder ohne Erfolg) versucht hatte zu tun, sondern auch für alles, was ich *gewollt* hatte; und zwar für Ereignisse, die als solche völlig außerhalb meiner Reichweite lagen. Und ich hatte später so laut ich konnte verkündet, dass ich mich für alles, was für den Triumph des Nationalsozialismus getan worden war, getan wurde oder eines Tages getan werden würde, moralisch verantwortlich fühlte; insbesondere für alles, was im Namen des Dritten Reiches getan wurde. Aber selten war ich mir der Wahrheit dieser Aussage so deutlich, so spürbar bewusst gewesen wie jetzt. Jetzt beobachtete ich die konzentrischen Kreise auf der glänzenden Oberfläche des Sees, die sich in berechenbaren Abständen voneinander hoben und senkten, immer weiter weg von dem gemeinsamen Zentrum, in dem mein Kieselstein in der Tiefe verschwunden war. Und ich *wusste,* dass ähnliche Wellen unsichtbarer magnetischer Kraft mich — und jeden von uns, der unseren einen, kollektiven Willen verkörpert — mit jeder gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklung verbanden, die direkt oder indirekt zum Triumph unserer Wahrheit beiträgt. Die Wellen der brennenden Empörung, die ich sieben Jahre zuvor während des trostlosen Nürnberger Prozesses gegen die vier Alliierten ausgesandt hatte, wirkten *nun* in Ägypten, in Kenia, in Persien, in Korea, in Indochina, überall auf der Welt, um *den Tag der Rache,* den Untergang unserer Verfolger herbeizuführen.

Es gibt nichts Schöneres, als sich persönlich für die Vernichtung derer verantwortlich zu fühlen, die alles hassen, was man liebt; nichts Beglückenderes als das Wissen: "Ich, *ich* werde sie zermalmen — und meine gequälten Kameraden rächen; *ich*, ohnmächtig, unbedeutend, wie ich auch erscheinen mag,

werde wenigstens zu diesem Ziel beitragen durch das unkontrollierbare Wirken geduldig konzentrierter und bewusst gelenkter Gedanken! Ich, — oder vielmehr *wir* — allein gegen die Macht der Waffen, gegen die Macht des Geldes, gegen die Macht der Lüge! Wir... oder vielmehr Er — der Herr der unsichtbaren Mächte, in dessen göttlichem Willen wir denken und handeln und leben, bereiten bereits im Reich des Unsichtbaren unsere zweite Machtergreifung auf der sichtbaren Ebene vor...!"

Oh, *das* zu fühlen, das zu *wissen*!

Unsere Gegner, Demokraten und Kommunisten, können natürlich auch Gedankenwellen erzeugen. Aber zumindest die Demokraten sind uns in dieser Hinsicht nicht gewachsen, dachte ich. Sie trinken Coca-Cola, tanzen zu den Klängen von Jazzbands, haben Liebesaffären und sorgen sich um ihre psychologischen "Probleme", während wir unerbittlich die unwiderstehlichen magnetischen Ströme in den undurchdringlichen Äther aussenden, die ständig die gesamte Struktur ihrer dummen Welt untergraben und den Weg für die zukünftigen Braunen Bataillone öffnen.

Und ich saß mit aufrechter Wirbelsäule auf dem moosigen Boden, blickte lange auf die blendend weißen Gipfel, die die Landschaft am anderen Ende des Sees beherrschten, und schloss dann die Augen, um mich von allem Sichtbaren abzuschotten. Und während ich die duftende Luft des Waldes ein- und ausatmete, konzentrierte ich mich auf die innere Vision des kosmischen Tanzes, hinter dem die ewigen Gesetze des Seins stehen — unsere Hoffnung, unser Sieg, was auch immer geschehen mag. Und ich stellte mir die glorreiche Figur vor, durch die Indien die Idee dieses Spiels der Kräfte ohne Ende zum Ausdruck gebracht hat: Shiva, Herr des Tanzes, Herr über Leben und Tod, gelassen und unbarmherzig, umgeben von Flammen — die höchste, nicht-menschliche, immanente Gottheit, die wir alle verehren, ohne es zu wissen, wir, die heidnischen Arier des Westens.

Und hinter Ihm, die Unermesslichkeit des grenzenlosen Raumes ausfüllend, stellte ich mir vor — ich *sah* mit dem inneren Auge — das strahlende Rad der Sonne; unser Zeichen, älter als die Welt; unser ewiges Hakenkreuz.

Und ich war erfüllt von ekstatischer Freude über das Gefühl, dass *wir ewig sind* und dass uns nichts zerstören kann.

Es war schon spät, als ich zurück nach Berchtesgaden ging.

Kapitel 4

MÜNCHEN

23. April 1953

In einer Ecke des Waggons am offenen Fenster sitzend, atmete ich genüsslich die frühe Morgenluft und bewunderte die Landschaft, wobei ich mich bewusst weigerte, an die Unannehmlichkeiten zu denken, die mir in Freilassing vielleicht bevorstehen würden. Diese Unannehmlichkeit bestand darin, dass ich gezwungen war, anderthalb Stunden auf den nächsten Zug nach München zu warten, falls ich in den nur acht Minuten, die dieser "Durchgangszug", mit dem ich reiste, am Kreuzungsbahnhof halten sollte, keine Zeit haben sollte, meinen schweren Koffer an der Garderobe abzuholen. "Warum hatte ich den Koffer überhaupt dort gelassen, um ihn nicht mit nach Berchtesgaden schleppen zu müssen?" fragte ich mich.

Aber mir im Voraus den Kopf zu zerbrechen, würde die kommenden Schwierigkeiten nicht lösen. Also schob ich den Gedanken beiseite. Drei Tage zuvor war ich auf dem Weg nach Berchtesgaden dieselbe Strecke entlanggerollt, allerdings um 22 Uhr oder so. Es war also das erste Mal, dass ich die Landschaft sah. Und sie war zu schön, als dass mir ein einziger Blick entgangen wäre: Wälder und noch mehr Wälder; dann plötzlich ein Stück schimmerndes Wasser, in dem sich die angrenzenden Bäume spiegelten, die im Sonnenschein gelblich-grün leuchteten, und steile, dunkle Hänge, an deren Spitze hin und wieder ein imposanter Felssporn auftauchte; und immer, immer — über all dem, in weiter Ferne — die strahlenden Umrisse der schneebedeckten Berge vor dem reinen Himmel: Dieselben bayerischen Alpen, deren Pracht ich bewundert hatte, seit ich in Berchtesgaden die Augen geöffnet hatte; dieselben, aber aus immer größerer Entfernung gesehen.

Freilassing — eine abrupte Rückkehr in die praktische Realität. Diesmal schob ich jeden Gedanken beiseite, außer den an meinen Koffer. Nur acht Minuten Zeit! Ich muss mich beeilen, wenn ich *denselben* Zug noch erwischen will. Ich hatte einem großen, gut aussehenden, sympathischen jungen Mann mein Problem geschildert, der mir half, mit dem Gepäck, das ich bei mir hatte, aus dem Zug zu steigen: ein kleinerer Koffer und eine Reisetasche, die ich nicht im Waggon lassen konnte, da ich nicht sicher war, ob ich Zeit haben würde,

zurückzukommen. Der junge Mann begleitete mich zur Garderobe und trug die Hälfte der Sachen für mich — so konnte ich schneller gehen.

Der Zug hatte auf Gleis 3 angehalten — so weit wie möglich von der Garderobe entfernt. "Doch!", dachte ich blitzschnell und erkannte innerlich mein Pech an. Das bedeutete, dass ich die unterirdische Passage nehmen musste — eine Treppe hinunter und dann eine weitere hinauf; und dann wieder hinunter und wieder hinauf mit meinem dreißig Kilo schweren Koffer. Und kein Gepäckträger war zu sehen! Es war klar, dass ich diesen Zug verpassen würde und anderthalb Stunden warten müsste. Trotzdem... Was kann man tun?

Wir erreichten die Garderobe. Ich legte meine Quittung vor, bezahlte und nahm meinen Koffer. Aber ich konnte ihn unmöglich selbst tragen *und* rechtzeitig zu meinem Zug zurück sein. Der junge Mann nahm ihn in die eine Hand und hielt meine Reisetasche in der anderen: "Folgen Sie mir, so schnell Sie können", rief er, während er die Treppe hinunterging, zurück in den unterirdischen Gang, durch den wir gekommen waren. "Sie haben noch drei Minuten Zeit, noch!"

Ich trabte so schnell ich konnte an seiner Seite. Wir erreichten den Zug innerhalb einer Minute. Der junge Mann schob meine Sachen hinein, half mir, meinen schweren Koffer anzuheben und ihn in das Netz über meinem Sitz zu stellen. "Ich danke Ihnen", rief ich aus, überwältigt von der Vorstellung, dass er sich meinetwegen so viel Mühe gemacht hatte. "Das war sehr nett von Ihnen. Ich danke Ihnen!" Aber es ging nicht nur darum, dass er mir die Unannehmlichkeiten des Wartens auf den nächsten Zug erspart hatte. Was mich an ihm wirklich berührte, war sein spontaner Wille, mir zu helfen. Er war etwa dreißig. "Zweiundzwanzig zur Zeit der Kapitulation", dachte ich, "zehn im Jahr 1933". Das bedeutete, dass er in unseren Grundsätzen erzogen worden war. Ich war mir praktisch sicher, dass er einer von uns war. (Ich hatte nur *einen* Deutschen dieser Generation getroffen, der keiner war.) Aber er kannte mich nicht. Er hatte im Zug nicht mit mir gesprochen. Er konnte nicht erraten, wer ich war. Und doch... war ich mir sicher, dass es in ihm eine unbewusste Gewissheit über mich gab. Sein subtiles Ich wusste, wer ich war, auch wenn sein bewusstes Ich es nicht wusste. Und wahrscheinlich drückte er die Gewissheit seines subtilen Selbst aus, indem er mich "äußerst sympathisch" (oder so ähnlich) fand, ohne zu wissen warum.

In meinen Augen war er Deutschland — Adolf Hitlers Volk — das auf meine Liebe antwortete. Und soweit dies möglich war, konnte ich nicht umhin, es ihm zu sagen.

"Wissen Sie", sagte ich, indem ich mich aus dem Fenster lehnte, während er auf dem Bahnsteig stand, "dass ich noch nie eine so freundliche Aufmerksamkeit — eine solche Zuneigung, kann ich sagen: das Wort ist nicht zu stark — von Seiten *irgendeines* Volkes erfahren habe, wie hier in Deutschland? Es sieht so aus, als ob sie spüren, wie sehr ich sie liebe und bewundere. Und Sie haben diesen Eindruck in mir noch einmal bestärkt."

"Ja", antwortete der junge Mann, "Sie haben Recht: Ich habe gefühlt...“

Aber der Zug war schon abgefahren, und ich werde nie erfahren, was er sagen wollte.

Ich setzte mich hin, und ein einziger Gedanke, eine immense Erwartung erfüllte mein Bewusstsein: "Ich fahre jetzt wirklich nach München, der Geburtsstadt des Nationalsozialismus." Allein der Name der Stadt hatte auf meine Phantasie eine magische Wirkung. Ich lehnte meinen Kopf an die Rückenlehne des Sitzes, schloss die Augen und dachte an die Anfänge des Kampfes und bedauerte zum millionsten Mal, dass ich so spät nach Deutschland gekommen war, während die ältesten, stärksten und tiefsten Sehnsüchte meines Lebens mich direkt dorthin hätten ziehen müssen, noch lange vor 1933.

Wir näherten uns der heiligen Stadt. Bald las ich in großen Lettern auf der Seite der Bahn den Hinweis auf den kommenden Bahnhof: München. Und mir stiegen Tränen in die Augen. Ich erinnerte mich an die Worte eines der ältesten und schönsten Lieder aus der Anfangszeit des Machtkampfes: das Lied zu Ehren der sechzehn ersten Märtyrer des Nationalsozialismus:

"*In München sind viele gefallen;*
In München war'n viele dabei..."

Ich erinnerte mich auch an das begeisterte Lob Adolf Hitlers über die prädestinierte Stadt: "Eine deutsche Stadt; welch ein Unterschied zu Wien!"..."Was mich mehr als alles andere anzog, war diese wunderbare Mischung von primitiver Lebenskraft und verfeinerter künstlerischer Gesinnung."

Ich stieg aus dem Zug aus, stellte mein Gepäck wie üblich an der Garderobe ab und schlenderte eine Weile durch den neu umgebauten Bahnhof. Ich erinnerte mich an die Bahnhöfe mit klaffenden Wänden und ohne Dächer, die ich fünf Jahre zuvor in ganz Deutschland gesehen hatte, und ich war begeistert von dem Kontrast. Und da ich noch nichts gegessen oder getrunken hatte, setzte ich mich an einen Tisch vor dem Erfrischungsraum und bestellte eine Tasse Kaffee und ein Brötchen.

Ein Mann kam und setzte sich mir gegenüber. Sein Aussehen gefiel mir nicht besonders. Er hatte keines der äußeren Merkmale, die mir normalerweise das Gefühl geben, dass ein Mensch einer von uns ist (oder zumindest *sein könnte*). Aber ich redete mir ein, dass er auf jeden Fall ein Deutscher war. Und ich war romantisch genug, um zu hoffen, dass der erste Deutsche, der mich in München ansprach, kaum etwas anderes sein konnte als ein Sympathisant des Nationalsozialismus, wenn nicht gar ein fanatischer Anhänger desselben. Aber das Schicksal hat manchmal eine bittere Ironie.

Der Kerl, der sich als alles andere als eine Verkörperung dessen herausstellte, was *ich* einen würdigen Deutschen nenne, hatte sehr klare Ansichten

über Ausländer. Und er vertrat insbesondere die Ansicht, dass ein Ausländer — und insbesondere ein Bürger eines jener Länder, die während dieses dummen Krieges auf der Seite der Alliierten gekämpft haben — notwendigerweise ein Anti-Nazi ist — sein *muss* — und folglich ein Mensch voller Zärtlichkeit gegenüber allen "Opfern des Nationalsozialismus". Kaum hatte ich ihm auf seine erste Frage geantwortet und ihm gesagt, dass ich aus Athen komme und Grieche bin, glaubte er, jemanden entdeckt zu haben, der ihn bewundern würde. "Wissen Sie", sagte er, völlig zufrieden mit sich selbst, "ich war in einem Konzentrationslager interniert...“

Ich verachtete ihn. "Noch eines dieser verflixten 'Opfer des Naziregimes'", dachte ich. "Und einer, der obendrein die Frechheit besitzt, sich einzubilden, dass er mein Mitleid erregen wird. Für wen hält er mich denn?" Ich unterließ es jedoch, mir meine Reaktion anmerken zu lassen.

"Ist das so?", fragte ich höflich. "Und in welchem Lager waren Sie?"

"In Dachau. Sie haben doch sicher schon von Dachau gehört?"

"Schon mal von Dachau gehört? Ich denke schon!"

Und ich hätte nicht aufrichtiger sein können als in diesem Ausruf. Ich hatte in der Tat von den Schrecken gehört, die sich dort abspielten: von den unglaublichen Folterungen, die US-Männern von Juden in amerikanischer Uniform (und von degenerierten Ariern, schlimmer als Juden) 1945, 1946, 1947 zugefügt wurden — *nachdem* das allzu berühmte Lager von den Verteidigern der Menschlichkeit in ihrem "Kreuzzug nach Europa" übernommen worden war.

Aber der dumme Esel verstand meinen Ausruf als untrügliches Zeichen der Sympathie. "Nun, ich bin seit drei Jahren dort", erklärte er, zufriedener mit sich selbst als je zuvor.

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Dann stellte ich ihm eine höchst unerwartete Frage: "Waren Sie vor 1945 dort, oder *danach*?"

Der Mann schaute mich an, als könne er nicht verstehen, was ich damit sagen wollte. "Vor 1945, natürlich", sagte er.

"Und weswegen waren Sie dort?", wenn es nicht zu indiskret ist, Sie das zu fragen", fuhr ich bissig, mit eiskalter Stimme und einem sarkastischen Lächeln fort. "War es, wie bei so vielen anderen Internierten, weil Sie gegen Artikel 175 des deutschen Strafgesetzbuches verstoßen haben? Oder war es wegen etwas noch Schlimmerem: zum Beispiel, weil sie gegen das nationalsozialistische Regime gearbeitet haben?" ("Verstoß gegen Artikel 175 des Strafgesetzbuches" war eine euphemistische Bezeichnung für Homosexualität — schon schlimm genug, besonders in unseren Augen.)

Das "Opfer des Nationalsozialismus" war zu abrupt überrascht, um zu sprechen. Ich dachte, er würde aufstehen und weggehen, angewidert von der Brutalität meiner Fragen. Aber er tat es nicht. Er antwortete mir — nach ein paar Sekunden.

"Ach, das hat nichts mit all dem zu tun und schon gar nicht mit Politik", rief er aus. "Denken Sie nicht, dass ich ein Feind der Partei war, obwohl ich ihr nie angehörte. Ich war nie Mitglied irgendeiner Partei...“

Nun, da er sich des Ausmaßes seines Fehlers bewusst geworden war, versuchte er sein Bestes, um sich zu rechtfertigen — zumindest, um seine Schuld in meinen Augen zu mindern — als ob wir noch an der Macht wären oder als ob er sicher wäre, dass wir es bald wieder sein würden. "Ein gutes Zeichen", dachte ich. Aber der Mann fuhr mit seiner Entschuldigung fort: "Ich hatte dem Bürgermeister in unserem Dorf während einer Diskussion lediglich ins Gesicht geschlagen. Ich wollte ihm eine Lektion erteilen, denn er hatte hochmütig mit mir gesprochen. Aber er war zufällig Parteimitglied und ich nicht; deshalb wurde ich so hart bestraft."

"In jedem Regime wird man schwer bestraft, wenn man Vertreter der etablierten Autorität mit den Fäusten angreift", bemerkte ich unverblümt. Und ich bin aufgestanden.

"Ein anderes Mal", fügte ich hinzu, "solltest du es nicht so eilig haben, dem ersten Menschen, den du triffst, deine Abenteuer zu erzählen, auch wenn er (oder sie) ein Fremder ist. Jetzt ist es natürlich von geringer Bedeutung. Aber man kann nie wissen, welche Folgen es in der Zukunft für einen haben *könnte*."

Und ich ging meines Weges und überließ den verwirrten Mann seinen Gedanken.

Ich verließ den Bahnhof und wandte mich nach links — als hätte mir ein Instinkt gesagt, dass dies die Richtung sei, in der ich all das suchen sollte, was ich in München sehen wollte — und folgte der Straße. München hat in diesem Krieg unter den alliierten Bombenangriffen so sehr gelitten wie keine andere deutsche Stadt. Der Bahnhof ist zwar wieder aufgebaut worden, ebenso wie viele Häuser, die von dem Lebenswillen der Menschen zeugen. Aber es gibt immer noch riesige leere Flächen — wie klaffende Wunden — inmitten der stehenden Gebäude, alte und neue; ganze Ortschaften, die noch nicht wieder zum Leben erwacht sind. Und es gibt zerstörte Flächen, auf denen nichts als Geschäfte (und gelegentlich ein Kino) gebaut wurden — keine Häuser... Ich dachte an die Millionen entwurzelter Deutscher, die acht Jahre nach Kriegsende immer noch in "provisorischen" Flüchtlingslagern oder in nicht minder prekären Holzunterkünften zusammengepfercht sind. Jeden Tag strömen mehr von ihnen aus der russischen Zone herbei, wie man hört. Und ich dachte an all das Geld, das dem armen, blutenden Deutschland in diesen acht Jahren abgepresst und für verschiedene nutzlose Luxusgüter zugunsten der verhassten Besatzer ausgegeben — vergeudet — wurde, oder für schändliche "Entschädigungen", die Israel als Staat, einzelnen Juden und den Verrätern arischen Blutes, freiwilligen Sklaven des Judentums, "Opfern des Nationalsozialismus" gewährt wurden!

Ich erinnerte mich an ein ziemlich großes Schild, das mir einmal an einer bestimmten Wand in Baden-Baden aufgefallen war — irgendwo in der Allee, die

zur heutigen französischen *Gendarmerie* führt: "Hilfswerk für die Opfer des Nationalsozialismus". Mit welcher Freude hatte ich in einer nebligen Januarnacht 1949 um 2.30 Uhr eines meiner Plakate mitten auf diese Tafel geklebt und war dann drei- oder viermal daran vorbeigelaufen, um die Trotzwirkung zu genießen, die das eindrucksvolle schwarze Hakenkreuz (das ein Drittel der Fläche des Plakats einnahm) unter den verlogenen Worten erzeugte: Opfer des Nationalsozialismus!

Ich wusste, wer diese selbsternannten "Opfer" waren: Typen wie der, den ich gerade auf dem Bahnhof getroffen hatte, und Schlimmeres. *Alle* kriminellen Elemente unter den Frauen, die 1949 den Großteil der unpolitischen Häftlinge in Werl ausmachten, hatten unter unserem Regime mehr oder weniger lange in Konzentrationslagern verbracht. Ich erinnerte mich jetzt an eine von ihnen, die vier Jahre in einem Lager verbracht hatte, weil sie ein Schwein auf grausame Weise getötet hatte — und ich verglich dieses gerechte Urteil blitzartig mit dem des englischen Gerichts, das 1950 oder 1951 einen Mann zu nur einem Monat Gefängnis verurteilt hatte, weil er eine lebende Katze in einen brennenden Ofen geworfen hatte. Und wieder einmal verherrlichte ich unsere Neue Ordnung. Viele Frauen, die unter dem Naziregime wegen Verbrechen wie Abtreibung, Beihilfe zum Kindermord usw. zu lebenslanger Haft verurteilt worden waren, wurden danach von den Verfechtern der "Rechte des Menschen" freigelassen und... hatten wieder angefangen. Einer, — ein Tscheche, den ich in Werl kennengelernt hatte, — war *neunzehnmal* wegen Diebstahls und Abtreibung verurteilt worden, von demokratischen Richtern, *nachdem* wir "Unmenschen" alle Macht verloren hatten! Und was für die Frauen gilt, gilt für die Männer nicht minder. Diese Leute bekamen jetzt Pensionen, wurden dafür bezahlt, dass sie Verbrecher waren, "Opfer des Nationalsozialismus", dachte ich bitter, als ich weiterging und zumindest auf der rechten Straßenseite noch kein einziges altes Gebäude stehen sah, auch kein einziges neues *Wohnhaus*, sondern nur Läden und noch mehr Läden, viele von ihnen luxuriös. Und ich fragte mich, wie viele dieser Läden schließlich Juden gehörten — Juden, die sie mit deutschem Geld hatten bauen und ausstatten lassen, hier, auf dieser gemarterten Erde, an der Stelle der deutschen Häuser, die *ihre* Bomben, *ihr* Krieg, *ihr* Hass auf die prädestinierte arische Nation, zerstört hatten!

Oh, bis wann würde diese Herrschaft des Mammons, — der Geldmacht, — die wir zu zerschlagen gekommen sind, andauern? Bis wann würde Deutschland gezwungen sein, diejenigen zu bezahlen, die für diesen Krieg und für die Katastrophe von 1945 verantwortlich sind: die Juden Palästinas, die Juden Europas, die Juden der ganzen Welt, und ihre Freunde, — die deutschen Verräter und die ausländischen Besatzer?

Ich ging geradeaus zum *Marienplatz*, wo ich froh war, dass wenigstens eine Seite des Platzes von den Bomben der Alliierten verschont geblieben war. Ich wollte "die berühmte *Feldherrenhalle* sehen, das Gebäude, vor dem die Sechzehn am 9. November 1923 erschossen wurden; und jemand hatte mir gesagt, ich solle zuerst zum *Marienplatz* gehen und dort fragen. Aber wen soll ich fragen? Natürlich kann jeder "Tourist" die *Feldherrenhalle*, ein historisches Gebäude, sehen wollen. Aber es schien mir, als ob jeder sofort erraten würde, warum *ich* sie sehen wollte, und mir peinliche Fragen stellen würde. Und ich war fest entschlossen, Fragen zu vermeiden, jetzt, nach meinem ersten Gespräch in München, am Bahnhof. Ein junger Mann, der mir auf den ersten Blick sympathisch erschien, stand vor einem Geschäft. Ich fragte ihn.

"Die *Feldherrenhalle*? Das ist ganz in der Nähe", sagte er. "Komm mit uns, wir gehen in diese Richtung, wir werden sie dir zeigen."

Als er seinen Satz beendet hatte, traten zwei andere Jugendliche — auf die er offenbar gewartet hatte — aus dem Laden und gesellten sich zu ihm. Ich verstand nun die Bedeutung von "wir" und folgte den drei Männern. Ich folgte ihnen dann, ohne ein Wort zu sagen. Die beiden Neuankömmlinge gefielen mir nicht sonderlich, und als ich ihn weiter betrachtete, kam mir einer von ihnen sogar als Jude vor. Es kam mir seltsam vor, dass er in seiner Begleitung zur *Feldherrenhalle* ging. Blitzartig erinnerte ich mich an die Anfänge des Kampfes, an das Opfer der sechzehn ersten Blutzeugen, und dann an die Triumphe, an die Jahre der Macht... Was muss *damals* in München, der Wiege des Hitlerglaubens, für eine Atmosphäre geherrscht haben, dachte ich, und warum war ich *damals* nicht gekommen? Nun, der Mann, den ich am Bahnhof getroffen hatte, und dieser Kerl hier, dessen Ohren (in diesem Zusammenhang ein viel bedeutenderes Merkmal als die Nase, was auch immer die meisten Leute denken mögen) zu hoch angesetzt waren, waren die Leute, denen man begegnete. Und die anderen? Diejenigen, die die großen Tage gemacht hatten? Tot; oder in Landsberg und anderen Gefängnissen verrottend; oder so unauffällig wie möglich ein ereignisloses, wenn nicht gar hoffnungsloses Alltagsleben führend; treu, zweifellos; so glühend an Adolf Hitler hängend wie eh und je — glühender vielleicht als je zuvor, nach ihrer unmittelbaren Erfahrung mit der Demokratie, — aber machtlos und stumm. Ich war deprimiert.

Doch die drei jungen Männer trennten sich bald von mir. "Nun, Sie werden den Weg leicht finden", sagte der, mit dem ich zuerst gesprochen hatte, "folgen Sie dieser Straße, geradeaus, bis Sie zu einem Platz kommen. Wenn Sie den Platz betreten — Odeonsplaz — ist das Gebäude zu Ihrer Rechten die *Residenz*, das Gebäude zu Ihrer Linken die *Feldherrenhalle*. Sie können sie nicht verfehlen."

Das konnte ich in der Tat nicht. Denn nachdem ich zwei oder drei Minuten gegangen war, stand es da, nur wenige Meter von mir entfernt, dem Platz zugewandt, mit seinen drei Bögen (die ich auf Bildern gesehen hatte), seiner bronzenen Siegesgruppe, seinen zwei Statuen — eine rechts, eine links von der

allegorischen Gruppe. seinen Inschriften auf zwei Bronzetafeln an der Wand und seinen zwei steinernen Löwen, einer auf jeder Seite, am oberen Ende der Treppe, die zu den Statuen und zur Siegesgruppe hinaufführt. Ich ging die Stufen hinauf, las die Namen der Kriegsherren, die die Statuen darstellen: den berühmten Tilly und Prinz Karl Wrede, Feldmarschall von Bayern. Ich las die Inschriften auf den Bronzetafeln: "Während des siegreichen Krieges 1870-1871 kämpften 134.744 Bayern für Deutschland. Von diesen wurden 3.825 auf dem Schlachtfeld getötet. Die bayerischen Generäle waren Ludwig Freiherr von und zu der Tann Rathgarnhausen und General Jakob Ritter von Hartmann"; und auf der anderen Seite: "Im Weltkrieg 1914 bis 1918 kämpften 1.400.000 Bayern für Deutschland und 200.000 von ihnen wurden auf dem Schlachtfeld getötet. Feldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern, Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und Generaloberst Feldmarschall Graf von Bothmer hatten das Kommando."

Ich war glücklich, diese Worte zu lesen, das ewige Zeugnis der Treue Bayerns zum Deutschen Reich. Aber ich war vor allem gekommen, um an der Stelle zu schweigen, an der die Sechzehn für alles, was das Deutsche Reich für *mich* bedeutet, gestorben waren; um an sie zu denken; um an *ihn* zu denken, in dessen brennendem Glauben sie gestorben waren. Ich wollte wissen, *wo* genau sich die Tragödie des 9. Novembers abgespielt hatte.

Diese Frage war nicht so einfach zu beantworten wie die Frage nach der *Feldherrenhalle*: Ausländische Reisende, die nichts weiter als Touristen sind, interessieren sich in der Regel nicht für die jüngere Geschichte. Für sie sind der "*Putsch*" in München — der erste Versuch unseres Führers, 1923 die Macht zu ergreifen — und die Repressionen seitens der damaligen sogenannten deutschen Regierung nur Episoden aus dem innenpolitischen Leben eines fremden Landes.

Ich stand vor dem Gebäude und suchte unter den Passanten ein sympathisches Gesicht — jemanden, bei dem ich das Gefühl hatte, "er *könnte* einer von uns *sein*". Ich entdeckte bald einen. Davon gibt es in München schließlich viele, — auch jetzt noch.

"Entschuldigen Sie, wenn Sie bitte... Darf ich Ihnen eine Frage stellen? Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen...“, begann ich, noch ein wenig zögernd. "Ich komme aus dem Ausland und würde gerne wissen...“

Der Mann — ein großer, gut aussehender Blondschopf von etwa fünfunddreißig Jahren — blieb stehen und betrachtete mich neugierig. "Natürlich helfe ich Ihnen gerne, wenn ich kann", sagte er sehr höflich. "Was gibt es denn?"

"Ich möchte wissen... wo genau die Sechzehn gefallen ist, am 9. November 1923. '*Vor der Feldherrenhalle*' sagt das alte Lied... War sie tatsächlich dort, mitten auf dem Platz?"

Das Gesicht des jungen Mannes hellte sich plötzlich auf. Aber er erlaubte sich nicht sofort, das zu glauben, was er in seinem Unterbewusstsein schon *wusste*, dass es wahr war, was mich betraf. Er schaute mich ernst an, und anstatt

meine Frage zu beantworten, fragte er mich aus. "Sie kommen aus dem Ausland, um mich *das zu fragen*", rief er aus, als wäre es etwas kaum Vorstellbares. "Darf ich wissen, warum Sie sich überhaupt für das Schicksal der Sechzehn interessieren? Ist es nur... vom historischen Standpunkt aus?"

"Weil ich sie als die ersten Märtyrer meines Glaubens betrachte", antwortete ich schlicht. "Sie starben dafür, dass Deutschland wieder frei und mächtig werden konnte. Damit starben sie *auch* für meine arischen Ideale, die Deutschland seit Anbeginn der Geschichte verkörpert — unbewusst oder halbbewusst, seit Jahrhunderten; in vollem Bewusstsein, seit Adolf Hitlers Botschaft... Ich bin aus dem Ausland gekommen, um ihnen die Ehre zu erweisen; um an Ort und Stelle in religiöser Verehrung ihrer zu gedenken."

Der junge Mann schaute mich ernster an als je zuvor, streckte mir seine Hand in einer kameradschaftlichen Geste entgegen und sagte: "Komm, ich werde es dir zeigen. Du hast ein Recht darauf, es zu erfahren...“

Er führte mich um die Ecke und zeigte mir die Mauer der *Feldherrenhalle* gegenüber der *Residenz*. "Es war dort", sagte er, "in dieser Straße, vor dieser Mauer. In den großen Tagen gab es dort eine Gedenktafel mit einer Inschrift, die an das Opfer der Helden erinnerte. Schauen Sie: Sie können die Spuren davon sehen."

Er zeigte mir zwischen den Steinblöcken die Eisenstücke, die einst die Gedenktafel getragen hatten. "Und eine Wache hielt hier Tag und Nacht Wache, wie vor den Sarkophagen der Sechzehn, am *Adolf-Hitler-Platz*", fügte er hinzu. "In dem Gebäude, das zur *Residenz* gehörte und jetzt wieder aufgebaut wird, auf der anderen Straßenseite, waren ständig SS-Leute stationiert. Aber *diese Leute* haben die Tafel mit den sechzehn Namen heruntergerissen und zertrümmert, natürlich. Sie haben alles zerstört, was uns an unseren Kampf und an unsere Märtyrer erinnert. Aber das macht nichts! Wir erinnern uns trotzdem!"

"Wir werden diese ersten Blutzeugen niemals vergessen, auch nicht die anderen, die jüngeren. Niemals vergessen und niemals verzeihen", betonte ich. Und als ich diese Worte aussprach, erinnerte ich mich an meine geliebte Genossin Hertha Ehlert: Diese Worte waren meine letzte Nachricht an sie gewesen, bevor ich Werl verließ, vor über drei Jahren. Ich war drei Jahre frei gewesen. Aber sie war immer noch da, soweit ich wusste; immer noch hinter Gittern, während ich hier im Sonnenschein stand, auf der breiten, belebten Straße... Ich fühlte mich klein vor ihr; klein vor all denen, die gelitten haben; vor all denen, die für unsere Ideale gestorben sind.

Ich blieb stumm an der Seite des treuen jungen Deutschen, der im November 1923 nicht älter als vier oder fünf Jahre alt gewesen sein konnte. Ich blickte geradeaus und dachte an die Sechzehn.

Ich erinnere mich an ihre Namen: Alfarth, Bauriedl, Casella, Ehrlich, Faust, Hechenberger, Körner, Kuhn, Laforce, Neubauer, Pape, Pfordten, Rickmers, Streubner-Richter, Stransky und Wolf. Ich kannte sie auswendig. Jahrelang hatte

ich an den großen Jahrestagen, die uns an das Heldentum und die Aufopferung für die Liebe zu unserem Führer erinnern, diese Namen mit Ehrfurcht in meinem Kopf wiederholt. Sie waren, — sie sind, wie die unserer anderen Märtyrer, — heilige Namen für mich. Und ich stellte mir die Szene vor, die sich an jenem 9. November 1923 um 12.30 Uhr abgespielt hatte. Ich stellte mir vor, wie die Sechzehn (und mit ihnen die Verwundeten, unter denen sich auch Hermann Göring befand) in ihrem Blut auf jenem Fußweg lagen, auf dem ich jetzt stand, erschossen auf Befehl sogenannter nationaler Behörden, weil sie, wie Adolf Hitler sagte, "an die Auferstehung ihres Volkes geglaubt hatten".

"Ich wusste es, ich erinnerte mich, ich war damals in Athen gewesen, achtzehn Jahre alt (die beiden jüngsten der Münchner Blutzeugen, Karl Laforce und Klaus von Pape, waren erst neunzehn). Ich war bereits erfüllt von demselben erhabenen Traum, für den ich immer gelebt hatte: dem Traum von einem Volk meiner Rasse, das *jetzt*, in unserer Zeit, eine eiserne, in der Wahrheit verwurzelte Zivilisation aufbaut; eine Zivilisation mit allen Tugenden der Alten Welt, ohne deren Schwächen, *und mit* allen technischen Errungenschaften der Moderne, ohne die moderne Heuchelei, Kleinlichkeit und moralische Verkommenheit. Nur sprach ich *damals* vom "Hellenismus", noch nicht vom "Aryandom". Aber der Traum war derselbe. Und damals, wie heute. Ich lebte nur für diesen Traum. Und ich begann vielleicht zum ersten Mal zu begreifen (obwohl ich es nicht begreifen *wollte*), wie wenig die modernen Griechen den "Hellenismus" so verstanden wie ich.

Ich erinnerte mich nun an jene Tage, in denen *ich* mich schon früh an jeden Aspekt dessen, was ich damals "den Westen" nannte, also den von christlichen Werten beherrschten demokratischen Kapitalismus, anschmiegte. Ich hatte den ganzen Nachmittag des 9. November auf der Akropolis von Athen verbracht und suchte im Anblick der unvergleichlichen Ruinen, der ätherischen Landschaft und des tiefblauen Himmels die Inspiration, die mir helfen würde, alle Bitterkeit zu überwinden. Ich wohnte nicht weit von der Akropolis entfernt und war kurz nach dem Mittagessen hinaufgegangen. Ja, um 13.30 Uhr — das heißt, als es in München etwa 12.30 Uhr gewesen war — war ich höchstwahrscheinlich dort gewesen...

Ich hatte nicht gewusst, was sich in München abspielte. Noch weniger hatte ich den *Sinn* dahinter geahnt. Aber ich erinnerte mich deutlich daran, dass man am nächsten Tag in den Zeitungen von "Unruhen" in der bayerischen Hauptstadt gelesen hatte, wo "ein gewisser Hitler" versucht hatte, die Macht an sich zu reißen, und wo der "Aufwiegler", der den Alliierten (und der eigenen demokratischen Regierung) schon viel Ärger bereitet hatte, mit dreizehn seiner Anhänger verhaftet worden war, während sechzehn während der "Unruhen" durch Kugeln *der Reichswehr* getötet worden waren. Das Ereignis wurde zur Mittagszeit in der Pension — "Internationales Zuhause", 54 Leophoros Amalias. in der ich mich damals aufhielt, auf verschiedene Weise kommentiert. Und obwohl ich weit

davon entfernt war, den Führer, der (vorübergehend) gescheitert war, mit meinem eigenen Traum von einer durch und durch schönen Welt der Krieger und Künstler in Verbindung zu bringen, hatte ich in einem aufrichtigen Ausbruch des Mitgefühls für ihn ausgerufen: "Ich wünschte, er *hätte das* Glück gehabt, die Macht zu ergreifen! — wer immer er auch sein mag. Das hätte 'diesen Schweinen' eine Lektion erteilt!"

"Darf ich wissen, wen Sie so nennen?", hatte die Verwalterin, Mademoiselle Mauron, eine mürrische Schweizerin, die gegenüber allem Französischen voreingenommen war, gefragt. Sie war regelrecht schockiert über meine vulgäre Sprache.

Sie wollen sagen, dass Sie wissen wollen, wer 'diese Schweine' sind", erwiderte ich und betonte absichtlich das anstößige Wort. "Na, die Alliierten, natürlich! Ich hasse sie, seit die Franzosen während des Krieges in Griechenland gelandet sind, nachdem sie den Deutschen vorgeworfen hatten, durch Belgien marschiert zu sein. Und ich wünschte, sie oder ihre Agenten hätten es nicht geschafft, den deutschen Patrioten in die Hände zu bekommen. Ich wünschte, es würde ihm eines Tages gelingen, den Versailler Vertrag zu zerreißen, diese Ungeheuerlichkeit, wenn überhaupt!"

"Behalten Sie Ihre Meinung bitte für sich", hatte die mürrische alte Jungfer geantwortet.

"Es sind keine 'Meinungen', sondern unerschütterliche Überzeugungen und tief verwurzelte Gefühle".

Das war das allererste Mal in meinem Leben, dass ich mich offen für Adolf Hitler eingesetzt habe, ohne (wie gesagt) zu wissen, dass er unendlich viel mehr verkörpert als den Willen Deutschlands, sich vom Versailler Vertrag zu befreien, und sicher auch ohne zu ahnen, welchen Platz er in meinem Leben einnehmen muss. Ich hatte mich während des Ersten Weltkriegs für Deutschland eingesetzt — aus purer Empörung über die abscheuliche Heuchelei der Alliierten. Aber das war mein erster Kontakt mit dem wirklichen nationalsozialistischen Deutschland gewesen, etwa sechs Jahre bevor ich entdeckt hatte, dass die Bewegung *auch die* Schaffung einer Welt anstrebte, wie ich sie wollte. Jetzt erinnerte ich mich an die ganze Szene, und zum millionsten Mal wiederholte ich zu mir selbst: "Oh, warum bin ich *damals* nicht gekommen und der Bewegung beigetreten? War ich blind? Hatte ich noch nicht erkennen können, dass mein Kampf in Griechenland aussichtslos war? dass Individualismus, die Verlockungen der Demokratie und der Glaube an "menschliche Werte" endemische Krankheiten in dem alten klassischen Land waren? Hätte ich nicht die Bedeutung der neuen Macht erahnen können, die sich gegen alles, was ich hasste, erhob, hier, in diesen furchtlosen Männern, unter der Inspiration ihres furchtlosen Führers?"

Das lässt sich heute leicht sagen. Aber wie konnte man das *damals* ahnen? Mit seinem außergewöhnlichen Gespür für historische Realitäten war sich Adolf Hitler zweifellos schon 1923 der Tatsache bewusst, dass die deutsche Sache und

die Sache des Ariertums ein und dasselbe waren. Viele Passagen in *Mein Kampf belegen* dies. Aber waren sich auch seine engsten Anhänger dessen bewusst? Wussten selbst die geheiligten Sechzehn, für welch hehre Idee, "die über Deutschland und über unsere Zeit hinausgeht", sie ihr Leben ließen, hier, vor dieser Mauer, vor der ich nun in Stille und Ehrfurcht zu ihrem Gedenken stehe? Sie starben für Adolf Hitler und für Deutschland, weil sie wussten, dass Adolf Hitler Deutschland *war*, und weil sie Deutschland liebten, weil es ihr Vaterland war. Aber sie konnten nicht ahnen, welche Bedeutung Deutschland in den Augen einer rassisch bewussten nicht-deutschen arischen Elite durch den Geist der Revolution Adolf Hitlers bald erlangen würde.

"Sie starben für Deutschland", sagte ich und brach endlich das Schweigen, "sie starben *auch*, vielleicht ohne es zu merken, für die Befreiung der ganzen arischen Rasse von der jüdischen Witzelei in jeder Form, als Vorahnung des totalen Opfers Deutschlands während und nach dem Zweiten Weltkrieg. *Ich bin die äußere arische Rasse*, nicht so, wie sie *jetzt* dasteht, vergiftet von jüdischen Doktrinen, sondern so, wie sie eines Tages sein wird: hellwach, sich ihrer Schuld gegenüber Adolf Hitler und Deutschland bewusst; ich bin Nordeuropa, Italien, Griechenland, das arische Indien, gekommen, um den sechzehn ersten Märtyrern des Nationalsozialismus und ihrem Volk die Ehre zu erweisen. Oh, ich wünschte, ich könnte zur Wiederauferstehung Deutschlands beitragen, wie *sie* es wollten: frei; mächtig; zu den Klängen der Kriegslieder eine neue Welt errichtend, in der die Würdigsten herrschen werden... Ich wünschte, ich könnte zur Wiederherstellung des Nationalsozialismus beitragen...“

"Aber Sie tragen doch dazu bei", sagte der junge Mann zu meiner Überraschung.

"Wie?"

"Durch Ihre bloße Anwesenheit hier. Und durch die Dinge, die Sie mit dem untrüglichen Akzent der Wahrheit sagen." Und er fügte hinzu: "Woher kommst du?"

"Aus Athen".

"Aus der Hauptstadt des klassischen Altertums", rief er aus.

"Ist es ein Omen?"

"Ich hoffe es."

Dann, nach einer Weile, als wir den Ort verließen, fragte er mich: "Gibt es heute viele Menschen in Griechenland, die so fühlen wie Sie?"

"In dem Maße, wie ich es weiß, vielleicht keine. Ich jedenfalls kenne keine", antwortete ich. Und ich fügte hinzu: "In den Tagen des Trojanischen Krieges hättet ihr vielleicht Hellenen mit unserer Lebensauffassung gefunden. Aber das war vor mehr als dreitausend Jahren. Seitdem haben mehr und mehr Fälle von Blutvermischung das Aufkommen eines so nivellierenden Glaubens wie des Christentums langsam möglich gemacht. Und das Christentum hat weitgehend dazu beigetragen, die Blutvermischung weiter zu fördern. Natürlich

gibt es immer noch eine Reihe von echten Hellenen. Aber nur wenige unter ihnen sind frei genug von Vorurteilen und kennen die Welt außerhalb Griechenlands ausreichend, um unsere *Weltanschauung* in ihrem wahren Licht zu sehen."

Wir gingen eine Weile nebeneinander her. Dann bat ich den jungen Mann, mir den Weg zum *Hofbräuhaus zu zeigen*, und nachdem er dies getan hatte, trennten wir uns. Wir konnten uns nicht an der Straßenecke vor allen Leuten mit unserem rituellen Gruß und den Worten des Glaubens begrüßen: "Heil Hitler!" Wir schüttelten uns nur die Hand. Aber ich sprach eine Formel aus, die *bedeutet*: "Heil Hitler!" für diejenigen von uns, die es wissen. Mein neuer Bekannter wiederholte die Formel mit vollkommener Spontaneität. Er wusste es offenbar. Und er schenkte mir ein freundliches Lächeln, als er wegging.

Ich erreichte das *Hofbräuhaus*. Bevor ich hineinging, hielt ich einen Moment inne, nicht um die architektonische Wirkung der Fassade mit ihren malerischen alten Bögen zu studieren, sondern um mir die Menschen vorzustellen, die dreiunddreißig Jahre zuvor — am 24. Februar 1920 um 19.30 Uhr — durch die Tür nach oben strömten, um zu hören, wie Adolf Hitler ihnen in einer unsterblichen Rede das Programm der neuen Partei vorstellte.

"Im Februar um 19.30 Uhr muss es draußen dunkel gewesen sein", dachte ich, "dunkel und kalt". Aber der große Festsaal war hell erleuchtet und warm. Und selbst wenn es nicht so gewesen wäre, hätte es kaum einen Unterschied gemacht. Die Menschen konnten an nichts anderes denken als an die ungeheuren Hoffnungen, die dieser außergewöhnliche junge Mann — Adolf Hitler — in ihren Herzen wecken sollte; sie konnten nichts anderes spüren als die göttliche Anziehungskraft seiner Führung. Zu Hunderten strömten sie herbei — mehr als der große Saal fassen konnte.

Ich ging die Treppe hinauf — ja, *die* Treppe hinauf, die "er" an jenem historischen Abend hinaufgegangen war, um Deutschland und der Welt zu sagen, dass mit ihm und seiner Handvoll kompromissloser Anhänger eine neue Ära begonnen hatte. Auf dem ersten Stockwerk, in dem sich das Restaurant befindet, bleibe ich stehen. Mehrere Personen, die hinter mir die Treppe hinaufgegangen waren, traten ein. Es war etwa zwölf Uhr, und sie wollten offenbar zu Mittag essen. Aber für solche Nebensächlichkeiten hatte ich *jetzt* keine Zeit. Alles, was das Restaurant für mich bedeutete, war, dass an *diesem* Abend viele der Teilnehmer der großen Versammlung dort zu Abend gegessen hatten, um von dort direkt in den Saal zu gehen, bevor der Großteil der Zuhörer eintraf. Hatte einer der ersten engen Anhänger des Führers dort auch etwas gegessen? fragte ich mich. Vielleicht irrte ich mich ja, aber meine Antwort auf diese Frage lautete "nein, wahrscheinlich nicht", denn die meisten der frühen Anhänger Adolf Hitlers waren damals zu arm, um sich in einem Restaurant wie diesem eine Mahlzeit zu gönnen.

Aber ich würde trotzdem dort eine Tasse Kaffee trinken, nachdem ich den historischen Saal gesehen habe.

Ich ging eine weitere Treppe hinauf und befand mich auf dem zweiten Treppenabsatz. Ich stieß die Glastür vor mir auf, wandte mich nach links, öffnete eine weitere Tür und betrat den Raum, in dem die fünfundzwanzig Punkte des Parteiprogramms — die Grundartikel des nationalsozialistischen Glaubensbekenntnisses — verkündet wurden; in dem Deutschland der neue Glaube, die neuen Grundsätze gegeben wurden, die es zur Führung der arischen Welt erheben sollten. Das Podium, von dem aus Adolf Hitler gesprochen hat, befand sich am anderen Ende der großen gewölbten Halle, direkt vor mir.

Der Saal war leer. Alle Stühle waren in Reihen an den Wänden aufgestapelt. Mehrere Handwerker waren damit beschäftigt, den Raum für einen festlichen Anlass zu schmücken. Sie befestigten Luftschlangen aus verschiedenfarbigem Papier an verschiedenen Stellen des Saals und an den drei klobigen Büscheln mit glitzernden Glas- und Glühbirnen, die von der Decke hingen. Ein Rahmen aus bunt bemalter Pappe verlief oben und an den Seiten des Podiums, und direkt darüber grinste ein Clownsgesicht vor einem kanariengelben Hintergrund, der dem Ganzen zweifellos einen Hauch von Fröhlichkeit verleihen sollte. In einer Ecke standen eine riesige halbkugelförmige Trommel und alle klangerzeugenden Instrumente einer Jazzband. Kupferdrähte unterbrachen den Raum zwischen den Arbeitern und mir. An ihnen waren an verschiedenen Stellen blaue und rote Glühbirnen befestigt. Ein riesiger Korb voller Papierblumen stand unter einem Tisch in der Nähe der Handwerker.

Ich stand in der Mitte des Saals und war zutiefst bewegt, und mir stiegen die Tränen in die Augen. Ich konnte nicht anders, als auf den Bahnsteig zu schauen. Ich sah die krude Dekoration, die billige, knallige Pappe, die Luftschlangen, die Papierblumen, die elektrischen Drähte mit ihren roten und blauen Glühbirnen, die Jazzinstrumente und den grinsenden Clown: die ganzen Karnevalsutensilien. Und doch sah ich nichts von alledem. In einem nostalgischen Traum versunken, blickten meine Augen jenseits der vulgären Farben und Formen — jenseits der vulgären Welt von heute — auf die glorreiche Sitzung, die mein Führer am Abend des 24. Februar 1920 in diesem Saal abhielt. Ich sah *ihn* — und hörte ihn — jung und voller glühender Gewissheit, voller Vertrauen in die Zukunft — dreißig Jahre alt — mit seiner Stimme, die abwechselnd hart, ironisch, bitter, witzig, leidenschaftlich, prophetisch sein konnte; eine Stimme, die wie ein magischer Zauber die Menge anlockte; mit seinen unwiderstehlichen Gesten; seinen inspirierten Augen. Ich hörte, wie er sein Thema mit kristallklarer Logik und all der brennenden Beredsamkeit von Liebe, Hass und Verzweiflung entwickelte... und *dennoch* Zuversicht, trotz allem; die Zuversicht der Liebe; auch die Zuversicht der Jugend. Ich sah und hörte ihn: den einen Mann, der Deutschland verehrte wie kein anderer, und dessen Liebe ihn veranlasste, die

ewige Weisheit der Arier neu zu erfinden und in moderner Sprache auszudrücken, um sie zu retten.

Und ich sah die Menschenmenge, die in diesem großen Festsaal versammelt war und seiner Heilsbotschaft zuhörte. Für diese Männer und Frauen — zumindest für die meisten von ihnen — bedeutete "Rettung" "Freiheit und Brot"; die unmittelbare Möglichkeit für das deutsche Volk zu leben; nichts weiter. Aber in dem neuen Evangelium des germanischen Stolzes, das Adolf Hitler an jenem denkwürdigen Abend vor ihnen und der Welt verkündete, waren die Prinzipien der kosmischen Weisheit enthalten, die sich aus seiner Intuition der ewigen, kosmischen Wahrheit ergaben. Um seinem geliebten Deutschland "Freiheit und Brot" — und Ehre — für alle Zeiten zu sichern, wischte er in einem Satz zweitausend Jahre Unwahrheit beiseite und begründete die neue arische Ordnung, die allein auf der Gemeinschaft des Blutes beruht, unabhängig von der persönlichen Metaphysik, im Gegensatz zur verfallenden christlichen Ordnung, die auf der Gemeinschaft des Glaubens beruht, unabhängig vom Blut. Er verkündete eine neue — oder vielmehr eine sehr alte — Moral; eine Moral dieser Welt, in deren Mittelpunkt der Wert der Blutreinheit und die Pflicht zum Rassenstolz stehen, im Gegensatz zu der christlichen, in deren Mittelpunkt die falsche Vorstellung von der gleichen Würde aller menschlichen "Seelen" steht.

Das Volk hörte ihm zu — dankbar, begeistert; gewonnen für ihn, der versprach, sie von der Last des Versailler Vertrages zu befreien und ihnen "Arbeit und Brot" zu geben; bereit, ihm zu folgen, wohin er sie auch führen würde. Und er führte sie nicht nur zurück zu einer "Großmacht", sondern zurück zu *sich selbst*, zu den Deutschen aller Zeiten, zu den stolzen arischen Heiden, die jahrhundertelang allen geistigen Mächten, die auf der Gleichheit der Menschen beruhten, und allen weltlichen Mächten, die auf der Kraft des Geldes und der Kraft der Lüge beruhten, getrotzt hatten. Es spielte keine Rolle, ob sie sich dessen damals bewusst waren oder nicht.

Ich stand in der Mitte des Saales, den Blick fest auf das Podium gerichtet, von dem aus unser Führer gesprochen hatte, und mich schauderte es vom Scheitel bis zur Sohle, als mir die Unermesslichkeit der Bedeutung seines Ultimatums bewusst wurde: "Zukunft oder Untergang", heute so gnadenlos den Tatsachen entsprechend wie vor dreiunddreißig Jahren. Es machte wenig aus, dass dieses Ultimatum buchstäblich das Thema einer der späteren Reden Adolf Hitlers war und nicht das derjenigen, die er zum ersten Mal in diesem Saal gehalten hatte. Seine ganze Laufbahn war eine unermüdliche Verkündigung dieses tragischen Dilemmas an Deutschland und an die arische Rasse insgesamt. Ich erinnerte mich an die unvergesslichen Worte. "Zukunft oder Untergang", dachte ich, "ja, entweder zurück zur ewigen arischen Weisheit unserer Vorväter, denen das heilige Hakenkreuz, das Sonnenrad, heilig war, wie uns Nationalsozialisten, oder... vorwärts, — und abwärts, — zum langsamen Verfall in einer langweiligen Welt, in der das wissenschaftliche Genie des Ariers und sein technisches Geschick

und sein Sinn für Organisation immer mehr in den Dienst kleinlicher persönlicher Vergnügungen und persönlicher Laster gestellt werden, zum größten Ruhm der Demokratie und zum größten Gewinn des internationalen Juden, dessen Geschäft es ist, die Schwächen der höheren Rassen auszunutzen, ja, Schwächen in den Menschen der höheren Rassen zu schaffen, wann immer er es tun kann. Entweder zurück zur arischen Weisheit oder... abwärts zum langsamen Verfall in einer Welt, in der die kriegerischen Tugenden der besten Arier zunehmend in den Dienst jüdischer Interessen gestellt werden... bis falsche Doktrinen des Individualismus, der "Menschenrechte" und des Pazifismus, gepaart mit groß angelegter Blutvermischung, die Rasse selbst unwiederbringlich zerstören!"

Ich erinnerte mich an Adolf Hitlers Worte über die Vertreter der privilegierten, schöpferischen nordischen Rasse: "Wenn sie aufhören zu sein, wird die Schönheit dieser Erde mit ihnen ins Grab sinken."

"Und wenn ich mich daran erinnere, wie England im Interesse der Juden, denen es sich ausgeliefert hatte, diesen verbrecherischen Krieg gegen Deutschland geführt hatte, und wenn ich mich an die Intervention der USA und Eisenhowers "Kreuzzug nach Europa" erinnere, dann formuliere ich in meinem Herzen noch einmal das Urteil, das ich während und nach dem Krieg so oft ausgesprochen hatte: "Jeder Arier, der gegen das nationalsozialistische Deutschland kämpft, ist ein Verräter an seiner eigenen Rasse."

Ich ging vorsichtig über die elektrischen Drähte auf den Bahnsteig, blieb dort eine Weile in Gedanken versunken stehen und ging dann zu meinem alten Platz zurück. Ein Mann kam herein, der eine Leiter trug. Ich wartete, bis er sie abgestellt hatte, und sprach ihn dann an: "Könnten Sie mir bitte sagen, wofür diese ganzen Vorbereitungen sind?"

"Für den ersten Mai. Zu diesem Anlass wird hier getanzt werden. Viele Leute werden kommen, auch Amerikaner...“

"Amerikaner!... Ich verstehe", sagte ich. Ich hatte genug gehört.

Noch einmal schaute ich mich in der großen Festhalle um, wie sie *jetzt* war — am 23. April 1953. Es erschien mir wie ein Bild der clownesken Welt, die *sie* — unsere Feinde — auf den Ruinen von allem, was wir geschaffen und geliebt haben, aufzubauen versuchen. Ich wusste, dass sich irgendwo in diesem Saal eine Bronzetafel befunden hatte, auf der von dem gewaltigen Ereignis berichtet wurde, das sich hier am 24. Februar 1920 abgespielt hatte: die Geburt der Nationalsozialistischen Partei. Diese Inschrift war entfernt oder, was wahrscheinlicher ist, zerstört worden. Natürlich! Die Menschen sollten den 24. Februar 1920 vergessen, sie sollten unseren Führer vergessen, sie sollten uns vergessen — oder besser gesagt, sie sollten gelehrt werden, uns für ein Pack von "Ungeheuern" zu halten, die fortan keinen Schaden mehr anrichten konnten; sie sollten unsere Aufzeichnungen über Opfer und Ruhm vergessen und zu den Klängen des Jazz tanzen, mit lächerlichen Papierhüten auf dem Kopf und Papierblumen im Knopfloch, hier, in dem Saal, in dem unsere männliche

Heilsbotschaft verkündet worden war! Sie sollten leben und Geld verdienen und ihre kleinen Vergnügungen und Intrigen fortsetzen, als hätte es Adolf Hitler und das Dritte Reich nie gegeben. Ich hob meinen Blick und sah den grinsenden Clown — das Symbol des Nachkriegs-Westens — über dem Podium, auf dem unser Führer gesprochen hatte, und Tränen füllten meine Augen; und ein bitterer Hass erfüllte mein Herz gegen diese friedliebende, alberne, "sichere" Welt, die die Demokraten mit Hilfe eines "entnazifizierten" Deutschlands errichten wollten. Und eine verzweifelte Sehnsucht entspringt der Tiefe meines Wesens: "Wenn wir nicht aufstehen und siegen und herrschen, dann... mögen die Mongolen das alles in Brand stecken!" (Verzeiht mir, meine Millionen von Kameraden, die in Russland und im fernen Sibirien gelitten haben und gestorben sind! Aber zwischen einer Welt nach den bürgerlichen Idealen der "Kreuzfahrer nach Europa" und dem Tod ziehe ich den Tod vor).

Tod... oder aber Rache und Auferstehung; es gab, es gibt — es kann — keine andere Alternative für uns geben

Ich ging und saß eine halbe Stunde im Restaurant, trank eine Tasse Kaffee, kam zurück und warf einen letzten Blick auf den historischen Saal. Ich erinnerte mich an Adolf Hitlers eigenen Eindruck von dem großen Treffen: *"Als sich, nach fast vier Studenten, der Raum zu leeren begann und die Masse sich Kopf an Kopf wie ein langsamer Strom dem Ausgang zuwälzte, zuschob und zudrängte, da wusste ich, dass nun die Grundsätze einer Bewegung in das deutsche Volk hinauswanderten, die nicht mehr zum Vergessen zu bringen waren. Ein Feuer war entzündet, aus dessen Glut dereinst das Schwert kommen muss, das dem germanisichen Siegfried die Freiheit, der deutschen Nation das Leben wiedergewinnen soll. Und neben der kommenden Erhebung, fühlte ich die Göttin der unerbittlichen Rache schreiten für die Meineidstat des 9. November 1918. So leerte sich langsam der Saal. Die Bewegung nahm ihren Lauf."*

Ich wußte, daß er trotz allem recht hatte, daß das deutsche Volk niemals vergessen würde — niemals vergessen *könnte*, auch nicht nach einer größeren Katastrophe als der von 1918. Ich hatte schon so oft gespürt, wie das Feuer des gewaltigen Aufbruchs in den Herzen meiner Kameraden und auch in meinem Herzen glühend brannte. Nein, nicht wir würden im kommenden Absturz untergehen, sondern unsere Feinde mit ihren *beiden* menschenzentrierten, gleichmacherischen, internationalen Glaubensbekenntnissen jüdischer Inspiration; wir würden zum zweiten Mal auf ihren Trümmern auferstehen. Und die Demütigung von 1945 würde noch gründlicher gerächt werden als die von 1918; nicht für ein paar kurze Jahre, sondern für alle kommenden Zeiten!

"Möge dies wahr sein — oh, möge es nicht nur Wunschdenken sein", betete ich in meinem Herzen, als ich die Halle verließ und langsam die Treppe hinunterging. Und gleichzeitig erinnerte ich mich daran, dass unsichtbare Kräfte alle sichtbaren und greifbaren Dinge beherrschen und regieren, und dass die Kraft intensiver, auf einen Punkt gerichteter Gedanken eine dieser Kräfte ist.

Eine Stunde später stand ich vor dem *Bürgerbräukeller*, der berühmten Bierhalle, in der sich früher die Anhänger Adolf Hitlers versammelten und in der der gescheiterte *Putsch* vom November 1923 geplant wurde. Ich war in Richtung der Straßenbahnlinie gelaufen, bis ich sie erreicht hatte, und bewunderte dabei die schöne schäumende Isar und die Gärten in der Nähe der Brücke, die ich überquert hatte.

Ich erkannte den bekannten Eingang, den ich schon so oft auf Bildern gesehen hatte. Aber die Hakenkreuzfahnen, die einst stolz auf beiden Seiten geflattert hatten, waren natürlich nicht mehr da. Und über der Tür fielen mir bittere, ironische Worte ins Auge — weiß auf dunklem Grund: U.S.A. Service Club. Die *Amis* hatten das Lokal für sich eingenommen.

Die Tür war offen. Vor mir erstreckte sich ein Gang, an dessen Ende sich eine weitere Tür befand. Aber ich ging nicht sofort hinein. Ich ging in einen ziemlich breiten, mit Bäumen bepflanzten Hof, zu dem ein weit geöffnetes Eisentor Zugang gewährte. Es muss etwa halb zwei oder zwei Uhr nachmittags gewesen sein. Die Sonne war hell — und heiß. Der Schatten war angenehm. Ich ging unter den Bäumen auf und ab, trotz des Hinweises "Herumlungern verboten", der am Tor angebracht war. Das Gebäude erhob sich zu meiner Linken: zuerst, hinter dem Haupteingang an der Straße, ein einfaches Erdgeschoss, das man von dieser Seite aus durch zwei Türen betrat; und dann, über eine Treppe, eine Reihe von Türen und Fenstern, hinter denen in einiger Entfernung eine höhere, gelbe Wand auftauchte. Eine der beiden ersten Türen im Erdgeschoss war geschlossen. Über der anderen, die halb geöffnet war, konnte man in schwarzen Buchstaben auf einem hellgelben Hintergrund die Worte lesen: Snack Bar; Service Club. Hochmoderne Kraftfahrzeuge mit der Aufschrift: U.S. Forces in Germany, waren in einer Reihe in der Nähe zu sehen. Ab und zu kam ein Amerikaner aus der "Snack Bar", stieg in ein Auto und fuhr weg. Ein anderer Amerikaner kam von der Straße und ging, nachdem er sein Auto in die Reihe gestellt hatte, in die "Snack Bar". Keiner schenkte mir Beachtung. Wahrscheinlich dachten sie, ich würde auf einen von ihnen warten. Aber wen kümmert es, was sie dachten? Ich schlenderte trotz des Hinweises weiter unter den Bäumen herum, schaute auf das, was zu meiner Linken Büros oder vielleicht Lagerräume zu sein schienen, und auf die hohe — und offensichtlich ältere — Mauer dahinter, auf einen hohen Schornstein in der Ferne und auf die Amerikaner in Uniform, die kamen und gingen.

Es gibt im unglücklichen Nachkriegsdeutschland nichts, was ich so sehr verabscheue wie Besatzungstruppen und Besatzungsbeamte jeglicher Art, es sei denn, es sind... jene Deutschen, die bereitwillig zum Untergang der nationalsozialistischen Ordnung und damit zum Eindringen solcher Kreaturen in das Land beigetragen haben. Aber zu sehen, wie die Kreaturen dort eingepflanzt

werden, auf dem Gelände des *Bürgerbräukellers*, als ob der Ort ihnen gehören würde, ist mehr, als Fleisch und Blut ertragen können. Und doch ist man gezwungen, sie zu sehen, wenn man den historischen Ort überhaupt besuchen will. Und selbst wenn man sie nicht *sehen würde*, wüsste man doch, dass sie da sind — dass sie überall sind. Bis wann...?

Der *Putsch* vom 9. November 1923 war hier irgendwo vorbereitet worden — irgendwo hinter diesen Mauern... Meine Gedanken eilten zurück zur *Feldherrenhalle*; zu der Mauer an der Seitenstraße, die mir der junge Mann am Morgen gezeigt hatte, als er mir sagte: "Dort sind die Sechzehn gefallen." Waren die Sechzehn und nach ihnen unsere Tausende, unsere Millionen von Märtyrern umsonst gestorben? — Für *das*? Hatte unser geliebter Führer gelebt, gekämpft und gelitten... für *das*? Und sollte *das* — die Anwesenheit von Amerikanern und anderen Arten von "Kreuzfahrern" für die "Menschlichkeit" (einschließlich der Russen, Meister Roosevelts und Meister Churchills ehemaligen "glorreichen Verbündeten") auf deutschem Boden und die Stärkung der verfluchten Demokratie (die Stärkung des Griffs der Juden nach der Welt) — das einzige Ergebnis unseres ganzen grimmigen und heldenhaften Kampfes der letzten dreißig Jahre *bleiben*? Oh, für wie lange — für wie lange noch?

Während ich so nachdachte, ging ein uniformiertes Exemplar jener wohlgenährten, hirnlosen und kulturlosen Menschheit, die die USA exportieren, ganz nah an mir vorbei, sah mich mit Augen an, in denen nichts als abgrundtiefe Langeweile zu lesen war, und ging seines Weges, während sein halb geöffneter Mund nicht aufhörte zu mampfen — das Wiederkäuen... oder das zivilisierte Äquivalent: "Kaugummi". Plötzlich erinnerte ich mich an die lustige Definition, die mir ein englischer Freund einmal für einen Amerikaner gegeben hatte: "Ein Säugetier, das seinen Mund nicht schließen kann". Und ich hätte lachen müssen, wäre ich nicht in Deutschland gewesen, und schon gar nicht im Hof der historischen Bierhalle, in der der *Putsch* vom November 1923 geplant wurde. Aber hier wurde meine ganze Verachtung für den einzelnen Uniformträger als solchen von meinem Bewusstsein für den Reichtum und die Macht der von Juden beherrschten USA überschattet. Ein Schaf in einer Herde. Ein Grammophon in seiner Box, das in Privatgesprächen automatisch das wiederholte, was ihm seine ganze dumme Erziehung zu denken und zu sagen auferlegt hatte. Aber hinter ihm standen jene finsteren Kräfte, die das Programm und den Geist seiner Erziehung ausgearbeitet und ihm die Werte diktiert hatten, die er für die richtigen halten sollte. Waren *wir*, die wenigen, aufrichtigen, bewussten, selbstlosen Nationalsozialisten, in der Lage, diese Kräfte zu zerschlagen?

Der Kerl war längst in der Snackbar verschwunden. Ich stand an einem Baum und dachte an die gewaltige Geldmacht der USA, an die geheimnisvolle und beängstigende Königsherrschaft der Dollarbörse — die Macht, jedes weit entfernte Land leben oder verhungern zu lassen — zentralisiert weder in Präsident Eisenhower noch in den Einwohnern der USA, noch in der amerikanischen

Armee, die aus allen Rassen besteht, sondern in der unpersönlichen Bruderschaft der großen Banken. *Diese* Macht, welche Waffen haben *wir*, um sie zu vernichten? fragte ich mich. Und ich beantwortete meine eigene Frage: Losgelöstheit, absolute Freiheit von den üblichen Bindungen dieser Welt und von allen Verlockungen, die das Geld bieten kann, die Freiheit solcher Menschen, die nichts und niemand kaufen oder erschrecken kann, und dazu Disziplin, Hingabe an unseren Führer, ob sichtbar oder unsichtbar, ob leibhaftig oder nur im Geiste lebend, und der eiserne Wille der Gläubigen, die in regelmäßigen Abständen — alle zwei- oder dreitausend Jahre — neue Zivilisationen auf dem Felsen großer neuer Glaubensrichtungen errichten: *das* sind unsere Waffen.

Ich blickte in den blauen Himmel und stellte mir die Karte Europas und des Atlantiks vor, und die Karte Amerikas jenseits des Ozeans. Und — obwohl ich sie nie gesehen habe — versuchte ich, mir jene großen Büros vorzustellen, in denen das Schicksal Europas im Allgemeinen und Deutschlands im Besonderen unter geschäftlichen Gesichtspunkten entschieden wird, mit geschäftsmäßiger Gnadenlosigkeit und Genauigkeit.

Allein die absolute Loslösung — das nachhaltige asketische Handeln, frei von den Verlockungen des Geldes und all dessen, was das Geld zu beschaffen vermag — kann sich mit jener herzlosen und intelligenten Maschinerie, jener weitsichtigen Loslösung (die einer besseren Sache würdig ist) messen und sie schlagen, die der unsichtbare Generalstab unserer Feinde an den Tag legt, um immer mehr Macht für die Juden "an der Spitze" zu erlangen.

Ich dachte an den zielstrebigen Willen und das hingebungsvolle tägliche Leben der bescheidensten meiner Kameraden, und ich beschloss, dass wir in der Waage des Unsichtbaren immer noch die Stärksten sind; diejenigen, die früher oder später (vorausgesetzt, unser Geist gibt nicht nach) *gewinnen werden*. Die Juden und die Sklaven des Judentums, die jetzt von ihren weit entfernten Luxusbüros aus die Macht haben, uns zum Verhungern zu bringen, ahnen nichts von der neuen Kraft, die sich ständig gegen sie erhebt und die wir darstellen. Aber wer ahnt schon die Richtung, die nicht greifbare Faktoren der Geschichte in seiner eigenen Zeit aufzwingen? Mit Ausnahme einiger außergewöhnlicher Seher — und einiger glühender Gläubiger, die zufällig Recht haben — sind alle blind für die Vision selbst einer unmittelbaren Zukunft.

Ich dachte an das präkolumbianische Amerika — vielleicht eine bloße "Assoziation von Ideen" (ein Teil des riesigen Doppelkontinents erinnerte mich an einen anderen) oder vielleicht die Intuition einer tieferen historischen Parallelität; wer kann das schon sagen? Ich stellte mir das Leben in Tenochtitlan im Februar 1519 vor: die Menschen gingen ihren traditionellen Beschäftigungen nach; die Priester waren mit ihren düsteren Riten beschäftigt; der König und der Adel waren in ihre üblichen Sorgen vertieft — ihre Stammeskriege mit Tlascala — während die erobernden Spanier bereits über den Atlantik segelten... Die Vorzeichen kündeten von der kommenden Dämmerung jener Zivilisation aus Blut

und Gold, die die der Azteken und ihrer Nachbarn war. Aber dennoch... Wer konnte ahnen, dass es so plötzlich kommen würde?

"Wir mögen jetzt gegenüber den gegenwärtigen Herrschern des Westens nicht die schwindelerregende technische Überlegenheit besitzen, die die Spanier 1519 gegenüber den Azteken hatten", überlegte ich; "aber stehen wir als selbstlose Kämpfer für das edelste Ziel, die sich unserer Mission bewusst sind, in der natürlichen Ordnung der Wesen nicht immer noch viel höher über ihnen, als es die Abenteurer von Cortes je über Montezumas Volk waren? Die Verteidiger von Tenochtitlan waren zumindest Krieger, wenn nicht sogar Soldaten (disziplinierte Krieger). Aber diese Kaugummi-Lutscher sind weder das eine noch das andere. Was ihre Herren, die großen Geschäftsleute, betrifft,... so ist ihr Geld ihre einzige Waffe — nutzlos gegen uns."

Aus einem Durchgang, der mir gegenüber lag — einem Durchgang zwischen den Häusern, die den Hof begrenzten — kam ein Lastwagen. Er hielt vor einer der Türen zu meiner Linken an. Drei oder vier Männer — deutsche Handwerker, keine Amerikaner — stiegen aus. Jemand erschien an der Tür, die weit aufgerissen wurde. Und die Männer begannen mit dem Ausladen — sie zogen sperrige Pappkartons aus dem Lastwagen und schoben sie in den Raum. Ich ging auf sie zu und wählte denjenigen aus, der mir am ehesten einer von uns zu sein schien — derjenige, dessen Gesicht den eindeutigsten Stempel von Gesundheit und Charakter trug — und fragte ihn, ob er mir sagen könne, welches der "große Saal" sei, und ob ich ihn besuchen könne.

Der Mann sah mich fragend an, um sich zu vergewissern, dass ich "in Ordnung" war, und antwortete dann (wohl im Vertrauen auf seine Intuition, die ihm sagte, dass ich es war): "Sie meinen den Saal, in dem wir uns in den großen Tagen versammelt haben?"

"Ja", sagte ich.

"Es ist der Saal dort", antwortete er und zeigte auf den Hauptteil des Gebäudes über der Reihe der neuen Zimmer entlang der Treppe, in deren Nähe der Lastwagen angehalten hatte. "Leider können Sie ihn jetzt nicht sehen... Und Sie würden es auch nicht wiedererkennen, wenn Sie es sehen könnten", fügte er hinzu, wobei er davon ausging, dass ich den Ort vor dem Krieg besucht hatte, "die *Amis*, die es wieder aufgebaut haben, nachdem ihre Bomben es zertrümmert hatten, haben es zu einem Tischtennisraum oder so gemacht. Aber egal, sie lassen dich nicht rein."

Ich starrte auf die gelb gestrichene Wand, die ich hinter dem neuen Teil des Gebäudes und oberhalb seines Niveaus bemerkt hatte — eine Wand, die wie jede andere Wand auf der Welt aussah. Aber jetzt wusste ich, dass sich dahinter *dieser* Saal befand. Und wieder legte sich ein Schatten über mich, und mein Herz sank bei dem Gedanken an all das, was ich verpasst hatte, an all das, was ich verloren hatte, weil ich nicht rechtzeitig nach Deutschland gekommen war. Und das Gefühl des völligen Versagens bedrückte mich. Ich dachte an die feierlichen

Versammlungen, die Jahr für Jahr in der Nacht des 8. November in dieser Halle stattfanden, und an die anschließenden Prozessionen zur *Feldherrenhalle* am Morgen des 9. November: zu der Zeit, zu der die von 1923 an dem schicksalhaften Tag begonnen hatten. Der Führer selbst pflegte diese Züge anzuführen, und die alten Parteigenossen, die ihm an jenem Tag in der Gefahr beigestanden hatten — die eigentlichen Genossen der Sechzehn. marschierten ehrenvoll an seiner Seite. Ich hatte diese Aufmärsche nie gesehen, aber ich wusste alles über sie. Und ich beschloss plötzlich, dass auch ich heute von hier zur *Feldherrenhalle* zurückgehen würde, im Gedenken an die ersten Märtyrer der nationalsozialistischen Sache,... und im Bewusstsein des zweiten Kampfes und der zweiten Machtergreifung, egal wann.

Ich bedankte mich bei dem Mann, warf einen letzten Blick auf die Wände der berühmten Bierhalle und verließ den Innenhof.

Als ich zum Haupteingang des entweihten Gebäudes — dem Straßeneingang — zurückkam, sah ich dort einen Amerikaner stehen. Der Wunsch, so viel wie möglich von diesem Ort zu sehen — selbst jetzt, nach seiner Zerstörung — war stärker als mein Abscheu vor dem Anblick des Bewohners. Ich hatte in Deutschland noch nie ein Wort an einen Mann in alliierter Uniform gerichtet und glaubte aufrichtig, dass ich es nie tun würde. Dennoch fragte ich diesen einen — selbst erstaunt darüber, was ich da tat: "Darf ich reingehen?"

"Warum nicht?", antwortete er.

Ich trete ein, ohne den Eindringling weiter zu beachten. In einem kleinen Raum am Ende des Ganges, in dem ein anderer Amerikaner stand, saß eine junge Frau an einem Schreibtisch. Auf der linken Seite führte eine Tür in einen gut ausgestatteten Saal. Ich sprach die junge Frau auf Deutsch an. "Ist es wirklich nicht möglich, den großen Saal, den historischen, zu sehen", fragte ich.

Sie wiederholte mir, was mir der Handwerker im Hof gesagt hatte: Die historische Halle sei zu einem Ort geworden, an dem die Amerikaner Tischtennis spielten; niemand könne sie sehen. "Aber Sie können auf diesen Bildern sehen, wie die Halle und das ganze Gebäude einmal ausgesehen haben, und Sie können, wenn Sie wollen, die Notiz über ihre Geschichte lesen", sagte sie. Und sie zeigte auf drei Ansichtskarten und ein Zeitungsfoto sowie eine maschinengeschriebene Notiz, die in einem Rahmen unter einer Glasabdeckung an der Wand in einer Ecke zu sehen waren. Eine der Postkarten zeigte den Eingang des *Bürgerbräukellers*, wie man ihn in den großen Tagen sehen konnte, — mit einer Hakenkreuzfahne auf jeder Seite. Eine andere — ebenfalls farbige — zeigte das Innere des berühmten Saals: das Podium, von dem aus der Führer zu sprechen pflegte; die davor hängende Fahne; die vielen Tische, an denen die Gläubigen zu sitzen pflegten; die Balkone zwischen den Bögen mit hölzernen Geländern, an denen weitere Fahnen hingen. Das dritte — ein schwarzes — zeigte einen unkenntlichen Trümmerhaufen, über dem zerbrochene Holzbalken und Putzbrocken lagen: ein Bild der Halle nach einem alliierten Bombentreffer im Jahr 1943 — ein Bild

Deutschlands nach dem Einzug der "Kreuzfahrer nach Europa", Sklaven und Rächer der Juden. "Und doch", dachte ich, "war das besser — weniger demütigend — als eine Tischtennishalle für die *Amis* zu werden!" *Das* bedeutete Zerstörung. Die Tischtennispartys in der wiederaufgebauten Halle bedeuteten Eroberung — schlimmer als Zerstörung, wenn sie lange genug dauert, um das Blut und die Seele eines Landes zu besudeln.

In dem maschinengeschriebenen Schreiben heißt es, dass der Bürgerbräu Keller bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert als Bierstube bekannt war. Es erwähnt die Treffen der frühen Nationalsozialisten, den *Putsch* von 1923, das fehlgeschlagene Attentat auf den Führer im Jahr 1939, die Zerstörung des Saales durch einen Volltreffer im Jahr 1943. Die Kommentare zum Putsch und zum verbrecherischen Attentat sind so, wie man sie an einem Ort, der heute in alliierter Hand ist, erwarten kann. Das Foto eines verschlagenen Gesichts, das weder Mut noch Überzeugung zeigte, war unter das Bild der Ruinen geklebt worden. "Und wer ist das?", fragte ich und wandte mich an das Mädchen am Schreibtisch, während der Amerikaner mich anstarrte und sich zweifellos fragte, warum ich mich überhaupt so sehr für diese Bilder interessierte, die für ihn nichts besonders Aufregendes darstellten.

"Der Mann, der hier 1939 ein Attentat auf Hitler verübte", antwortet das Mädchen auf meine Frage.

Ich betrachtete das Foto weiter, wandte mich dann noch einmal an sie und den Amerikaner und sagte mit lauter Stimme: "Kein Wunder, dass er wie ein Verbrecher aussieht!" Die beiden Leute warfen mir einen seltsamen Blick zu, gaben aber keinen Kommentar ab. Und nachdem ich noch ein oder zwei Minuten lang die Bilder des Bürgerbräu Kellers in seiner Pracht und in seiner Ruine betrachtet hatte, verließ ich den Ort.

Ich folgte in der entgegengesetzten Richtung der Straße, die ich gekommen war. Es war dieser Weg, — dachte ich — den sie zweifellos bei den jährlichen Gedenkmärschen zur *Feldherrenhalle zu* nehmen pflegten. Auch ich war auf dem Weg zurück zur *Feldherrenhalle*, — wie sie, aber allein und inmitten einer dumpfen, schüchternen, bürgerlichen Welt, die (zumindest oberflächlich betrachtet) so aussah, als hätte sie sie vergessen.

Das Bild der alten Halle in all ihrer Pracht — der alten Halle, aus der Adolf Hitler (in den Worten der kurzen Notiz, die ich gerade gelesen hatte) "ein Heiligtum der Nazipartei" gemacht hatte — erfüllte mein Bewusstsein, als ich weiterging. Und ich ließ meine Gedanken zurückwandern zu jenen harten und glanzvollen Tagen, als Männer von großem Glauben und eisernem Willen, von denen die meisten heute tot sind, dort saßen, um *ihn* herum, von dem ich nicht weiß, ob er tot oder lebendig ist; zu den Tagen, als *er* — unser Führer — am Anfang seiner erstaunlichen Karriere stand. Kameraden, die die ganze Geschichte

des Nationalsozialismus miterlebt haben, haben mir mehr als einmal gesagt, dass diese ersten Tage des Kampfes, jene Tage, in denen man nach den Worten des Führers "alles zu verlieren und nichts zu gewinnen hatte, wenn man sich unserer Bewegung anschloss" (*Tischgespräche,* erschienen nach dem Krieg), in der Tat die großartigsten von allen waren. *Nach der* Machtergreifung — und schon *vorher*: sobald man praktisch sicher sein konnte, dass Adolf Hitler bald der absolute Herrscher Deutschlands sein würde — kamen alle möglichen Leute, Nationalsozialisten *und andere*, und traten der N.S.D.A.P. bei. In den allerersten Tagen, als die N.S.D.A.P. noch nicht als politische Kraft zählte, traten nur diejenigen unter ihr Banner, die bereit waren, alles für den Triumph ihrer Ideale zu geben.

Andere Worte unseres Führers kamen mir wieder in den Sinn: "Ich liebe diejenigen, die uns unterstützt haben, als wir schwach waren." Es war im Jahre 1941 — auf dem Höhepunkt seiner Macht. als er diese Worte sagte. "Diejenigen, die uns unterstützt haben, als wir schwach waren", dachte ich, "diejenigen, die sich unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg in dieser Bierstube versammelten — eine Handvoll. entschlossen, Deutschland vom schändlichen Versailler Vertrag zu befreien und ihm unter Adolf Hitlers Führung den Platz in der Welt zurückzugeben, der ihm gebührt; diejenigen, die sich weder um Geld, noch um "Stellung", noch um "Ehren" kümmerten, sondern einzig und allein um das höhere Interesse ihres Volkes, das zufällig auch das höhere Interesse der arischen Menschheit ist, d.h. das höhere Interesse der Schöpfung, d.h. das höhere Interesse der Schöpfung...“

Wie weit weg schienen *nun* jene glühenden, inspirierten Tage! Wie weit weg! Alles war so ruhig, so "normal" um mich herum, als ob die demokratische Ordnung, die von den Siegern von 1945 wiederhergestellt worden war, für immer Bestand haben würde; als ob die glorreiche nationalsozialistische Revolution nur eine Episode in der langen Geschichte Deutschlands gewesen wäre, eine bedeutungslose Exzentrizität in der Geschichte des arischen Westens; als ob dieser arische Westen endgültig, unrettbar, für die christlichen Werte und die alberne demokratische Lebensweise gewonnen wäre!

Ich erinnerte mich an das Urteil, das einer der wenigen französischen Freunde des Nationalsozialismus auf dem großen Nürnberger Parteitag von 1933 über das Land Adolf Hitlers gefällt hatte: Robert Brasillach: "Dieses Land ist uns fremd, fremder als das fernste Indien oder China...“Selbst er — der Sympathisant, der dazu bestimmt war, eines Tages wegen seiner Verbindung zum Nationalsozialismus durch die Hand seines eigenen Volkes zu sterben — selbst er, dachte ich, fühlte sich unter unserem Regime nicht ganz wohl, wie *ich es* zweifellos getan hätte, — ich, der ich die christlichen Werte mein ganzes Leben lang gehasst habe. Gerade *weil* der Nationalsozialismus die krasse Verneinung dieser "Werte" ist, gerade *weil* die neue Gesellschaft, die auf ihm aufbaut, in so krassem Gegensatz zu jener traditionellen, vom Judentum durchdrungenen

westlichen Zivilisation steht — zu jener menschenzentrierten Zivilisation, die ich immer verabscheut hatte. habe *ich* ihn von Anfang an so leidenschaftlich geliebt. *Deswegen* und *nicht trotz dessen*, wie es bei so vielen ausländischen (und vielleicht sogar deutschen) Anhängern Adolf Hitlers der Fall war.

Nun sah alles so aus, als ob die "traditionellen Werte des Westens" — die jüdisch-christliche Moral, die jüdisch-christliche Lebensweise — die Oberhand gewonnen hätten. Es sah so aus, als ob Deutschland, wie es in jenen schrecklichen Monaten nach meiner Rückkehr aus Indien im Londoner Rundfunk von frommen Pfarrern und christusliebenden Kommentatoren des Nürnberger Prozesses immer wieder gewünscht wurde, nun "in die Gemeinschaft des christlichen Europas" zurückkehren würde, von der es ein "monströses Regime der Tyrannei" für einige kurze Jahre getrennt hatte. Alles schien so, als wäre unsere heilige Sache "eine verlorene Sache". Es schien so... zumindest an der Oberfläche.

Ja, oberflächlich betrachtet. Aber... das, was am festesten zu sein *scheint*, ist es nicht unbedingt; und was verloren *scheint*, ist manchmal gerade das, was zum Triumph und zur Dauer bestimmt ist. Ich selbst hatte in Obersalzberg, auf den Ruinen des *Berghofs*, gesagt: Das Christentum sah im Jahr 20 n. Chr. wie eine "verlorene Sache" aus, und wir *sehen* zweifellos verloren aus. Und doch... Wie viele Menschen in Deutschland sehnen sich einfach nach der Rückkehr eines nationalsozialistischen Regimes, ohne es offen auszusprechen? Und wie viele verlieren — trotz aller Bemühungen der Kirchen ebenso wie der vom Ausland unterstützten Bundesregierung — täglich den Glauben an jene falschen "Werte", die wir zu zerstören gekommen sind, und bereiten sich so indirekt auf unsere Botschaft vor? Der Kommunismus selbst — zusammen mit den christlichen Kirchen, unserem größten Feind — hilft uns (indirekt), indem er in den Köpfen und Herzen von Millionen junger Menschen den Glauben an eine Reihe von jenseitigem Aberglauben untergräbt, der uns im Wege steht... Und wer weiß schon von den stillen, unvermuteten Aktivitäten verantwortungsbewusster Nationalsozialisten, die jetzt in Deutschland und anderswo damit beschäftigt sind, die immer breiter werdende Spaltung des feindlichen Lagers zum größten Vorteil der scheinbar "verlorenen" Sache auszunutzen?

Ich erinnerte mich mit Liebe an die Menschen, die ich in Linz und auf dem Obersalzberg getroffen hatte; an die intelligenten deutschen Arbeiter, die mich im Zug auf dem Weg nach Braunau angesprochen hatten; an den jungen Mann, der mir wenige Stunden zuvor die Stelle gezeigt hatte, an der die Sechzehn gestorben waren. Ich erinnerte mich an die Kameraden, die ich bald in Koblenz und weiter oben, in Hannover, in Celle und anderen Orten jenes treuen *Niedersachsens* wiedersehen sollte, das mir als *die* deutsche Provinz erschien, in der ich gerne leben würde, wenn ich könnte. Sind sie nicht alle *das*, was die Kämpfer der ersten Phase des Kampfes *damals* nach dem Ersten Weltkrieg waren? Und sogar noch mehr! Denn die Kämpfer der ersten Phase des Kampfes hatten die materielle Gegenwart Adolf Hitlers, die sie stützte, während diese nichts hatten als ihren

unerschütterlichen Glauben an ihn und an das ewige Deutschland. Würde unser Führer, wenn er eines Tages in Herrlichkeit zurückkehren würde, nicht von *ihnen* sagen: "Ich liebe die, die zu mir standen, als man mich tot glaubte, die die nationalsozialistische Sache unterstützten, als sie verloren schien"?

Und wenn wir ihn nie mehr sehen, nie mehr seine Stimme hören werden — wenn er wirklich tot ist, wie manche sagen. dann gibt es immer noch... das ewige Deutschland, das noch größer ist als er; es gibt das Hakenkreuz — die kosmische Wahrheit, die integrale Schönheit; *seine* Wahrheit, die noch ewiger ist als Deutschland. dem wir treu sein und nach dem wir streben müssen, ohne Hoffnung, ohne Furcht oder Verlangen, ohne jede Art von Schwäche. "Suche nicht die Früchte des Handelns", dachte ich und erinnerte mich an die Worte der arischen Weisheit, die mir in der tragischsten Stunde der Niederlage und in den Jahren der Verzweiflung Kraft gegeben hatten; "Führe ohne Anhaftung die Handlung aus, die Pflicht ist." Einer unserer letzten Blutzeugen, der Held Otto Ohlendorf, soll wenige Wochen, bevor er von den Amerikanern gehängt wurde, weil er seine Pflicht bis zum Ende erfüllt hatte, gegenüber einem ausländischen Journalisten erklärt haben: "Das individuelle Glück und das individuelle Leben zählen nicht. Alles, was zählt, ist die erfüllte Pflicht." (Berichtet in der französischen Zeitung *Figaro*. Auch im *Samedi Soir* vom 3. März 1951). Ich erinnerte mich an diese Worte zusammen mit denen der Bhagavad-Gita und war erstaunt über ihre Ähnlichkeit. Und ich spürte, dass eine Sache, der man in einem solchen Geist dient, niemals verloren sein kann.

Nach etwa einer halben Stunde Fußmarsch erreichte ich die *Feldherrenhalle* und stand dort noch einmal schweigend, erfüllt von dem Gedanken an die Sechzehn.

Die gefallenen Soldaten des siegreichen Krieges von 1871 und des verlorenen Krieges von 1918, deren Andenken auch in der heutigen Demokratie in Ehren gehalten werden durfte, erschienen mir lebendiger denn je als die Vorläufer ihrer Brüder, die auf den Schlachtfeldern dieses Krieges zur Verteidigung des neuen Reiches erschlagen oder nach dem Krieg als sogenannte "Kriegsverbrecher" von den Feinden all dessen, wofür das neue Reich stand, getötet wurden. Alles, was im Laufe der Geschichte dazu beigetragen hat, das Gefühl für die Größe des Deutschen Reiches und seiner Mission zu verstärken, hat dem Nationalsozialismus den Weg bereitet. (Die Verzweiflung eines hungernden Volkes hätte Adolf Hitler nicht an die Macht gebracht, wenn sie nicht mit dem Bewußtsein natürlicher Größe, gottgewollter Überlegenheit verbunden gewesen wäre.) Und der Nationalsozialismus hat das Deutsche Reich für alle Zeiten zum Führer des regenerierten Aryandoms im Westen gemacht. Und deshalb stand *ich* hier, am Fuße dieser Säulen, an der Stelle, wo die Sechzehn gestorben waren, — ich, die Arierin aus der Ferne.

Ich war nicht allein. Zwei junge Männer waren vor der Stelle stehen geblieben, an der sich einst die Gedenktafel mit den Namen der Sechzehn befunden hatte. Und ich hörte, wie der eine zu dem anderen sagte: "Hier war sie. Siehst du das? Es sind noch Eisenteile in der Wand... Dort war die Tafel zu *ihren* Ehren... Und genau hier, in dieser Seitenstraße, sind *sie* gefallen."

"Ja", sagte ich und mischte mich in ihr Gespräch ein, ohne mich für meine Indiskretion zu entschuldigen. (Ich wusste, dass ich in diesem Zusammenhang nicht indiskret sein konnte.) "Und *das* war der Stein, auf dem die Tafel ruhte. Ich war heute Morgen hier. Aber ich bin noch einmal gekommen, um sie zu sehen. Ich bin direkt aus dem *Bürgerbräukeller gekommen* — wie es die Veteranen des Tages an jedem 9. November zu tun pflegten. Und ich bin kein Deutscher. Ich bin der Vorläufer von Tausenden von Männern und Frauen arischen Blutes, die in den kommenden Jahrhunderten wie ich diesen Ort als heiligen Ort besuchen und dieses Land als heiliges Land betrachten werden."

Die beiden jungen Männer sahen mich fassungslos an und reichten mir dann die Hand. Dann deutete einer von ihnen auf mich und sagte zum anderen: "Ich habe dir gesagt, dass der nationalsozialistische Geist lebendiger ist, als wir zu glauben wagen. Hatte ich nicht recht?"

Ich ging zum Brown House (oder besser gesagt, zu dem Ort, an dem es einst stand) und bewunderte alles, was ich auf meinem Weg von München sehen konnte.

Dies *ist* eine wunderschöne Stadt, sicherlich eine der schönsten, die ich je gesehen habe. Zweifellos eine "deutsche Stadt", wie Adolf Hitler geschrieben hat. Aber — dank jenes großen Künstlers, Herzog Ludwig von Bayern, von *allen* deutschen Fürsten vielleicht derjenige, der den Hellenismus am echtesten verstanden und bewundert hat — die hellenischste aller deutschen Städte, wenn man diesen paradoxen Ausdruck gebrauchen darf; diejenige, die durch ihre eigene Architektur die grundsätzliche Identität der germanischen und hellenischen Vorstellungen von Schönheit am deutlichsten illustriert.

Ich habe viele — eigentlich viel zu viele — moderne Gebäude im "griechischen Stil" in Europa und anderswo gesehen. Sie sind fast alle nichts anderes als "Nachahmungen" und *gerade deshalb* schlechte Nachahmungen: Gebäude mit ionischen oder korinthischen Säulen vielleicht, aber ganz sicher Gebäude ohne jede Persönlichkeit (ganz zu schweigen von *der, die* ein antiker griechischer Künstler ihnen gegeben hätte). Hier, in München, sind die Säulenbauten rund um den prächtigen großen Platz — *Königsplatz*; früher *Adolf-Hitler-Platz.* die *Glyptothek*, die *Pinakothek*, das monumentale Tor in der *Luisenstraße*, keine bloßen "Imitationen". Es sind keine namen- und seelenlosen internationalen Bauten, die versuchen, griechisch auszusehen, sondern moderne deutsche Bauten, die im Wesentlichen deutsch sind — massiv; gut eingefügt in

ihre irdische Umgebung; voller gesunder, ursprünglicher Kraft einer Nation, die nie den Kontakt zur Erde verloren hat — die *zufällig* Säulen im griechischen Stil haben, einfach weil die Inspiration, von der sie ausgehen, derjenigen, die einst die griechische Architektur entwickelte, zutiefst verwandt ist.

Und es sind nicht nur die Gebäude, es ist die Gesamtplanung dieses ganzen Stadtteils, in dem sie stehen (und der durch eine Gnade der Götter nicht ganz so gründlich ruiniert wurde wie einige andere Orte); es ist, nein, die Atmosphäre der ganzen schönen Stadt, die trotz ihrer schrecklichen Wunden lächelt. Nirgendwo kann man so stark wie hier in München davon überzeugt sein, dass das moderne Deutschland die kulturelle Tradition jener nordischen Menschen harmonisch fortsetzt, die vor etwa viertausend Jahren nach Süden wanderten und im Laufe der Zeit an den warmen Gestaden des Mittelmeers jenes Wunder der westlichen Antike hervorbrachten: die hellenische Zivilisation. Es ist nicht der zerebrale Hellenismus gewisser Kreise französischer Künstler und Gelehrter, die Griechenland *lieben*; es ist etwas Tieferes; es ist die spontane und nicht unbedingt so bewusste, dafür aber umso *realere* Verwandtschaft von Blutsbrüdern, die durch zweieinhalb Jahrtausende und mehr getrennt sind. Und niemand wusste *das* — *fühlte* das — (mit Ausnahme von Friedrich Nietzsche) besser als Adolf Hitler selbst.

Obwohl die Sonne noch weit über dem Horizont stand, war es nicht mehr so heiß, als ich schließlich den *Karolinenplatz* erreichte.

Man hatte mir gesagt, dass das Braune Haus in der Nähe der Ecke der Straße liegt, die vom *Königsplatz* auf diesen Platz führt. Ich entdeckte die Stelle leicht. Es war nicht zu übersehen: wie der *Berghof* auf dem Obersalzberg trägt es den Stempel des unerbittlichen Hasses, der unsere Verfolger dazu brachte, das Gebäude dem Erdboden gleichzumachen. Es handelt sich nicht um eine "Ruine", sondern um ein leeres Gelände, auf dem praktisch *nichts* mehr vorhanden ist, außer vielleicht an ein oder zwei Stellen (und entlang des Fußwegs, der das Gelände von der eigentlichen Straße trennt) Spuren von Grundmauern und in einer Ecke die kaum erkennbaren Überreste eines Raums unterhalb des Erdniveaus: ein Keller oder so.

Ein paar Schritte weiter, praktisch über dem mutwillig verwüsteten Gelände, steht ein ehemaliges Verwaltungsgebäude, das nun von den Amerikanern requiriert wurde. Von jedem Fenster aus können die "Kreuzfahrer nach Europa" — nach acht Jahren Amtsleben in diesem versklavten Land immer gelangweilter — das von ihren Bombern begonnene und von ihren willfährigen Satelliten, den deutschen Demokraten, vollendete Werk der Zerstörung sehen. Die Worte: U.S. Information Centre, die man senkrecht an der Ecke des Gebäudes lesen kann, und über dem Eingang die Streifen und Sterne der amerikanischen Flagge, erinnern jeden Passanten daran, dass Deutschland diesen Krieg verloren hat. "Oh, wie lange noch?", dachte ich mit Bitterkeit, als ich die verhassten Farben direkt vor meinen Augen flattern sah: "Wie lange wird das alles noch andauern?"

Ich stellte mir das Braune Haus vor, wie es einst an dieser Stelle gestanden hatte, die nun so völlig verödet war, und an seinen Fenstern hingen die Falten der deutschen Fahne der großen Tage — *jener* Fahne, die ich 1942 im fernen Osten zusammen mit der vorrückenden deutschen Armee als Emblem des siegreichen Aryandom zu grüßen erwartet hatte: Blutrot, mit der weißen Scheibe und dem heiligen Zeichen der Sonne, schwarz in der Mitte wie ein allmächtiger Schatten (der Schatten der ewigen Wirklichkeit, projiziert auf unsere gereinigte Erde: die mystische Bedeutung unserer nationalsozialistischen Weltordnung). Und Tränen füllten meine Augen, als ich mich von dieser verlorenen Vision der Macht dem Anblick der gegenwärtigen Verwüstung zuwandte, die von der Flagge der kapitalistischen Demokratie beherrscht wird.

Jahre zuvor hatte ich einmal auf der Terrasse des Goldenen Felsens von Trichinopoli in Südindien gestanden und jenseits des Cauvery-Flusses die achtundzwanzig monumentalen Tore — die *Gopurams* — von Srirangam bewundert, die aus der tropischen Vegetation in die vier Richtungen des Raumes ragen. Dann, als ich den Kopf in die andere Richtung drehte, erblickte ich das riesige, hässliche Jesuitenkolleg von Trichinopoli, Sitz der Missionen, die darauf aus sind, die alte Weisheit der Arier und die uralten Kulte, die sie ausdrücken, in allen Tempeln des brahmanischen Indiens zu zerstören. Und ich hatte mit Wut gedacht — und auch mit der genauen Entschlossenheit, alles zu *tun*, um meinen lebenslangen Kampf gegen die christlichen Kirchen und ihre menschenzentrierten Werte fortzusetzen — "Sie sind gekommen, die Agenten der jüdischen Macht, um zu versuchen, *das* durch das *hier zu* ersetzen! Ich werde mich ihnen in den Weg stellen und sie bis zu meinem letzten Atemzug mit Zähnen und Klauen bekämpfen!"

Ich erlebte nun ein Gefühl, das jenem sehr ähnlich war. Und dieselbe unerbittliche Aggressivität, mit der ich das Hauptquartier der christlichen Missionare am Fuße von Lord Shivas Wohnsitz und in Sichtweite von Srirangam betrachtet hatte, ließ nun meine Augen aufflammen, als ich die amerikanische Flagge sah, hier in Deutschland, hier in München, hier über dem Fundament des Brown House! Oh, — dachte ich — sie niederreißen und im Schlamm zertrampeln zu können, unter dem Jubel einer stürmischen Menge, die bei diesem Anblick vor Freude heulte! Oh, sitzen zu können und die USA in Flammen stehen zu sehen, — und sei es als Teil der "Nachrichtenrolle" in einer Kinovorstellung, wenn ich es nicht erwarten kann; einen Sitzplatz in einem der Bomber zu bekommen, die eines Tages Hamburg und Dresden tausendfach rächen werden, und die wirklichen Flammen und den Rauch zu sehen!

"... Das alte Sternenbanner, das Banner der Freiheit...“ Mit bitterer Ironie erinnerte ich mich an die Worte des amerikanischen Liedes, während ich meinen fluchenden Blick auf die Fahne der Demokratie gerichtet hielt. "Freiheit in der Tat", dachte ich. "Im Namen der 'Freiheit' habt ihr euren Kreuzzug gegen uns Nationalsozialisten geführt, nicht wahr? Im Namen der 'Freiheit' habt ihr alles

verunglimpft, was uns heilig ist, alles zerstört oder verunstaltet, was wir lieben. Ihr sitzt da und sagt uns im Namen der "Freiheit", im Namen der "Rechte des menschlichen Gewissens", dass "jeder Mensch" das Recht hat, so zu sein, wie er *ist*, und seine Treue zu geben, wem er will, *aber* — im gleichen Atemzug! — dass *wir* keine Nazis sein sollen (zumindest nicht offen), ihr widerlichsten aller Heuchler, ihr Bastarde! Warum in aller Welt sollen wir den nächsten Krieg an eurer Seite führen? Damit ihr ein "Rothschild Foundation Research Laboratory" oder etwas in der Art auf dem Gelände des Braunen Hauses baut — oder eure deutschen Freunde dazu drängt — und ein "Heim für Unheilbare" an der Stelle, wo einst Adolf Hitlers *Berghof stand*? Damit junge Deutsche auf Ihren Befehl oder unter Ihrem Einfluss lernen, das Nazi-Regime für eine 'monströse Tyrannei', unseren Führer für 'einen Verbrecher' oder 'einen Größenwahnsinnigen' und unsere unsterbliche SS für eine 'Mörderbande' zu halten? Keine Angst! Was gibt es zwischen euch und euren ehemaligen 'glorreichen Alliierten' zu wählen — denen, die in Jalta, in Potsdam, in Nürnberg an eurer Seite saßen? Lasst sie euch vernichten, wenn *es* sonst niemand mehr *kann*! Wir werden wenigstens das Vergnügen haben, zu sehen, wie ihr zerschlagen werdet! Denn wir hassen euch! Selbst die Jesuiten sind nicht so schlimm wie ihr. Sie haben wenigstens *ein* Ideal, *einen* Glauben, so verabscheuungswürdig er *für uns* auch sein mag. Ihr habt nichts, nichts als Geld, das ihr in den Dienst des dümmsten aller Zeitvertreibe stellt. Die Anwesenheit des Jesuitenkollegs am Fuße des Goldenen Felsens ist, so verabscheuungswürdig sie auch sein mag, keine solche Entweihung wie die eurer Besatzungstruppen und eurer schmutzigen Fahne an *diesem* Ort im Besonderen und in Deutschland im Ganzen!"

Ich ging weiter den Weg entlang, der von der einen Ecke des Geländes, auf dem das Brown House stand, zur gegenüberliegenden führt — der Weg, der von den Schritten all derer geprägt ist, die sich nicht die Mühe machen, auf dem regulären asphaltierten Fußweg *um das* Gelände *herumzugehen*. Ein Mann, der etwa vierzig zu sein schien, kam auf mich zu. Meiner kleinen Erfahrung nach sind praktisch alle Deutschen zwischen dreißig und fünfzig im Grunde ihres Herzens Nationalsozialisten, es sei denn, sie sind aus irgendeinem Grund während der großen Zeit in Schwierigkeiten geraten. Und da Menschen, die mit den Behörden in Konflikt geraten sind, im Vergleich zur Masse der deutschen Bevölkerung doch eine sehr kleine Minderheit sind, beschloss ich, dass dieser Mann *wohl* auf der richtigen Seite stand. Und ich sprach ihn an, weil ich mich danach sehnte, meine Gefühle nach außen zu tragen, und sei es in einem Satz.

"Entschuldigen Sie", sagte ich und blieb stehen, sobald er nahe genug herangekommen war, um mich zu hören, "das ist doch das Grundstück, auf dem einst das Brown House stand, oder?" (Ich wusste genau, dass es so war, aber ich musste *etwas* sagen.)

"Ja, das ist es", antwortete der Mann. Und ich sah in seinen klaren blauen Augen einen Schatten unermesslicher Traurigkeit — ein Gefühl, das er weder mir noch sonst jemandem zeigen wollte und das er ständig unter Kontrolle hielt.

"Und 'sie' haben es *so weit kommen lassen*! — 'Sie', die Sklaven der Juden, die Schweine... — so wie 'sie' auch die Ruine des *Berghofs* am Obersalzberg zerstört haben, die ich vorgestern gesehen habe", kommentierte ich.

"Ja, 'sie', die Verräter...“, antwortete er. Und er betrachtete mich mit Neugierde, zweifellos überzeugt, dass ich aufrichtig sprach, aber er fragte sich, wer ich sein könnte, um den Mut zu haben, dies zu tun.

"Jeder Mann oder jede Frau arischen Blutes, der/die, aus welchen guten oder schlechten Gründen auch immer, gegen den Nationalsozialismus in Aktion, Rede oder Gedanke Stellung bezogen hat, ist ein Verräter — ein Verräter an unserer gemeinsamen Rasse — auch wenn er oder sie kein Deutscher ist", erklärte ich und wiederholte eine der Aussagen, die ich schon hunderttausendmal gemacht habe. "Aber natürlich gebe ich zu, dass die deutschen Verräter die schlimmsten sind, denn sie können sich nicht einmal mit der Unwissenheit herausreden."

Der Mann sah mich mit wachsendem Interesse an. "Sind *Sie* ein Deutscher?", fragte er mich.

"Nein", sagte ich, "ich bin nur einer der seltenen — sehr seltenen — treuen Arier aus der weiten Welt, die die Führung des Volkes von Adolf Hitler anerkennen und die mit Ihnen auf den Tag der Rache — und der Auferstehung — warten."

Der Mann reichte mir die Hand, schaute mich mit einem unaussprechlichen Lächeln an und sagte mit kaum hörbarer Stimme: "Im Namen all derer, die gelitten haben, danke ich Ihnen! Und ich freue mich, Sie kennenzulernen." Er fragte mich nicht nach meiner Nationalität: sie war nicht wichtig.

Ich hob meine Hand ein wenig — höher konnte man sie an einem so offenen Ort gar nicht heben — und flüsterte mit der ganzen Hingabe meines Herzens: "Heil Hitler!"

"Heil Hitler", wiederholte er, ebenfalls im Flüsterton, mit Tränen in den Augen. Und er ging zügig seines Weges.

Allein inmitten des wüstenartigen Geländes blickte ich noch einmal trotzig auf die im Wind flatternden feindlichen Farben und auf die vielen Fenster, hinter denen ich mir Männer in khakifarbenen Uniformen vorstellte, aktive Instrumente all dessen, was wir hassen, wenn nicht auch überzeugte Feinde all dessen, was wir lieben. "Alles Geld und alle Macht der USA und der organisierten antinazistischen Welt können zwei Nationalsozialisten nicht daran hindern, ihren Glauben an den Führer und an seine Mission und an sein Volk zu bekräftigen, hier, an diesem heiligen Ort, vor den Augen unserer Verfolger", dachte ich. "Früher oder später werden wir siegen. *Nichts kann uns überwältigen*."

Und ein ungeheures Hochgefühl — das Bewusstsein einer unwiderstehlichen Macht: das schönste aller Gefühle — erfüllte mich. Und

während ich langsam wegging, stellte ich mir das wieder aufgebaute Braune Haus vor, aus dessen Fenstern Hakenkreuzfahnen wie Vorhänge hingen, und... mich selbst, wie ich in einem seiner Zimmer einigen meiner geliebten Genossen (damals wieder an der Macht) beschrieb, wie glücklich ich "über die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation der Demokratien" war.

Und ich erneuerte in meinem Herzen mein tägliches Gebet der letzten acht Jahre an den Herrn der unsichtbaren Mächte — der tägliche Ausdruck einer unermüdlichen Sehnsucht nach Gerechtigkeit, die an sich eine unsichtbare Kraft ist — "Behandle die Sieger des Zweiten Weltkrieges so, wie sie das nationalsozialistische Deutschland behandelt haben, und wenn möglich, hunderttausendmal schlimmer! Rächt meine Kameraden und Vorgesetzten, und gebt uns die siegreiche Freude und den Stolz der großen Tage zurück!"

Dann suchte ich die Überreste der Zwillingsschreine auf, die einst die bronzenen Sarkophage der Sechzehn und einiger anderer Helden der frühen nationalsozialistischen Bewegung enthielten. Ich hatte Bilder von ihnen gesehen: zwei Säulendenkmäler, eines auf jeder Seite der Straße an der Ecke des riesigen gepflasterten Platzes, — *Adolf-Hitler-Platz*, jetzt *Königsplatz*. Und ich erinnerte mich sehr deutlich an die Sarkophage in einer Reihe unter freiem Himmel (die Schreine hatten kein Dach) und an die Ehrenwache, die Tag und Nacht über sie wachte, wie auf dem Platz bei der *Feldherrenhalle*.

Ich ging zurück zum *Königsplatz*, wo ich schon herumgelaufen war, ohne etwas zu bemerken, dann zurück in Richtung des Braunen Hauses und wieder zurück. Auf beiden Seiten der Straße, an der Ecke des Platzes — zwischen der Straße und dem "U.S. Information Centre" und auf der gegenüberliegenden Seite, zwischen der Straße und anderen Verwaltungsgebäuden — befand sich *nun* ein Platz, der durch einen hohen Holzzaun von der Umgebung abgeschnitten war. Ich brauchte einige Zeit, um zu begreifen, dass sich die Ruinen der beiden Gedenkstätten hinter diesen Zäunen befanden und dass sie unmöglich irgendwo anders sein konnten. Dennoch hielt ich es für sicherer, einen Passanten zu fragen, ob ich mich nicht irrte. "Nein", antwortete er, "Sie haben richtig vermutet: Dort standen einst die Zwillingsheiligtümer, offen zum strahlend blauen Himmel. Von ihnen ist nichts übrig geblieben außer den massiven Grundsteinen, die man hier und da sehen kann, wo ein Stück Holz in den Zäunen fehlt. Der Rest ist gesprengt worden."

"Von den Amerikanern in die Luft gejagt?", fragte ich.

"Nein, im Auftrag der deutschen Sozialdemokraten, die jetzt in Bayern an der Macht sind. Sie wollten auch die Nachbargebäude in die Luft jagen, weil sie der Partei gehört hatten, Reste aus... anderen Zeiten waren. Aber die *Amis* haben sie beschlagnahmt und damit gerettet."

"Warum haben sie nicht die Zwillingsschreine gerettet, wenn sie schon dabei waren?"

"Weil diese Gebäude für sie keinen praktischen Nutzen hatten, die anderen aber schon", antwortete der Mann.

"Glauben Sie, dass diese Denkmäler eines Tages wieder aufgebaut werden?", fragte ich. Ich war es gewohnt, mutig zu sein.

Und zu meinem Erstaunen antwortete der Mann, der meine Kühnheit als selbstverständlich hinnahm — offenbar fühlte er sich *sicher*, dass er mit einem Nationalsozialisten wie ihm sprach — "Ja; wenn *wir* wieder an der Macht sind. Und das werden wir, eines Tages!"

"Oh, mögen Sie recht haben", rief ich voller Überzeugung aus. Der Mann ging seines Weges.

Ich ging um die Zäune herum, spähte zwischen den Brettern hindurch und versuchte, die Grundsteine der Schreine zu sehen. An einer Stelle fehlte tatsächlich eine Planke, so dass ich die großen, regelmäßigen Steinblöcke im Inneren nicht nur *sah*, sondern meine Hand ausstreckte und sie berührte. Ich berührte sie, wie christliche Pilger oder mohammedanische Pilger oder Hindu-Pilger die Steine der Gräber ihrer jeweiligen Heiligen berühren. Die Sechzehn und all jene, die seit dem weit zurückliegenden 9. November 1923 ihr Leben für die Sache des Hakenkreuzes geopfert haben, sind *unsere* Heiligen, deren Blut unseren irdischen Glauben mit der gleichen Größe des Opfers ausgestattet hat wie jeden der jenseitigen.

In der Nähe der Ecke des zerstörten Schreins auf der anderen Straßenseite — beim US-Informationszentrum — lag ein ziemlich großer, einsamer Steinblock. Ich kletterte auf ihn und versuchte, über den Zaun zu schauen, konnte aber nichts sehen. Eine Zementschicht war über die Fundamente gelegt worden, die der Kraft des Dynamits standgehalten hatten. Ich konnte kaum die quadratische Öffnung des Innenhofs unter den Pfeilern erkennen, in denen einst die Sarkophage standen. Die Treppe, die von außen in das Gebäude führte, war noch zu sehen, aber der unterirdische Eingang war versperrt. Und nun wurde mir bewusst, dass Tonnen von Erde in den Innenhof des anderen Schreins geschüttet worden waren: Von meinem Stein aus konnte ich gut die Sträucher sehen, die dort zu wachsen begannen. Dieselbe Verwüstung wie auf den Ruinen des *Berghofs* auf dem Obersalzberg; dasselbe Bemühen unserer Verfolger, jede Spur unseres Weges, jedes Zeichen unserer Größe auszulöschen, Deutschland und die Welt uns vergessen zu lassen.

Aber ich erinnerte mich an die Worte, die der unbekannte Nationalsozialist, der genug Vertrauen zu mir hatte, um frei zu sprechen, nur eine halbe Stunde zuvor an mich gerichtet hatte:...“wenn wir wieder an der Macht sind;... und das werden wir eines Tages sein!" und ich dachte: "Deutschland wird nie vergessen."

Mit der gleichen Hingabe wie die des anderen Zwillingsheiligtums berührte ich die Steine jenseits des Zauns, so weit ich sie erreichen konnte.

Dann ging ich langsam und in Gedanken versunken zurück zum Bahnhof.

Gern wäre ich noch ein oder zwei Tage in München geblieben, hätte die *Feldherrenhalle* und das *Hofbräuhaus* wiedergesehen, wäre die prächtige Allee und die öffentlichen Gärten an der Isar entlang geschlendert, hätte dem schäumenden und tosenden Fluss zugeschaut, wie er unter seinen breiten, stattlichen Steinbrücken mit rasender Geschwindigkeit vorbeirauschte, hätte noch ein paar weitere Sehenswürdigkeiten besucht — Museen und Kirchen, die zwar nichts mit der Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung zu tun haben, aber als Merkmale dieser schönen Stadt, in der die Bewegung, so kann man sagen, in ihrer endgültigen Form geboren wurde, von großer Bedeutung sind.

Aber ich dachte an den langen Weg, den ich noch vor mir hatte, bevor ich einen Ort erreichen würde, an dem ich nicht gezwungen sein würde, die Nacht entweder in einem Hotel oder in der "Bahnhofsmission" — oder im Wartesaal des Bahnhofs — zu verbringen. Ich musste auf jeden Fall sehr vorsichtig sein, denn selbst wenn ich von Brot und Kaffee lebte, konnte ich mein Geld kaum so lange halten, wie es nötig war. Außerdem musste ich Geschenke für meine Kameraden kaufen: *Da* konnte ich unmöglich knauserig sein! So entschloss ich mich, die ganze Nacht im Wartesaal zu bleiben und den frühesten Morgenzug nach Landsberg am Lech zu nehmen.

Der früheste Zug nach Landsberg fuhr um 4:40 Uhr. Ich buchte meine Fahrkarte und setzte mich an einen der Tische im Wartesaal der dritten Klasse, der gleichzeitig ein Erfrischungsraum ist. Es war nicht heiß genug, um die Nacht im Freien zu verbringen. Außerdem wollte ich *drinnen den* Anblick der Amerikaner vermeiden, die durch die riesige Glashalle zu *ihrem* speziellen Warteraum am anderen Ende des Bahnhofs gehen und ihn wieder verlassen. Ich hatte es satt, Amerikaner zu sehen, und wünschte mir, nie wieder in meinem Leben einen zu treffen... obwohl ich wusste, dass ich am nächsten Tag in Landsberg wahrscheinlich viele weitere treffen würde — ach!

Ich bestellte das übliche Brötchen und Kaffee und hoffte, dass mein Pech mir nicht zum zweiten Mal die Gesellschaft eines ehemaligen Häftlings aus Dachau (*vor* 1945) bescheren würde. Aber das Pech — sagen die, die es zu wissen scheinen — ist unvermeidlich. Es hängt davon ab, wie die Sterne zu einer bestimmten Zeit stehen. Und meine Sterne waren am Abend dieses Tages, dem 23. April 1953, wie auch am Morgen desselben Tages offenbar darauf aus, mich mit den unangenehmsten Typen in Kontakt zu bringen.

Ich hatte kaum eine Stunde allein gesessen, als zwei Burschen kamen und an meinem Tisch Platz nahmen — zwei magere, dunkelhaarige Burschen, deren Aussehen mir überhaupt nicht gefiel. Der eine saß mir gegenüber, der andere zu meiner Linken, zwischen seinem Begleiter und mir. Dieser letztere erschien mir

noch unarischer als der erste (wenn man in solchen Dingen überhaupt von Graden sprechen kann).

Sie unterhielten sich lange, mit leiser Stimme, geheimnisvoll. Ich tat so, als schlürfte ich einen Schluck Kaffee aus meiner Tasse (in der tatsächlich kein Tropfen mehr war), während ich in Wirklichkeit aufmerksam zuhörte, was die Männer sagten. Ich hörte vergeblich zu. Ich konnte dem Gespräch nicht folgen. Ich habe kaum etwas davon mitbekommen: Vornamen (für mich bedeutungslos) von Personen, die die beiden Männer kannten und von denen derjenige, der neben mir saß, nach Neuigkeiten fragte; rätselhafte Sätze wie "... er war bei uns; erinnerst du dich?" oder "der, der nicht zurückkam" oder "die schlechten Zeiten sind nicht vorbei — alles andere als das! Du wirst es selbst sehen... Aber *ich* fahre morgen nach Wien...; von dort...!" Aber ich konnte kein Wort von dem verstehen, was sie danach sagten. Es klang wie eine andere Sprache, mit einem deutschen Wort hier und da. "Jiddisch?", fragte ich mich, "vielleicht." Aber ich war mir nicht sicher. Schließlich stand der Mann, der nicht nach Wien gehen wollte, auf und sagte zu dem anderen: "Viel Glück für Sie! Wir werden uns auf jeden Fall wiedersehen..." Worauf der andere antwortete: "Sicherlich!" Daraufhin ging der erste weg. Und bald begann für mich ein schwieriges Spiel.

Ich spürte, dass der Mann, der übrig geblieben war — derjenige, der nach Wien gehen wollte. mit mir sprechen würde. Und das tat er auch. Aber gleichzeitig spürte ich, dass er, wer immer er auch sein mochte, nicht der harmlose Narr war, dem ich am Morgen begegnet war. Sicherlich nicht harmlos, und vielleicht auch kein Narr. Und ganz bestimmt kein Deutscher. *Er* versuchte herauszufinden, wer ich war, bevor er sich damit brüstete, zu Zeiten unserer Macht in einem Konzentrationslager interniert gewesen zu sein — obwohl ich praktisch überzeugt war, dass er in einem gewesen war: Er sah jüdisch genug aus, um einen vorrangigen Platz in einer solchen Einrichtung zu verdienen! Und das Einzige, was mich erstaunte, war, dass er es geschafft hatte, da *herauszukommen*.

Er stellte mir die übliche Frage: "Wohin gehen Sie, wenn es nicht zu indiskret ist, danach zu fragen?"

"Nach Landsberg."

Der Klang des Ortes schien ihm nicht zu gefallen. "Landsberg", wiederholte er, "der Ort, wo die Kriegsverbrecher sind? Ich begriff sofort, dass meine einzige Hoffnung auf Sicherheit in Gegenwart dieses Kerls in meiner Fähigkeit lag, den perfekten Schwachkopf zu verkörpern. "Verbrecher?", sagte ich. "Ich weiß es nicht. Ich nehme an, es gibt überall Verbrecher, genauso wie es überall ehrliche Menschen gibt."

Der Mann zeigte Anzeichen von Ungeduld. "Ich sagte Kriegsverbrecher", betonte er.

"Kriegsverbrecher??"

"Ja, verstehen Sie denn nicht, was ich sage? Sprichst du kein Deutsch?"

"Ja, ein wenig. Ich verstehe, wenn du langsam und deutlich sprichst, aber selbst dann gibt es viele Wörter, die ich nicht kenne. Ich bin ein Fremder."

"Welche Nationalität?"

"Griechisch".

"Oh, das ist gut!", antwortete der Mann. "Die Griechen haben gut gekämpft, während des Krieges."

"Nein", sagte ich und tat so, als würde ich es nicht verstehen. "Während des Krieges war ich nicht in Griechenland."

"Ich habe nicht gesagt, dass Sie es sind. Ich habe gesagt, dass die Griechen — deine Leute — *gut gekämpft haben*; auf unserer Seite gekämpft, meine ich. Habt ihr mich jetzt verstanden?"

"Ich verstehe nicht, was Sie mit 'auf unserer Seite' meinen... Auf welcher Seite waren Sie?"

"Ich meine auf der Seite der Alliierten, gegen die Nazi-Monster. Ich bin ein Pole...“

"Ein dreckiger polnischer Jude", dachte ich bei mir. Aber der Kerl ließ mir keine Zeit zum Nachdenken. "Und was wollen Sie in Landsberg machen?", fragte er und setzte sein Kreuzverhör fort.

"Ich besuche eine Cousine von mir, die dort verheiratet ist", antwortete ich und log unverhohlen.

"Verheiratet mit einem Deutschen!"

"Ja, ja; mit einem sehr guten Mann. Sie lernte ihn während des Krieges in Griechenland kennen."

"Brumm, brumm!"

Die Idee war natürlich nicht die, die ich hätte wählen sollen, wenn ich dem zweifelhaften "Polen" hätte gefallen wollen. Aber es würde das Gespräch von der Politik ablenken. Zumindest nahm ich an, dass es so sein würde. Aber ich hatte mich geirrt. Schließlich stellte mir der Mann eine direkte Frage: "Sie haben doch von den Konzentrationslagern gehört, nicht wahr?"

"Nein", antwortete ich und schaute so unschuldig wie möglich, während ich alles in meiner Macht stehende tat, um mein Gesicht gerade zu halten.

Der Mann war erstaunt, wenn nicht sogar empört.

"Erzählen Sie mir nicht, Sie *hätten noch nie von* Orten wie Buchenwald *gehört*", sagte er. "*Ich* war während des Krieges in Buchenwald, ich und der Kamerad, den Sie gerade mit mir sprechen sahen. Er, sein Bruder und ich und viele unserer Verwandten, von denen einige berühmt sind, gehörten zu den härtesten Gegnern der Hitler-Tyrannei. Der Bruder meines Freundes ist in Buchenwald gestorben, verstehen Sie das? Wenn Sie auch nur einen Funken Menschlichkeit in sich haben, sollten Sie sich unsere Namen merken, Olshewski und Scholl, Helden des Widerstands gegen das Dritte Reich. Haben Sie mich verstanden?"

"Scholl", überlegte ich, "Heinrich und Sophie Scholl, Bruder und Schwester, hingerichtet am 22. Februar 1943 wegen Verrats und Sabotage an den deutschen Kriegsanstrengungen. Ich habe natürlich von *ihnen* gehört, wer hat das nicht? Die Anti-Nazi-Propaganda hat seinerzeit genug Aufhebens von ihnen gemacht. Ich frage mich, was dieser Kerl (dessen Freund wahrscheinlich mit den beiden verwandt ist) sagen würde, wenn ich ihm sagen würde, dass der einzige Grund, warum ich mich so genau an das Datum der Hinrichtung erinnere, der ist, dass es zufällig nur ein Tag vor dem dreizehnten Todestag von Horst Wessel ist..."? Aber ich behielt diese Gedanken in meinem Kopf und spielte weiter die Rolle eines sehr unwissenden Menschen.

"Ich verstehe, dass ich mir eure Namen merken soll, weil ihr wichtige Leute seid, Helden von irgendetwas, — aber ich konnte nicht genau begreifen, von *was*. Und ich *werde* sie mir merken, seien Sie versichert. Was Buchenwald betrifft, so war ich noch nie dort. Was ist das für ein Ort? Weit weg von hier? Gibt es dort etwas Sehenswertes zu sehen? Und ich möchte Sie auch fragen, was das ist, gegen das Sie gekämpft haben: "das Dritte Reich"? Ich habe noch nie davon gehört. Entschuldigen Sie, wenn ich schlecht informiert bin, aber ich war während des Krieges in Indien...“

Ich wollte (um meine abgrundtiefe Unwissenheit zu rechtfertigen) gerade sagen, dass ich in einem *Harem* gelebt habe. Aber dazu hatte ich keine Zeit. Der Kerl stand abrupt auf, völlig angewidert von mir. "Wie haben Sie es geschafft, so viel zu reisen, wenn Sie wirklich so dumm sind, wie Sie zu sein scheinen?", sagte er nach einer kurzen Pause, um seinen Zorn zu beherrschen.

"Ich reiste in der Hoffnung, ein wenig weiser zu werden", antwortete ich mit einem Lächeln. "Aber anscheinend war es nutzlos."

Der polnische Jude warf mir einen bösen Blick zu und ging weg — endlich!

Ich verbrachte den Rest der Nacht an diesem Tisch. Nacheinander kamen noch einige andere Leute und saßen dort, zuletzt ein freundliches Ehepaar, das sich lange mit mir unterhielt — gute Leute, eigentlich gute Deutsche, aber zu sehr von christlichen Einflüssen vergiftet, um vorbehaltlos auf unserer Seite zu stehen. Es war etwa drei Uhr, als sie weggingen. Während meiner letzten Stunde in München war ich allein.

Ich schloss die Augen und versuchte, mir die Atmosphäre dieses Bahnhofs in den glorreichen Tagen vorzustellen; und die immer wiederkehrenden Gewissensbisse quälten mich, weil ich Jahre zuvor nicht gekommen war. Und ich sehnte und sehnte mich nach der Rückkehr unseres Regimes — egal *wie*; durch welche Intrigen, durch welche vorübergehenden Bündnisse, durch welche scheinbaren Zugeständnisse an feindliche Kräfte, die genutzt werden könnten, bevor sie endgültig zerschlagen werden! Ich sehnte mich auch danach, eine Rolle zu spielen, wie klein sie auch sein möge, bei der Verwirklichung der kommenden Rache und der kommenden Auferstehung — wiederum ohne Rücksicht auf das *Wie* und *Wo*; "wo immer ich sein soll, am nützlichsten, und auf die Art und Weise,

auf die ich am nützlichsten sein soll, dachte ich. Ich fühlte, dass mein Schicksal nur ein Detail innerhalb jenes gewaltigen Schicksals war, das den unwiderstehlichen Triumph der Wahrheit vorbereitet — die Anerkennung unseres geliebten Führers durch alle Arier; die Errichtung des Großen Reiches, wie *er* es konzipiert hat.

Und um kurz vor halb fünf setzte ich mich in den fast leeren Zug, der mich nach Landsberg am Lech bringen sollte.

Kapitel 5

LANDSBERG AM LECH

24. April 1953

Mit seltsamer Ergriffenheit lese ich den Namen der kleinen Stadt an der Bahnhofsmauer: Landsberg am Lech. Und ich stieg aus dem Zug wie in einem Traum. "Landsberg, Ort des Martyriums — Ort des Ruhmes", dachte ich. Und Tränen stiegen mir in die Augen bei der Erinnerung an all das, was dieser Name für uns bedeutet; an all das Leid und den Heroismus, an den er erinnert, von den ersten Tagen der Gefangenschaft des Führers bis zur heutigen Stunde, in der hinter den vergitterten Fenstern derselben düsteren Festung, in der er — seiner Mission sicher — träumte und plante und das Buch schrieb, das uns inspiriert, Hunderte seiner treuen Jünger Tag für Tag Zeugnis ablegen von seiner Größe und von der Wahrheit, die er verkündete.

Es war kalt, aber der Himmel war klar. Es sollte ein heller Tag werden.

Ich verließ den stillen kleinen Bahnhof und kam in eine saubere und ruhige Straße, wie man sie in *jeder* deutschen Provinzstadt hätte sehen können: eine Doppelreihe friedlicher Häuser mit makellosen Jalousien an den Fenstern und Blumen auf mancher Fensterbank; Geschäfte — alle noch geschlossen, zu so früher Stunde — und gelegentlich ein *Gasthaus* und eine *Wirtschaft*, in denen man bald etwas Warmes zu trinken bekommen würde.

Nach ein paar Schritten bog ich nach links ab, in eine Straße, die der ersten sehr ähnlich war. Direkt vor mir verlängerte eine breite Steinbrücke über den Lech die Straße. Ich hielt kurz inne, schaute auf die Brücke, auf den steilen bewaldeten Hügel, der sich auf der anderen Seite des Flusses erhob, und auf das alte Schloss auf der Spitze des Hügels. All das würde *ich* jetzt sehen: die Brücke überqueren, den Hügel hinaufgehen, wieder hinuntergehen. *Ich* konnte es. *Ich war frei*. *Ich* konnte gehen, wohin ich wollte, unbegleitet, unbeobachtet (oder zumindest nicht offensichtlich beobachtet). Aber irgendwo in dieser kleinen Stadt, die so malerisch und friedlich war, konnten mehrere hundert Männer, die alle besser waren als ich — SS-Männer, Generäle, *Gauleiter*, Männer, die für meine hohen Ideale gekämpft und gelitten hatten, während ich noch in Kalkutta war *und* von ihnen *sprach*, Männer, die siegreich die Prüfung der Folter bestanden hatten, der ich nie die Ehre gehabt hatte, ausgesetzt zu werden — nicht aus ihren Zellen

herauskommen. *Und sie waren acht Jahre dort gewesen*, während ich weniger als acht Monate in einer Zelle verbracht hatte! Ich erschauderte von Kopf bis Fuß, als mir diese einfache Tatsache — die banale Tatsache, dass *ich* frei war — plötzlich bewusst wurde, im Gegensatz zu dem Bewusstsein *ihrer* Gefangenschaft. Und ich fühlte mich klein. Klein und demütig wie Staub; beschämt über mein Recht, die sonnenbeschienene Welt zu sehen.

Auf halbem Weg über die Brücke blieb ich stehen. Ich lehnte mich über die Brüstung und betrachtete das grünlich-graue Wasser, das von einer anderen Ebene herabstürzte und über einen Teil seines Bettes einen tosenden, ein oder zwei Meter hohen Wasserfall bildete. Ich schaute,... aber ich dachte die ganze Zeit an sie. *Sie* konnten diesen natürlichen Damm nicht sehen, der das Wasser des Lechs in einen sich bewegenden Spiegel und einen schäumenden Strom teilte. *Sie* konnten weder die schönen grünen Bäume an den Ufern noch das Spiel der Sonne in den Gischttropfen und auf der glitzernden Wasseroberfläche sehen. *Sie* waren nicht frei. Und um *meiner* lebenslangen Ideale willen, um der Liebe zu *meiner* aristokratischen Lebensphilosophie willen (um der Liebe zum neuen Deutschen Reich willen, das als einziges im Westen diese Philosophie zum Grundstein seiner eigenen staatlichen Existenz gemacht hatte), hatten sie ihre Freiheit verloren, während andere — Millionen andere, Millionen Deutsche — ihr Leben verloren hatten. Für diese arischen Ideale: *meine Ideale*. Für das Überleben und die Herrschaft der arischen Rasse, ihrer Rasse *und auch der meinen*. "Märtyrer unserer heiligen Sache, meine Lieben, meine Vorgesetzten, wie soll ich jemals meine Dankesschuld gegenüber euch und eurem Volk begleichen können", dachte ich.

Ich folgte einer der gewundenen Straßen, die zur Spitze des Hügels führten. Die Landschaft weitete sich vor meinen Augen, je höher ich kam. Bald konnte ich die ganze Stadt sehen, die in der Tat nicht sehr groß ist, und die grünen Felder, die sich rundherum erstrecken, und die grünen Wälder, die sich darüber hinaus erstrecken und den Horizont begrenzen. Und irgendwo auf der anderen Seite des Lechs, zwischen der Stadt und den Feldern, sah ich eine mächtige Ansammlung von Gebäuden, die von hohen Mauern umgeben waren, und ich dachte sofort: "*Das* muss die berühmte 'Festung Landsberg am Lech' sein, — der Ort, wo *er* ein Jahr gefangen war; wo *sie* schon acht Jahre gefangen sind." Und wieder erfüllte die verzweifelte Sehnsucht nach dem Tag, an dem *sie* alle frei (und wieder an der Macht) sein werden, mein Herz, als ich mir vorstellte, wie meine geliebten Kameraden, meine Brüder im Glauben, hinter diesen Mauern sitzen. Und gleichzeitig überkam mich mein alter wilder Hass auf unsere Verfolger, so heftig wie 1945 und 1946, während des Nürnberger Prozesses.

Ich erreichte die Hügelkuppe: ein mit Bäumen bepflanzter Platz, von dem aus man die Stadt und die umliegende Landschaft noch besser sehen kann als von

jedem anderen Ort auf dem Weg nach oben. Lange bleibe ich dort stehen, an der niedrigen Steinmauer, die den Platz auf der Seite begrenzt, auf der der Fels senkrecht über die Hänge des Hügels hängt. Jenseits der vielen roten Dächer und Schornsteine, jenseits der grünen Flecken am Fluss blieb mein Blick auf die Ansammlung von Hochhäusern — die Festung — gerichtet, aus der mich soeben der Klang einer Sirene erreichte — der Sirene, die den morgendlichen Tagesablauf der Insassen des Ortes der Finsternis regelte. "Es muss etwa halb sieben sein", dachte ich — "Frühstückszeit". Und ich stellte mir die Verteilung von "*mook-fook*" vor — ein geschmackloses Getränk (heißes Wasser, das über gebackene, zu Pulver gemahlene Samen gegossen wird), das als Kaffee-Ersatz dienen soll — und von trockenem Brot an lange Reihen von Gefangenen, die alle warten, jeder mit seiner Dose in der Hand — wie in Werl. Seit acht Jahren war es jeden Morgen dasselbe gewesen. Wie viele Jahre würde die Routine noch andauern?

Zu meiner Linken, etwas höher als der Platz selbst, sah ich einen hölzernen Balkon über den Felsen hängen. Von dort aus konnte man die Stadt sicher noch besser sehen als von meinem Platz aus. Der Balkon verlief entlang des Erdgeschosses eines *Gasthauses und Cafés*, oberhalb eines bewaldeten Teils des steilen Hügels. Eine Straße führte vom Platz zum Eingang des Cafés. Ich ging hin und klopfte — denn es war geschlossen. Ein junges Mädchen, etwa zwanzig oder fünfundzwanzig, ließ mich eintreten. Es war keine Menschenseele da, außer einem wohlgenährten, freundlichen Hund, der mich auf die laute, demonstrative Art der Hunde begrüßte. Ich streichelte den glatten, schwarz-weißen Kopf, während die beredten, fast menschlichen Augen mir in die Augen schauten, als wollten sie sagen: "Ich bin froh, dass du gekommen bist, Freund der Tiere! Ich kenne dich, ohne dich je gesehen zu haben; ich kenne dich und liebe dich!"

Das Mädchen entschuldigte sich dafür, dass die Stuhlreihen auf den Tischen verkehrt herum standen. "Es tut mir leid", sagte sie, "das Café ist noch nicht geöffnet. Aber das wird es bald sein. Wenn Sie noch ein wenig warten wollen...“Und als sie sich dem Hund zuwandte, schimpfte sie ihn gut gelaunt aus: "Nun, Fidu, sei still! Das reicht jetzt! Du schlecht erzogene Kreatur!"

Fidu hörte auf zu bellen und zu springen, blieb aber an meiner Seite und wedelte mit dem Schwanz. "Ach, lass ihn doch!", sagte ich zu dem Mädchen. "Es ist so schön, Tiere zu sehen, die *keine* Angst vor dem Menschen haben — im Gegenteil; — Tiere, die wissen (wie es hier in Deutschland der Fall ist), dass der Mensch ihnen nichts tun wird! Es macht einen glücklich, ein Mensch zu sein, während man sich in so vielen Ländern so oft dafür schämt, einer zu sein...“ Dann fügte ich auf ihren Vorschlag hin hinzu: "Ich glaube, ich werde nicht warten, bis der Laden öffnet. Ich wollte nur einen Blick auf die Stadt vom Balkon auf dem Felsen auf der anderen Seite werfen... Aber wenn der Laden geöffnet gewesen wäre, hätte ich natürlich auch eine Tasse Kaffee getrunken." (Ich wollte eigentlich gar nichts trinken, aber ich dachte mir, dass ich unmöglich darum bitten könnte,

die Stadt vom Balkon aus zu sehen, ohne in irgendeiner Weise für dieses Privileg zu bezahlen.)

Das Mädchen betrachtete mich eine Minute lang, als wolle es sich vergewissern, ob ich eine Frau sei, der man einen solchen Vorschlag unterbreiten könne, und sagte dann zu meiner Überraschung: "Aber wenn Sie möchten — wenn Ihnen das nicht zu unangenehm ist — können Sie mit mir in der Küche eine Tasse Kaffee trinken. Ich bin gerade dabei, zu frühstücken."

Der Vorschlag berührte mich zutiefst. Ich folgte dem Mädchen in die Küche; Fidu folgte mir und legte sich mir zu Füßen. Und das Mädchen sprach mit mir, während das Wasser warm wurde.

"Sind Sie zum ersten Mal in Landsberg?", fragte sie.

"Ja, das erste Mal."

"Willst du jemanden im Gefängnis besuchen? Einen Verwandten von dir?"

Ich fühlte mich über alle Maßen geehrt bei dem Gedanken, dass mich jemand für einen Verwandten eines dieser von mir verehrten Märtyrer der Pflicht halten könnte. "Und wer weiß das schon?", dachte ich. "*Vielleicht bin* ich ja mit einigen von ihnen entfernt verwandt. Ich bin zumindest teilweise von Wikingerblut. Wer weiß, ob der wilde Seefahrer, der sich vor tausend Jahren in England niederließ und zum Stammvater der Familie meiner Mutter wurde, nicht Brüder (oder Söhne) hatte, die sich in Schleswig-Holstein oder an der pommerschen Küste niederließen? Auch meine mediterranen Vorfahren waren Männer aus dem Norden, die in den Süden zogen — nur ein wenig weiter südlich und viele Jahrhunderte früher. Das macht eigentlich keinen großen Unterschied." Aber natürlich bezog sich das Mädchen auf eine unendlich engere Beziehung. Ich beantwortete ihre Frage freimütig

"Ich habe keine wirklichen 'Verwandten' unter denen, die nur deshalb in dieses Gefängnis geworfen wurden, weil sie ihre Pflicht treu erfüllt haben, aber ich betrachte sie *alle* als meine Brüder, ja als meine Vorgesetzten."

"*Das tun wir alle"*, antwortete das Mädchen. Und ihre Augen waren voller Freundlichkeit und Vertrauen, als sie mir den Kaffee einschenkte — als wäre ich eine Nachbarin oder eine alte Bekannte. Dann schenkte sie eine weitere Tasse ein (für sich selbst) und schnitt zwei Scheiben Brot ab, die sie mit Butter bestrich. Sie gab mir eine, legte die andere auf einen Teller neben ihre Tasse und holte einen Topf mit Marmelade aus einem Schrank. "Es ist nicht mehr viel drin", sagte sie entschuldigend, "aber wir werden sie aufessen. Es ist Pflaume. Du magst doch Pflaumenmarmelade, nicht wahr?"

Wie ich schon sagte, hatte ich keine Lust zu essen oder zu trinken. Höchstens eine Scheibe trockenes Brot hätte ich essen können. Man kann nicht an einen solchen Ort wie Landsberg kommen, ohne das Gefühl zu haben, dass man fasten sollte. Ich wollte wirklich fasten — im Gedenken an alle meine Kameraden und Vorgesetzten, die gelitten hatten und gestorben waren; im Gedenken an die Jahre des Hungers; und zur Sühne für meine Versäumnisse in

der Vergangenheit: dafür, dass ich in diesen durch und durch schrecklichen Jahren 1945, 1946, 1947 nicht in Deutschland war; dass ich nicht schon 1945 mit den anderen verhaftet worden war. Aber dieses junge deutsche Mädchen, so sympathisch, bot mir von ganzem Herzen das gute Essen an. Sie könnte denken, ich fände es nicht gut genug, wenn ich es nicht essen würde. Also aß ich es und gab dem Hund auch ein Stückchen Brot und Butter und ein Stückchen Zucker, wie sie es selbst tat. Und wir setzten unser Gespräch über die "Festung" und ihre Insassen fort.

"Was denkt man hier in Landsberg über diese ständige Beleidigung Deutschlands?", fragte ich.

"Was wir denken? Ich kann es Ihnen sagen, denn ich weiß, dass Sie auf der richtigen Seite stehen", antwortete sie. "Es gibt keinen einzigen Menschen in Landsberg, der *diese Schweine* — die 'Amis' — nicht hasst und der nicht sehnsüchtig auf den Tag der Rache wartet."

"Ich bin froh, das zu hören", rief ich. "*Ich* warte auf diesen Tag so sehnsüchtig wie jeder andere." Das Mädchen reichte mir die Hand.

"Sagen Sie mir", fuhr ich fort, "wie war die allgemeine Reaktion auf diese letzte öffentliche Gräueltat der 'Amis', ich meine, auf den Mord an den Sieben am 7. Juni vor fast zwei Jahren...“

"Ja, *dieses* Grauen, sechs Jahre nach Kriegsende!", unterbrach das Mädchen. "Wir waren alle so entrüstet, dass wir am liebsten jeden einzelnen der 'Amis' in Stücke gerissen hätten, wenn wir sie in die Finger bekommen hätten. Und die Schweine wussten das, und sie hatten Angst vor uns — Angst vor einem unwiderstehlichen Ausbruch von Massengewalt. Infolgedessen war Landsberg einige Tage lang so voll von Jeeps und "Militärpolizisten", dass man hätte meinen können, die gesamte verfluchte Besatzungsmacht sei hier konzentriert worden. Was konnten wir, unbewaffnet, gegen all das tun? Mit Wut im Herzen sahen wir zu, wie die Zeit verging. Wir hofften immer noch — gegen alle Hoffnung. Wir glaubten nicht an *ihre* 'Menschlichkeit'. Wir wussten, dass das alles Blödsinn ist. Aber wir wagten zu hoffen, dass die Bastarde nicht so dumm sein würden, unseren Hass zu schüren, gerade dann, wenn sie deutsche Soldaten so dringend brauchen. Aber eines Tages erfuhren wir, dass das Unwiederbringliche geschehen war, dass die Sieben zwischen Mitternacht und halb zwei Uhr morgens gehängt worden waren. Das werden wir nie, nie vergessen...!"

"Vergiss nie und verzeihe nie...“betonte ich und wiederholte die letzte Botschaft, die ich an meinen besten Kameraden und Freund am Tag vor meiner Abreise aus Werl vor über drei Jahren gerichtet hatte; die Worte, die ich seit meiner Rückkehr so oft in ganz Deutschland ausgesprochen hatte. Und ich fügte nach einer Pause hinzu, in der ich mich an jene Tage der seelischen Qualen und des aussichtslosen Kampfes erinnerte, dass ich in der Tat "niemals vergessen" würde: Ich habe alles getan, was ich konnte, um das Leben der Sieben zu retten: Ich habe am 2. Februar 1951 an McCloy geschrieben und ihm aufrichtig mein

eigenes Leben an ihrer Stelle angeboten, wie viele andere auch; ich habe am 15. Februar ein Telegramm an Truman geschickt, in dem ich ihm mitteilte, dass es "im Interesse der USA" sei, die Gefangenen zu verschonen; ich habe an den Obersten Gerichtshof in Washington geschrieben. Aber es war alles vergeblich..."

"Sie haben Recht, wenn Sie sagen, dass Sie nicht der Einzige waren", antwortete das Mädchen. "Unter denen, die ihr Leben geopfert haben, war auch ein katholischer Priester, der während der Hitlerzeit interniert war (alles andere als ein Nationalsozialist, während Sie einer *sind*, und zwar ein fanatischer, wenn ich das sagen darf). Hunderttausende haben eine Petition unterschrieben, die an Truman geschickt wurde. Wie Sie sagen: es war alles vergeblich. Aber eines Tages werden die 'Amis' für dieses Verbrechen bezahlen; einen schrecklichen Preis bezahlen...“

"Ich wünschte, sie täten es!", rief ich aus.

Ein oder zwei Minuten lang schwiegen wir, vertieft in unsere Erinnerungen und in die freudige Erwartung der kommenden Nemesis. Dann wandte ich mich noch einmal an das Mädchen: "Es ist erfrischend, *diesen* Geist in dir zu sehen", sagte ich schließlich. "Es gibt einem das Gefühl, dass Deutschland eine Zukunft hat."

"Diesen Geist haben alle hier in Landsberg", antwortete sie, "alle, mit Ausnahme der wenigen Frauen, die mit den 'Amis' gehen und nicht von hier sind, die meisten. Schlampen nenne ich sie, nicht deutsche Mädchen! Niemals! *Ich* würde für kein Geld der Welt mit einem 'Ami' schlafen! Ich würde sie nicht einmal mit einer Zange anfassen! Und mich von einer von ihnen anfassen zu lassen... puh!"

Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck völliger Abscheu an.

Was mich betrifft, so empörte mich der bloße Gedanke an deutsche Mädchen, die ihren Körper an die Folterknechte meiner Kameraden und Vorgesetzten verkauften, so sehr, dass ich in einem Impuls sprach: "*Ich* würde keinen verdammten Anti-Nazi-Mörder mit einer Zange anfassen... es sei denn, die Zange wäre glühend heiß", erklärte ich mit Flammen in den Augen.

Diese Worte waren *keine* rhetorische Übertreibung. Sie drückten unverblümt meine positive körperliche Abscheu vor jedem Menschen aus, der unseren Führer und unseren glorreichen Glauben hasst. Aber ich fragte mich, ob ich nicht doch ein wenig *zu* weit gegangen war und das Mädchen mit der grausamen Andeutung, die meine Rede enthielt, schockiert hatte. Das Mädchen ließ mir jedoch keine Zeit, mich zu wundern. "Gut gesagt", rief sie mit dem unverkennbaren Akzent der uneingeschränkten Zustimmung. Und sie lachte übermütig — nicht im Geringsten "schockiert".

Wir standen auf, und sie führte mich zu dem Balkon, von dem aus ich die Stadt sehen wollte. Sie zeigte auf die "Festung" zwischen den grünen Bäumen am Lech und den weiten grünen Feldern jenseits der Grenzen des bewohnten Gebietes. "*Das* ist das Gefängnis", sagte sie: "Der Ort, an dem die besten Männer

Deutschlands dafür bestraft werden, dass sie ihrem Vaterland bis zum Ende mit aller Kraft gedient haben. Oder besser gesagt, *einer von* mehreren solcher Orte, denn es gibt mehr als einen, wie du weißt. Und was Sie dort sehen, ganz links, ist die Kapelle... denn unsere Verfolger glauben an Gott (oder tun so, als ob sie es täten) und wollen die Seelen der sogenannten 'Kriegsverbrecher' retten. Und neben der Kapelle — zwischen ihr und der eigentlichen Festung — befindet sich der Friedhof, auf dem so viele Märtyrer begraben sind... Sie können die Kapelle und den Friedhof besuchen. Aber das Gefängnis kann man nur mit einer Sondergenehmigung der 'Amis' besuchen. Und ich weiß, dass du sie genauso wenig um eine solche Erlaubnis bitten würdest wie ich selbst."

"I? Ich glaube nicht! Ich könnte mir so etwas nicht träumen lassen", unterbrach ich. "Alles, was ich will — alles, weswegen ich hierher gekommen bin — ist, den Tag irgendwo in der Nähe der Festung zu verbringen und an den zu denken, der dort vor dreißig Jahren interniert war, und an diejenigen, die jetzt aus Liebe zu Deutschland und zu *ihm* gefangen sind."

"Ich verstehe Sie."

Wir kamen zurück in die Küche, wo ich meine Handtasche auf dem Tisch abgestellt hatte. Bevor ich wegging, fragte ich das Mädchen, was ich ihr für mein Frühstück schuldete.

"Nichts", antwortete sie. "Du bist einer von uns, du bist auf einer Pilgerreise hierher gekommen".

"*Ja,* zweifellos", antwortete ich. "Aber wir müssen alle leben." Aber sie bestand darauf, nicht bezahlt zu werden. Unauffällig legte ich eine Ein-Mark-Münze unter einen Stapel Zeitungen auf den Tisch. Dann hob ich die Hand, schaute das Mädchen aufmerksam an und sprach mit leiser Stimme den Gruß unseres gemeinsamen Glaubens aus: "Heil Hitler!"

"Heil Hitler", sagte sie ihrerseits und wiederholte die gute alte rituelle Geste mit dem ganzen Ernst ihres Herzens.

Blitzartig stellte ich mir meine Vorgesetzten in den verschiedenen Arbeitsräumen des Gefängnisses vor, die mit den verschiedenen tristen täglichen Aufgaben beschäftigt waren, die in den letzten acht Jahren zu ihren Aufgaben gehört hatten. "Meine Brüder, meine Lieben... Wenn ihr uns doch nur *sehen könntet*; wenn ihr uns doch nur spüren könntet — und wüsstet, dass ihr nicht allein seid", dachte ich, und meine Augen waren voller Tränen.

Nachdenklich ging ich den Hang hinunter, zurück zum Lech und über die Brücke zurück zum linken Ufer, an dem "die Festung" steht. Ich wandte mich nach rechts und folgte der Straße, die am Wasser entlangführte — eine schöne Straße mit Häusern, Gärten und Bäumen auf der einen Seite und Bäumen, Sträuchern und blühendem Gras auf der anderen Seite. Ich brauchte nicht nach

dem Weg zu fragen: Ich spürte — ich war mir sicher. dass diese Straße zur Festung führte.

Die Sonne war noch nicht heiß, aber schon hell; der Himmel war unverändert blau. In der Tat hatte ich keinen einzigen Regentag erlebt, seit ich Athen verlassen hatte. Es sah aus wie eine besondere Gunst der himmlischen Mächte. Oder war der deutsche Frühling immer so schön?

Ich erinnerte mich an die Wiesen voller Butterblumen und die blühenden Obstbäume, die ich am letzten Tag meines Prozesses vor mehr als vier Jahren auf dem Weg von Werl nach Düsseldorf und dann wieder von Düsseldorf nach Werl bewundert hatte. Ich erinnerte mich daran, wie mich der Gedanke, drei lange Jahre von der sonnenbeschienenen Welt abgeschnitten zu sein, keinen Baum zu sehen, eine Zeit lang bedrückt hatte. Und ich dachte an all meine Kameraden, die immer noch hinter Gittern saßen — hier in Landsberg und auch in Werl und in Wittlich und in Spandau und in tausend anderen Gefängnissen und Konzentrationslagern in und außerhalb Deutschlands, in und außerhalb Europas. Ich erinnerte mich an meine Freundin Hertha Ehlert und die anderen Kameraden, von denen ich wusste, dass sie bis zu diesem Tag in Werl waren, — wie lange noch? Und ich fühlte mich klein — so klein; so unbedeutend, so wertlos, verglichen mit ihnen, der wahren eisernen Elite; meinen Brüdern und Schwestern im Glauben, *die sich bewährt haben* und sich als würdig erwiesen haben. "*Sie* haben gelitten, nicht ich. Bevor sie die Tortur der Gefangenschaft durchmachten, haben sie, die meisten von ihnen, die Tortur der *physischen* Folter durchgemacht, von der ich keine Erfahrung habe. Sie haben unserem Führer unendlich viel mehr gegeben als ich — leider!" Ich dachte weiter. Und ich bewunderte sie. Und ich beneidete sie. Und ich hasste die britischen Behörden (die sich mit meinem Fall befasst hatten) dafür, dass sie mir den Ruhm des Märtyrertums verwehrten — ja, mir sogar die Möglichkeit verwehrten, auf die Probe gestellt zu werden.

Ich lauschte den Vögeln, die in den Büschen und Bäumen am Fluss zwitscherten. Ich war *damals* (auf dem Rückweg von meiner Verhandlung) eine Zeit lang deprimiert über die Vorstellung, dass ich sie drei Jahre lang nicht hören würde. Und doch war ich nur ein paar Monate im Gefängnis geblieben. Und wie schnell waren diese Monate vergangen, in denen ich mit stillschweigendem Einverständnis des deutschen Gefängnispersonals an meinem *Gold im Ofen* geschrieben hatte! Aber *sie* — meine Kameraden — waren noch da, noch in Werl, noch in Landsberg oder anderswo. Wann würden *sie* wieder im Gras sitzen und dem Gesang der Vögel lauschen können? Und die Sonne durch die mit grünen Blättern oder rosa Blüten bedeckten Zweige sehen?

Ein hübsches blondes Kind kam aus einem der Häuser auf der linken Seite der Straße, durchquerte den Garten, trat heraus und kam mir auf dem Fußweg entgegen. Bei seinem Anblick erinnerte ich mich an das, was der Führer so oft gesagt hat, nämlich dass ein deutsches Kind das schönste Wesen ist, das die Natur

hervorgebracht hat, das Meisterwerk der schöpferischen Kunst des Lebens. Und ich dachte: "Wie recht er hat!"

Der kleine Junge trug einen Welpen auf dem Arm; er trug ihn vorsichtig, wie jemand, der es gewohnt ist, mit Tieren umzugehen, und der weiß, wie man sie hält, damit sie sich wohl fühlen. Er bemerkte, dass ich ihm und seinem Tier Aufmerksamkeit schenkte, und sprach zu mir: "Ich bringe ihn zu Tante Emmy", sagte er und meinte damit wahrscheinlich eine Nachbarin. "Er gehört ihr. Ich habe ihn mitgenommen, um ihm etwas Milch zu geben. Aber Mami sagt, ich muss ihn zurückbringen, weil Tante Emmy ihn haben will." Ich streichelte sowohl das weiche, seidige, weiß-blonde Haar des Kindes als auch das weiche, flauschige Fell des jungen Hundes. "Wie heißt du denn?" fragte ich den kleinen Jungen.

"Helmut."

"Ein schöner Name. Und wie alt bist du?"

"Vier Jahre alt."

"Eines der Kinder von Dr. Goebbels hieß auch Helmut", dachte ich. Und ich erinnerte mich an die tragischen Worte, die Magda Goebbels kurz vor ihrem Selbstmord und dem ihrer ganzen Familie geäußert haben soll: "Wenn das Dritte Reich aufhört zu existieren, haben meine sechs Kinder keinen Platz auf dieser Erde...“ Dieser Helmut wurde vier Jahre nach dem Tod des anderen geboren. Er würde die Wiederauferstehung des Dritten Reiches erleben und den Führer lieben lernen — den Führer Deutschlands für immer. Er würde in den neuen Paraden marschieren, nach dem Tag der Rache. In der Zwischenzeit ging er im Schatten der Bäume spazieren und hielt den Welpen in seinem linken Arm, während er ihn mit seiner rechten Hand sanft streichelte.

"Mein geliebter Führer, wie recht, wie absolut recht haben Sie!" dachte ich zum millionsten Male, als ich über jene angeborene Freundlichkeit gegenüber den Lebewesen nachdachte, die, beredter als alles andere, meiner Meinung nach die natürliche Überlegenheit der germanischen Rasse verkündet. Ich könnte mir leicht vorstellen, dass ein skandinavisches Kind, ein englisches Kind und vielleicht *einige* französische Kinder — wenn auch sicher nicht alle, nein, vielleicht nicht die meisten — sich in gleicher Weise verhalten, aber (von seltenen Ausnahmen abgesehen) kein Kind aus Südeuropa oder aus dem Nahen oder Mittleren Osten. "Spontane Freundlichkeit gegenüber Geschöpfen ist ebenso ein Zeichen arischer Blutsreinheit wie eine wohlgeformte Nase oder Ohren auf der richtigen Linie usw.", schloss ich. "Sie unterscheidet den Arier, der es verdient, dem Großdeutschen Reich anzugehören — den Nordeuropäer — von der weniger reinen Sorte." Und ich erinnerte mich mit Genugtuung daran, dass ich mich von frühester Kindheit an in dieser Hinsicht zu den privilegierten Ariern gezählt hatte.

Ich war in solche Überlegungen vertieft, als plötzlich vor mir, auf der gegenüberliegenden Seite einer breiteren Straße, in die die Straße, der ich folgte, mündete, der Haupteingang des Landsberger Gefängnisses erschien.

Der Eingang als solcher war — auf den ersten Blick — weniger abschreckend als der, an den ich mich so gut erinnerte, in Werl. Es gab einen Garten mit gepflegtem, smaragdgrünem Rasen und ordentlich geschnittenen Blumenbeeten und Bäumen davor. Und die Tür sah neu aus und war poliert. Und ich konnte mir leicht vorstellen, wie luxuriös die Büros und Privatquartiere des Gouverneurs und des Oberaufsehers aussahen: Amerikanischer Luxus, der selbst die Briten weit hinter sich lässt. Soweit ich wusste, waren die Aufenthaltsräume der Gefangenen und ihre Zellen selbst möglicherweise komfortabler als die in Werl oder Wittlich — oder Stein — zumindest *jetzt*, wo die Herren des Ortes mehr und mehr erkennen, wie sehr sie die Mitarbeit derer brauchen, gegen die sie einst ihren finsteren "Kreuzzug nach Europa" führten; die Amerikaner glauben, sie können jeden — sogar uns! — mit gutem Essen und Komfort kaufen. (Unsere anderen Verfolger sind oft dumm genug, dasselbe zu glauben... bis wir unsere Chance bekommen [endlich!] und ihnen die Dummheit mit einem meisterhaften Schlag auf den Kopf austreiben.)

Aber all diese luxuriöse Fassade machte *mir* nur noch stärker das Grauen — und die Heiligkeit — dieses doppelt berühmten Ortes der Finsternis, des Todes und des Ruhms bewusst. Ich wusste, dass nur wenige Meter jenseits dieser Rasenflächen und Blumenbeete *irgendwo* über dreihundert meiner Glaubensbrüder zwischen 1945 und 1951 für unseren Führer gestorben waren, und zwar durch die Hand dieser amerikanischen Bastarde, die an Geld glaubten. Und mich schauderte bei der Erinnerung daran. Und hier, hinter diesen hohen Mauern, *irgendwo* — in einer wohlbekannten Zelle, die ich dieses Mal nicht sehen würde — war Adolf Hitler selbst 1923-24 etwa ein Jahr lang interniert gewesen und hatte sein unsterbliches *Mein Kampf*, *unser* Buch für alle Zeiten, geschrieben. Hier hatten dreizehn seiner besten frühen Anhänger (unter ihnen Rudolf Hess, der jetzt in Spandau interniert ist) seine Gefangenschaft geteilt. Hier sind bis zum heutigen Tag Hunderte von Menschen inhaftiert, die in unerschütterlicher Treue zu ihm und seinem Traum von einem neuen Deutschland lebten und leben, weil sie ihre Pflicht gründlich und bis zum Ende erfüllt haben, wie es sich gehört. Eines Tages, dachte ich, — hoffte ich, — werden Männer und Frauen arischen Blutes kommen und diesen Ort besuchen, wie die Christen das Mamertinische Gefängnis in Rom, und unserer Märtyrer in ehrfürchtiger Dankbarkeit gedenken.

Als ich am Rande der Straße stehen blieb, sah ich mir das Gefängnis an. Ich konnte den Garten nicht betreten: beide Gassen, die durch ihn führten, wurden von bewaffneten Wachen bewacht. Und vor der einen hielt ein "Jeep" an. (Die andere war durch Schotterhaufen blockiert, da die Straße gerade repariert wurde). Und zwei weitere "Jeeps" — Militärpolizei — hielten in der Nähe des gegenüberliegenden Fußwegs, direkt hinter mir. Ich hatte in der Tat noch nie ein so gut bewachtes Gefängnis gesehen wie dieses. Es sah genau so aus, als ob die

Amerikaner Angst hätten; als ob sie die Wogen des Hasses *spürten*, die sie hier in Landsberg vielleicht noch wilder umgaben als an jedem anderen Ort in Deutschland; als ob sie sich bewusst waren, dass sie sich in einem feindlichen Land befanden — feindlich trotz all ihrer Bemühungen, die Deutschen zu einem Bündnis mit ihnen zu bestechen — und erkannten, dass die Gefahr, auch wenn sie nicht offensichtlich ist, sie bald von allen Seiten bedrohen würde.

Wahrscheinlich *hätte* ich (wie mir das junge Mädchen, mit dem ich in dem Café auf der Anhöhe gesprochen hatte, gesagt hatte) eine Genehmigung für den Besuch des Gefängnisses erhalten können: niemand kannte mich unter meinem Mädchennamen, dem Namen in meinem Pass; und es gab keinen Grund, warum die Amerikaner einer Ausländerin, die einem ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Protektorate im Nahen Osten angehörte, eine solche Gunst verweigern sollten. Ich erinnerte mich an die Besucher, die gelegentlich im "Frauen Haus" in Werl herumspazierten, in Begleitung des britischen Gouverneurs des Gefängnisses, seines Assistenten (damals Mr. Watts), des deutschen Dolmetschers und der "Frau Oberin". Es ist durchaus möglich, dass ich in ähnlicher Weise von den amerikanischen Gouverneuren — Thomas Graham oder wie hieß er noch? — durch das Landsberger Gefängnis begleitet und zu den "historisch interessanten Orten" geführt worden wäre: Adolf Hitlers Zelle und die Hinrichtungsstätte für die so genannten "Kriegsverbrecher". Aus verwaltungstechnischer Sicht hätte ich das tun können. Aber in Wirklichkeit, *so wie ich bin, hätte ich das nie gekonnt*. Ich wäre lieber gestorben, als von meinen gefangenen Brüdern, von meinen Vorgesetzten, in der Gesellschaft unserer Verfolger gesehen zu werden; als sie zu sehen, ohne ihnen zu sagen, wie sehr ich sie verehre; als ihre stumme Verachtung zu ertragen — die Verachtung des gefangenen Löwen für die hässlichen Untermenschen, die um seinen Käfig herum grinsen — ohne ihnen zuzurufen: "Meine Kameraden, haltet mich nicht für einen 'Touristen', der gekommen ist, um zu sehen, wie 'Kriegsverbrecher' aussehen, oder für einen beleidigenden Narren, der gekommen ist, um euch zu bemitleiden! Nein! Nein! Ich bin aus der Welt der Freien gekommen, um euch, die ihr acht Jahre lang aus Liebe zu unserem gemeinsamen nationalsozialistischen Glauben gefangen gehalten wurdet, zu sagen: "Hoffnung, unser Tag rückt näher. Jede Sekunde, die vergeht, bringt euch nicht nur der lang ersehnten Freiheit, sondern auch der zurückeroberten Macht näher!"

Wenn ich ihnen *das* nicht sagen durfte, wozu war dann der Besuch im Gefängnis gut? Eines Tages — wenn dieses nicht mehr in den Händen unserer Verfolger ist — würden mich meine Kameraden zu der Zelle führen, in der Adolf Hitler *Mein Kampf* schrieb, und auch zum Ort des Märtyrertodes, und mit mir Schweigen halten zum Gedenken an die Gefangenschaft unseres Führers und an das Opfer seiner Getreuen. In der Zwischenzeit — so dachte ich — werde ich auf dem Gelände umhergehen, die Außenmauern der Festung sehen und an diejenigen denken, die drinnen auf den Anbruch unseres Tages warten.

Ich drehte mich nach rechts und ging weiter.

Entlang der Straße, ganz in der Nähe des Gefängnisses, stehen die Häuser, in denen die Amerikaner leben, die mit dem Gefängnisdienst verbunden sind: Häuser, die neu gebaut aussehen, mit Gärten. Ich sah Kinder in diesen Gärten spielen — Kinder, die sich vom Aussehen her nicht von deutschen Kindern unterscheiden, viele von ihnen: Nordische Kinder. Aber ihre Eltern waren "Amerikaner". Und sie gingen in amerikanische Schulen und lernten, unseren Führer und alles, wofür wir stehen, zu hassen und die ganze Verantwortung für diesen Krieg dem nationalsozialistischen Deutschland zuzuschieben. Und die meisten von ihnen würden dies ganz selbstverständlich tun, ohne jemals die Richtigkeit der Tatsachen oder die Richtigkeit der ihnen vorgetragenen Grundsätze in Frage zu stellen, denn Kinder sind im Allgemeinen nicht ich — keine leidenschaftlichen Sucher nach Beständigkeit, wie ich es als Kind war — und glauben, was ihre Geschichtsbücher und die Erwachsenen ihnen erzählen. Und doch waren unter diesen Kleinen Nachkommen von Deutschen, die einst in die USA eingewandert waren — deutsche Kinder, von Geburt an. Einmal mehr erinnerte ich mich an das griechische Kind, das in den USA geboren war und das ich Jahre zuvor kennengelernt hatte — der kleine Junge, der ein Amerikaner *sein wollte*. "Verfluchte U.S.A., Mörder der Nationen", dachte ich, "Mörder jener *wirklichen* kollektiven Seelen, die untrennbar mit Blut und Boden verbunden sind und durch die allein der Mensch sich zum Bewusstsein der lebendigen Göttlichkeit erheben kann — zur *Erfahrung* seiner eigenen Größe in und trotz seiner persönlichen Unbedeutsamkeit. Mögen Sie und Ihre demokratischen 'Werte' und Ihr verlogenes 'Weltgewissen' für immer von der Oberfläche dieser Erde verschwinden!" Ich wünschte mir sehnlichst, dass diese Kinder, sofern sie nordischen Blutes sind, eines Tages ihre falsche Erziehung verfluchen, ihre dummen, leichtgläubigen Eltern verachten, die tiefere natürliche Verbindung anerkennen, die sie trotz allem mit uns verbindet, und ihre Treue zu einem zukünftigen weltweiten arischen Reich unter der Führung Deutschlands verkünden würden. Und ich ging weiter.

Ich wandte mich nach links und folgte der äußeren Umzäunung des Gefängnisses: eine lange, lange weiß getünchte Mauer, über der mehrere Reihen Stacheldraht verliefen, von denen ich wusste, dass sie unter Strom standen, und an deren beiden Enden ein quadratischer Wachturm zu sehen war, der von einem bewaffneten amerikanischen Wachposten besetzt war. Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus (auf der ich mich befand) konnte man sehen, dass diese Umzäunung in einer ziemlich großen Entfernung von einer zweiten Umzäunung getrennt war, hinter der die roten Dächer und ein Teil der grauen Mauern der eigentlichen Gefängnisgebäude hervortraten. Ich wälzte mich im Gras und zählte die Strebepfeiler, die in regelmäßigen Abständen gegen diese innere

Einfriedung zu sehen waren. Es waren dreiundfünfzig, wenn ich richtig gezählt habe.

Ich ging an einem hübschen Haus vorbei, das von einem Blumengarten umgeben war. Auf der Veranda gegenüber dem Garten saß ein Mann an einem Tisch, der offenbar eine Erfrischung zu sich nahm. "Noch einer dieser verflixten 'Amis' — eine Plage für sie alle!", dachte ich. Der Anblick eines englischen Bungalows in Indien hatte mir noch nie gefallen. Die Engländer mögen insgesamt auf einer höheren rassischen Ebene stehen als die riesigen nicht-arischen Massen Indiens. Aber ihr Christentum, selbst wenn sie nicht versuchten, es zu verbreiten (und erst recht, wenn sie es taten), machte sie unwürdig, selbst diese nichtarischen Massen auszubeuten: Es machte sie in dem Maße, wie sie es taten, scheinheilig. Und die arischen Kasten Indiens, die der jahrhundertealten Lehre von der Harmonie innerhalb der gottgewollten Rassenhierarchie treu geblieben sind, waren in meinen Augen bei weitem würdiger als sie, das Land zu besitzen und seine Reichtümer zu genießen. Aber die Amis in Deutschland so leben zu sehen, wie es die Engländer einst in Indien taten, ist zu viel — vor allem, wenn ihr verfluchter "Bungalow" nur ein paar Meter von der Außenumzäunung des Landsberger Gefängnisses entfernt ist; darüber blickend, um zu sagen! — ein schockierendes Zeichen von unverdientem Luxus und Macht, eine Beleidigung für diejenigen, die für die Liebe zu den *wahren* Werten des Lebens in den Zellen und Werkstätten der berühmten Festung leiden.

Ich erreichte den zweiten Eckturm, auf dessen Spitze eine weitere Wache stand, und wandte mich erneut nach links. Ich befand mich nun zwischen der äußeren Gefängnismauer — die immer weiter und weiter verlief und viele parallele Stacheldrahtreihen aufwies — und einer riesigen Grasfläche. Zu meiner Linken, viel weiter von der Außenmauer entfernt als früher, konnte ich die gesamte Ansammlung von Gefängnisgebäuden innerhalb der engeren Umzäunung sehen, ich konnte die Kapelle am anderen Ende der Umzäunung sehen — zu meiner Rechten, als ich meinen Rücken dem grünen Horizont zuwandte und die Festung von hinten betrachtete. Gerade weil diese nun weiter von der Mauer entfernt war, die vor mir stand, konnte ich sie besser sehen, auch wenn mein schlechtes Sehvermögen es mir nicht erlaubte, die einzelnen Teile zu erkennen. Aber das machte nichts. Ich war nicht gekommen, um den Ort zu studieren. Ich war gekommen, um durch die geheimnisvollen Wellen intensiver Gedanken und intensiver Liebe so vollkommen wie möglich mit denen zu kommunizieren, die ich bewundere — die ich verehre. Der Anblick der Umgebung konzentrierte mein ganzes Bewusstsein ausschließlich auf *sie*.

Ich sah mich um... Die große Wiese, an deren Rand ich stand, erstreckte sich endlos... Der Wind ließ Wellen auf ihrer Oberfläche erscheinen, wie auf der eines riesigen grünen Sees, und manchmal auch Wellen. Dunkle Wälder

begrenzten ihn in der Ferne. Ich saß in dem dichten, weichen, frischen, duftenden Gras voller Gänseblümchen und Butterblumen, Blauglöckchen und Veilchen unter dem strahlend blauen Himmel und blickte auf das Gefängnis jenseits der Mauer und die aufeinanderfolgenden Reihen von Stacheldraht.

"Warum bin *ich* frei und sitze hier, während *ihr* noch da seid, hinter Gittern, meine Glaubensbrüder, meine Vorgesetzten?" dachte ich. "Warum haben geheimnisvolle ferne Einflüsse — Einflüsse von einem anderen Kontinent — zu meinen Gunsten eingegriffen und die schweren Gefängnistüren weit vor mir aufgeschlagen, während ihr und unsere Kameraden in Werl und an hundert anderen Orten gefangen bleiben?" Und wieder einmal fühlte ich mich klein. Ich fühlte mich schuldig, weil ich frei war, obwohl ich nichts getan hatte, um meine Entlassung aus Werl zu erreichen, was mir immer ein vollkommenes Rätsel war — und bis heute ist. Ich fühlte, dass ich nie genug für jeden einzelnen meiner verfolgten Kameraden tun konnte.

Der Klang einer Sirene durchbrach plötzlich die göttliche Stille der Felder. Und ich erschauderte. Es war genau wie bei den Sirenen in Werl. Es weckte in mir unauslöschliche Erinnerungen. "Zeit, eine Viertelstunde über den Hof zu gehen — das nennt man 'die freie *Stunde*'", dachte ich. Oder war es nicht vielmehr Zeit für das Mittagessen? Im riesigen blauen Gewölbe des Himmels war die Sonne, die jetzt richtig heiß war, noch nicht ganz über meinem Kopf: Es war noch nicht zwölf. Aber ich erinnerte mich, dass in Werl das Mittagessen *vor* zwölf serviert wurde. Und ich konnte nicht erkennen, ob es halb zehn oder halb elf war. Es war auch nicht wichtig. Ob sie nun "Freizeit" oder "Mittagessen" oder sonst etwas ankündigte, die Sirene bedeutete Routine. Sie bedeutete Tristesse, die unaussprechliche Tristesse des Gefängnislebens: Aufwachen und Waschen (in einem bloßen Wasserkrug), zur Arbeit gehen; eine Dose "*Mook-Fook*" und eine Scheibe Brot essen; wieder zur Arbeit gehen; zu zweit in einer Reihe auf den Hof gehen und eine Viertelstunde lang im Kreis herumlaufen, wieder zur Arbeit gehen; Mittagessen; wieder zur Arbeit gehen; in einer Reihe auf denselben Hof gehen und wieder eine Viertelstunde lang zurückkommen; wieder zur Arbeit gehen; Abendbrot essen; und — endlich! — das Recht, das Eisenbett, das tagsüber an der Zellenwand befestigt ist, herunterzuholen und sich darauf zu legen — ob zum Schlafen oder um über die Vergangenheit nachzudenken und Pläne für die Zukunft zu schmieden, ist den Gefängnisbehörden egal. Und für die Männer hinter diesen Mauern dauerte *das* schon acht Jahre. Wie lange würde es noch dauern?

Eine Zeit lang lag ich auf dem Bauch im Gras. Das Gras war frisch, lebendig. Und darunter konnte ich die Frische und Kraft der lebendigen Erde spüren. Ich dachte an diese Erde, an diesen *Boden*, der Deutschland ist. Sie erstreckte sich über Hunderte von Kilometern um mich herum, in all ihrer unbesiegbaren Schönheit, die unermüdlich ihr Moos und ihre Gänseblümchen, ihr Gras und ihre Sträucher und ihre jungen Eichen aus ihrem verwundeten Schoß

hervorbrachte, und die bei der heiligen Berührung der Sonne sechs Jahre der Folter unter den Phosphorbomben, Jahrhunderte der Verwüstung unter allen Arten von Folterwerkzeugen vergaß. Und ich war mir dessen unter mir bewusst. Ich lag in seiner Umarmung. Ein geheimnisvolles, allmächtiges, fast körperliches Band, wie es noch nie zwischen ihm und einem Fremden bestanden hatte, — eine liebende Zärtlichkeit, die ich in der Tiefe meines Wesens empfand — verband mich mit ihm, für immer. Für dieses Land hatten meine geliebten Kameraden das Martyrium und den Tod auf sich genommen. Um dieses Landes willen saßen diejenigen, mit denen ich hierher gekommen war, um mit ihnen zu verkehren, noch immer hinter diesen Mauern, nur etwa hundert Meter von dem Ort entfernt, an dem ich lag, und lebten Tag für Tag, Monat für Monat, acht lange Jahre lang, im tristen Rhythmus der Gefängnisroutine, und trotz allem waren sie glücklich darüber — tausendmal glücklicher als die Verräter, die jetzt in hoher Position waren. Um dieses Landes willen hatte unser Führer selbst die Qualen des Jahres 1945 und... vielleicht der folgenden Jahre erlitten.

Ich erinnerte mich an den Text des schönen Liedes:

Deutschland, heiliges Wort, Du voller Unendlichkeit.
Über die Zeiten fort, seist Du gegebenedeit.... !

"*Du volle Unendlichkeit*", wiederholte ich in meinem Herzen, "Du, der Du die Unendlichkeit in Dir trägst, Du, durch den die natürliche Aristokratie meiner Rasse das Bewusstsein ihres ewigen Selbst, ihrer kollektiven Göttlichkeit erlangt!" Und ich zog ein Gänseblümchen an meine Lippen, zärtlich, ehrfürchtig, ohne es von der mütterlichen Erde zu reißen, vollzog ich den Ritus der Liebe — den höchsten religiösen Ritus — und küsste sein frisches, goldenes Herz. Ich dachte an die anderen ebenso schönen, aber unermesslich bewussteren Wesen, Saft und Substanz desselben heiligen Bodens: meine deutschen Kameraden und ihre Kinder. Alle Länder bringen Gras und Blumen hervor. Und die zarten weißen Blütenblätter sind überall gleich schön. Aber nicht alle Länder gebären solche Menschen, deren hingebungsvolles Leben in all seiner intelligenten und organisierten Tätigkeit so rein und schön bleibt wie die unschuldigen Gänseblümchen und zugleich so tief in der lebendigen Erde verwurzelt wie sie. Die Tatsache, dass es solche Männer und Frauen trägt, macht dieses Land heilig. Und das Band der Kameradschaft, das mich trotz allem zu einem von ihnen macht (er ist es am wenigsten), hat zwischen diesem deutschen Boden und mir — fühlte ich — eine mystische Abstammung geschaffen und auch mich zu einem Teil von ihm gemacht.

Es musste inzwischen Mittag sein. Die Sonne brannte. Der wolkenlose Himmel über mir war ein Abgrund aus flirrender Hitze und Licht, den der glühende Orb, der zu hell war, um sich ihm zu stellen, von einem Horizont zum anderen mit seinem Glanz erfüllte: von den Wäldern in der Ferne bis zu der

unregelmäßigen Reihe von Gefängnisgebäuden jenseits der langen weißen Mauer. Wie aus dem Nichts tauchte ein Vogelschwarm auf und segelte über die Tiefe des Lichts. Weit, weit weg über der düsteren Festung, in der ätherischen Freiheit des spurlosen Raums, leuchteten und schlugen silberne Flügel, bis sie bald nur noch als helle Flecken erschienen und schließlich in der strahlend blauen Unendlichkeit verschwanden.

Aus dem Gefängnis ertönte erneut der scharfe Klang einer Sirene. Und wieder erschauderte ich. Tränen stiegen mir in die Augen, und mein Mund bebte. Ich dachte an meine Kameraden und Vorgesetzten, hier, in Spandau, in Werl, in Wittlich, in Stein, in Breda, in Fresnes, im fernen Russland und Sibirien, wo immer sie auch sein mochten. Wie lange würden sie noch gefangen bleiben müssen? Und was hatten sie getan, außer treu und selbstlos für unsere gemeinsamen Ideale zu leben, für unseren Führer und für die von ihm verkündete Wahrheit, für das Großreich unserer gemeinsamen Träume?

Ich setzte mich auf und blickte zum Himmel, in den die freien Vögel verschwunden waren, und betete zu dem Unbekannten und Unaussprechlichen — zu Ihm, der hinter dem Schleier der sichtbaren Existenz steht: "Öffne die Tore der Finsternis, Herr, der du im flammenden Reichsapfel leuchtest, allmächtiger Rächer, unsere einzige Hoffnung! Befreie *sie*: die, die jetzt auf den Ruf der Sirene die Arbeitsräume verlassen, um Essen zu holen oder zu zweit über den Hof zu gehen; die, die in allen Gefängnissen unserer Verfolger in und außerhalb Deutschlands unter ähnlichen Bedingungen leben, während die sonnenbeschienene Welt lebt und singt, während Vögel über den Dächern ihrer Zellen am Himmel fliegen! Oh, befreit sie, — und gebt ihnen die Macht zurück, die sie verdienen!"

Ich erinnerte mich an die Worte, die ich selbst so oft geäußert und geschrieben hatte, während, nach und sogar vor dem Krieg — seit dem Zeitpunkt, als der internationale Jude seinen weltweiten Gräuelfeldzug gegen das neue Deutschland begonnen hatte: "Ich halte mich persönlich verantwortlich — *moralisch* verantwortlich — für alles, was im Namen und im höchsten Interesse des Dritten Reiches und damit der arischen Rasse getan worden ist, getan wird oder getan werden wird." (In der Tat halte ich jeden wahrhaftig an eine *Weltanschauung* Glaubenden für moralisch verantwortlich für alles, was für den Triumph seines oder ihres Glaubens getan wurde, wird oder werden wird, d.h. für die Verwirklichung dessen, was er oder sie — so sollte man annehmen — im Leben am meisten will; und das selbst dann, wenn es "falsch", d.h. vom praktischen Standpunkt aus gesehen, nutzlos oder schädlich für die Sache des bekennenden Glaubens ist.) Und ich erinnerte mich an meine Entlassung. Und wieder einmal wurde mir mit schmerzlicher Deutlichkeit bewusst, dass *ich* frei

war, während so viele meiner Kameraden und Vorgesetzten es nicht waren. Und ich fühlte mich demütig, wie ich es immer bei einem solchen Gedanken tue.

Ja; frei, hier zu bleiben, im Gras sitzend, oder aufzustehen und wegzugehen; frei, ein Blatt Briefpapier aus meiner Handtasche zu nehmen und zu schreiben, was mir gefiel, ohne dass es (meines Wissens) kontrolliert wurde — zumindest ohne dass ich es an unmöglichen Stellen verstecken musste, damit es *nicht* kontrolliert wurde: frei, in ein Geschäft zu gehen und neues Papier zu kaufen, wenn dieses fertig war, ohne nach mehr *fragen zu müssen* (und, wie in Werl, vierzehn Tage warten zu müssen, bevor ich es bekommen konnte); frei, nach München zurückzugehen oder einen weiteren Tag hier zu bleiben: frei, einen Brief abzuschicken oder nicht abzuschicken: frei, eine Tasse Kaffee zu trinken, wann immer ich wollte.... während *sie* immer noch durch all die Hindernisse behindert wurden, die das Leben eines Gefangenen zu einem Elend machen. Und warum? Was hatten sie getan, das ich nicht von ganzem Herzen guthieß, wie alle wissen, die meinen Worten Glauben schenken oder die aufrichtigsten Worte lesen wollen, die ich geschrieben habe? Was hatten sie getan, das ich nicht selbst gern getan hätte, wenn ich unter ähnlichen Umständen und mit ähnlichen Kräften ausgestattet gewesen wäre? In der Tat war *ich* möglicherweise mit den Befehlen, die sie befolgt hatten, gründlicher einverstanden als viele von ihnen selbst; und zweifellos so antidemokratisch und antichristlich, wie die Radikalsten unter ihnen nur sein konnten. Die demokratischen Behörden waren in der Tat dumm, *mich* freizulassen, während sie sie im Gefängnis hielten!

So dachte ich nach. Und ich fühlte mich klein vor all jenen, die bis heute aus Liebe zu meinen — zu *unseren* — Idealen in Gefangenschaft bleiben. "Alles, was ich jetzt noch tun kann, ist, das unverdiente Privileg der Freiheit, das mir die Götter geschenkt haben, bis zum Äußersten zu rechtfertigen", dachte ich. "Möge jede Minute meines Lebens von der Größe unseres Führers zeugen! Mögen meine Gedanken, mein Reden, mein Handeln, meine Schriften niemals aufhören, der lebendige Tribut eines Ariers an ihn und an sein Deutschland zu sein!"

Und ich war froh zu spüren, dass ich zumindest bisher meine Freiheit in den Dienst der Wahrheit Adolf Hitlers gestellt hatte, unter Ausschluss von allem anderen.

Eine weitere Sirene ertönte — ein weiterer Meilenstein im tristen Tagesablauf. "Wahrscheinlich Freizeit", mutmaßte ich, denn es war schon lange nach der Mittagspause.

Freizeit; dann wieder Arbeit; dann Abendbrot... Die hoffnungslose Abfolge von Beschäftigungen setzte sich fort, wie am Tag zuvor und am Tag davor und am Tag davor und so weiter, bis zu *jenem* düsteren Tag — jetzt ist es fast acht Jahre her. an dem unsere Kameraden in die Gefangenschaft geführt wurden; so

würde es jeden Tag weitergehen, bis der letzte Tag — der Tag ihrer Befreiung — anbrechen würde. Wann? Wann?

Sie lebten — und leben heute noch — abgeschnitten vom Strom der Zeit, ohne die Möglichkeit, die Vergangenheit, die sie kannten, mit der Zukunft zu verbinden, an die sie trotz allem glaubten. Ohne Nachrichten aus der Welt der Freien; ohne Berichte darüber, welchen Boden die unzerstörbare nationalsozialistische Idee in beiden Hälften des geteilten Deutschlands gewinnt; ohne Berichte über die zunehmende Spannung zwischen den beiden Hälften des geteilten feindlichen Lagers; ohne Nachrichten über den Fortschritt der Kräfte, die in allen Ländern unablässig für uns arbeiten.

Aber diese Kräfte sind dennoch am Werk. Und das feindliche Lager ist dennoch endgültig entzwei gebrochen. Und aus der wachsenden weltweiten Unzufriedenheit heraus sucht langsam, aber stetig eine immense Sehnsucht nach einer Ordnung der Gerechtigkeit in Ehren, die keine andere ist als *unsere* Neue Weltordnung, in den Herzen von Millionen ihren Ausdruck. Und die unerbittliche Nemesis — das mathematische Gesetz von Aktion und Reaktion — bohrt langsam, aber stetig die gegensätzlichen Lager für ihren endgültigen Zusammenstoß und ihre gemeinsame Vernichtung, so dass für jeden einzelnen unserer Märtyrer eine Million derer, die uns hassten, sterben sollten.

Meine Brüder, meine Vorgesetzten hier in Landsberg und in Spandau, in Werl, in Wittlich, in den Lagern des Urals und Sibiriens, wo auch immer unsere Feinde euch noch festhalten, ihr leidet nicht vergebens! Männer aus Eisen und Gold, treue Gefolgsleute unseres Führers, von denen ich den Ruhm besungen habe, ihr seid die Saat der Zukunft, die nichts zerstören kann. Meine einzige Genugtuung ist es, meine unverdiente Freiheit zu nutzen, um zu eurem Lob zu schreiben und dazu beizutragen, euren Geist in eurem Volk lebendig zu erhalten — obwohl ich noch nicht in der Lage bin, etwas Praktisches zu tun.

Meine letzte unvergessliche Stunde auf der Wiese hinter der Festung verbrachte ich damit, meine Gefühle in einem langen Brief an den einzigen Mann in Indien auszudrücken, der sich meines Wissens vor, während und nach dem Krieg bewusst und aktiv auf unsere Seite gestellt hat. Ich schrieb mit der Eloquenz der Aufrichtigkeit. So würde in wenigen Tagen die Geschichte des Martyriums und des Ruhmes — das Epos von Landsberg — das ferne Aryavarta erreichen. Und nach der Lektüre würden sich zumindest einige Nachkommen der sonnenverehrenden Eroberer von einst stolz fühlen, Arier zu sein.

Wie spät kann es gewesen sein? Drei Uhr? Vier Uhr? Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Ich wusste, dass es mehrere Züge nach München gab. Und wenn nicht, konnte ich immer noch die Nacht in einem billigen *Gasthaus* verbringen. Ich stand auf, ging so weit wie möglich auf die Wiese — bis ich sicher war, dass mich niemand von der Straße aus sehen konnte. Und da stand ich, den rechten

Arm ausgestreckt in Richtung des Ortes, an dem *Mein Kampf* geschrieben wurde; an dem die Sieben Blutzeugen von 1951 und über dreihundert andere vor ihnen die Unsterblichkeit der Märtyrer errungen haben; an dem noch ein paar Hundert meiner Vorgesetzten um unseres ewigen Hitler-Glaubens willen gefangen sind. Und ich sang das gleiche alte *Kampflied*, das mir auf dem verwüsteten *Berghof* in Obersalzberg über die Lippen gekommen war

"Einst kommt der Tag der Rache;
Einmal da werden wir frei;
Schlafendes Deutschland erwache!
Brich deine Ketten entzwei!"

Tränen liefen mir über die Wangen, als ich die siegreichen Worte sang, die alte Botschaft von Rache, Freiheit und Macht, die heute genauso aktuell ist wie vor fünfundzwanzig Jahren, wenn nicht sogar noch aktueller.

Meine Lieben, meine Vorgesetzten, habt ihr hinter den vergitterten Fenstern eurer Arbeitsräume und Zellen meine Stimme gehört? Oder haben Sie wenigstens an jenem Nachmittag, dem 24. April 1953, etwas eindringlicher als sonst die Gewissheit unseres kommenden Morgens gespürt?

Ich ging zurück zur Straße, wandte mich nach rechts und folgte ihr immer weiter, bis sie in eine andere Straße mündete, die zu meiner Rechten zwischen der Wiese, auf der ich gesessen hatte, und einer anderen endlosen Wiese verlief, und zu meiner Linken an der übrigen Seite des Gefängnisgeländes entlang. Ich wandte mich nach links und ging weiter, vorbei an hohen Mauern und Höfen und verschiedenen Schuppen, hinter denen ab und zu der Glockenturm der Gefängniskapelle zu sehen war; ich ging weiter, bis ich mich schließlich wieder auf der Straße befand, in die ich zuerst eingetreten war, als ich vom Flussufer kam — die Straße, die am vorderen Teil des Geländes der Finsternis entlangführte. Dort befand sich die Kapelle, ganz in der Nähe hinter den verbotenen Mauern, und daneben der Friedhof des Gefängnisses. Ich wandte mich noch einmal nach links und erreichte bald den Eingang des Friedhofs. Er war offen. Nichts deutete darauf hin, dass man nicht hineingehen sollte. Als ich das sah, ging ich über die Schwelle und schritt langsam durch die Gassen.

Unter den vielen Gräbern waren die unserer Märtyrer — oder zumindest *einiger* von ihnen, denn andere waren mit Erlaubnis der Besatzungsbehörden von ihren Familien zurückgebracht und auf verschiedenen anderen Friedhöfen in Deutschland begraben worden. Ich las die Namen auf mehreren Holzkreuzen und suchte die wenigen, die ich kannte — an die ich mich erinnerte, weil ich von ihren Prozessen und Todesurteilen gelesen oder gehört hatte. Aber *ich konnte keinen von ihnen finden*.

Ich ging weiter und kam zu einer Reihe von Gräbern, die weder Namen noch Daten trugen, sondern nur Nummern (offenbar die Nummern der Zellen, in denen die Männer, die dort lagen, ihr Gefängnisleben verbracht hatten). Und etwas — eine Intuition — sagte mir, dass *dies* genau die Gräber meiner Kameraden waren, die ich suchte.

Ich hatte keine Blumen. Ich hatte nicht gewusst, dass jemand ohne besondere Erlaubnis den Friedhof des Gefängnisses besuchen konnte. Und es wäre ohnehin schwierig gewesen, Blumen *für alle* mitzubringen, denn die namenlosen Gräber waren einhundertachtundfünfzig (ich zählte sie, bevor ich den Ort verließ). Aber ich kniete auf der nackten Erde vor einem von ihnen — *vor jedem*. Und meine Gedanken wanderten zurück zu den albtraumhaften Jahren 1945, 1946, 1947; zum Zusammenbruch des Großdeutschen Reiches durch Hochverrat; zur grausamen Verfolgung seiner Schöpfer und Verteidiger, — den langwierigen Scheinprozessen; den täglichen Folterungen; den endgültigen Hinrichtungen. Wie lebhaft erinnerte ich mich an all das! Wie lebhaft erinnerte ich mich auch an die unerbittliche Lügenpropaganda, die unsere Feinde so lautstark betrieben, um ihre eigenen Gräueltaten vor der dummen Welt zu rechtfertigen — und an die Bereitschaft, mit der die dumme Welt sie geschluckt hatte. Und jetzt, vor den Gräbern meiner Kameraden, *erlebte* ich noch einmal, so intensiv wie immer, das ganze Grauen jenes Todes, dem sie so tapfer ins Auge geblickt hatten; jenes Todes am Ende eines Stranges, weil sie unseren Führer bedingungslos geliebt und ihm gehorcht hatten. Ich dachte an die vielen, die 1945 und 1946 umgebracht worden waren, als der Henker in diesem Gefängnis praktisch jeden Tag beschäftigt war; ich dachte an die letzten, an die erhabenen Sieben, die 1951 umgebracht wurden — die Sieben, die ich so sehr zu retten versucht hatte — und ich weinte. Und ich habe gebetet. Ich rief den Zorn der himmlischen Mächte auf diejenigen herab, die an den Hinrichtungen beteiligt waren; auf diejenigen, die sie befohlen oder zugelassen hatten; auf diejenigen — *all* diejenigen, all die Millionen. die 1940 oder danach die Hinrichtungen gebilligt hatten; auf all diejenigen, die der Propaganda unserer Feinde geglaubt und die "Kriegsverbrecher"-Prozesse als eine gute Sache betrachtet hatten. "So wie *ich*, der ich alles gutheiße, was meine Genossen für den Triumph unserer Ideale und die Stärkung unseres Regimes getan haben, moralisch für alles verantwortlich bin", dachte ich, "so sind diese Millionen von Narren, die uns im Namen der 'Humanität' hassen, persönlich für die Verfolgung des Nationalsozialismus und den Tod unserer Märtyrer verantwortlich. Ich akzeptiere *meine* Verantwortung in vollem Umfang und trage sie mit Stolz. Das können *sie* doch auch, wenn sie wirklich an das glauben, was sie zu verteidigen vorgeben! Feuer und Schwefel über sie!"

Ich dachte nicht an einen persönlichen Gott, sondern nur an die mathematische Gerechtigkeit, die dem kosmischen Spiel innewohnt. An Ihn und nur an Ihn appellierte ich jetzt, wie fünf Jahre zuvor, als ich zum ersten Mal die

Ruinen Deutschlands sah: "Räche meines Führers treues Volk, Du Unbarmherziger, Unerreichbarer der Reue, Hoffnung der Starken! Und erlaube mir, in Deiner Hand ein Werkzeug Deiner Rache zu sein!"

Ich ging in die Kapelle und blieb dort eine Weile. Sie war leer, — friedlich. Doch ich konnte nichts von dem Gefühl spüren, das mich in der kleinen Kirche in Leonding ergriffen hatte. Dieser Ort, der mit nichts Aufrichtigem und Lebendigem im Leben derer, die ich liebe, verbunden war, sprach nicht zu meinem Herzen. Keiner von Adolf Hitlers eisernen Kämpfern, die hier inhaftiert waren, weder 1923 (mit ihm) noch 1945, hätte christlichen "Trost" gebraucht; keiner hätte in dieser Kapelle jene Hoffnung auf ein Jenseits gesucht, ohne die die meisten Menschen außerhalb unserer Kreise dem Tod nicht mit Gelassenheit begegnen können. Nein. Die Starken, die unserem Führer und seiner unpersönlichen Wahrheit geweiht sind, sind nicht — waren nie; werden nie sein — wie "die meisten Menschen". Sie *haben dem* Tod mit Gelassenheit entgegengesehen — mit der Gelassenheit vollkommener Krieger — *ohne* sich in dem Glauben zu wiegen, sie wüssten, was danach kommt. Oder besser gesagt, sie wussten, was "nach" ihrem Tod auf dieser Erde kommen würde — was unzerstörbar von ihrem lebenslangen Wirken übrig bleiben würde, wenn sie einmal nicht mehr sein würden: Deutschland, das eines Tages den glorreichen Vorwärtsmarsch wieder aufnehmen würde; Deutschland, das früher oder später in jeder möglichen Abfolge von Ereignissen einen Grund finden würde, mit Nostalgie auf die goldenen Tage der nationalsozialistischen Herrschaft zurückzublicken, und in jeder anderen Lehre als der von *"Mein Kampf"* — je länger je mehr — nichts als öden Unsinn; Lügen, und zwar unaufregende; Deutschland, das von Adolf Hitler ein für allemal erweckt wurde. Diese Erkenntnis — zusammen mit der Genugtuung, seine Pflicht getan zu haben — war ihnen genug.

Das war zumindest mein Eindruck. Es ist möglich, dass ich mich geirrt habe. Es ist möglich, dass in den Reaktionen meiner Kameraden und Vorgesetzten mehr Platz für Vielfalt war, als meine einfache Logik erfassen konnte. Wenn dem so ist, darf ich die Gefallenen nicht verurteilen. Sie starben für meine — für *unsere* — stolzen heidnischen Ideale, — für die Ideale, die in der nationalsozialistischen Lebensweise verkörpert sind, — was auch immer ihre Einstellung zu dieser traditionellen jüdisch-christlichen Philosophie, die mit der unseren unvereinbar ist, im Angesicht des Todes gewesen sein mag. Und ich verehre sie bedingungslos. Ein Landsberger, den ich die Ehre hatte, einen Monat später kennenzulernen, sagte mir jedoch und bestätigte mein Gefühl, dass praktisch jeder einzelne unserer Märtyrer mit dem Mut und der Gelassenheit eines arischen Kriegers starb, mit den Worten des Stolzes, des Glaubens und der Macht auf den Lippen: "Es lebe das ewige Deutschland! Heil Hitler!"

Obwohl ich es wusste, war ich froh, es zu hören.

Als ich aus dem Friedhof kam, sah ich einen Mann mit einem sympathischen Gesicht, der die Straße reinigte. Zweifellos wohnte er in Landsberg, wahrscheinlich in der Nähe des Gefängnisses. Wahrscheinlich wusste *er*, ob die namenlosen Gräber auf dem Friedhof, wie ich vermutet hatte, den Opfern der Heuchelei und Grausamkeit der Demokraten gehörten oder nicht, und er hätte nichts dagegen, wenn ich ihn fragen würde.

Der Mann witterte in mir sofort einen Nationalsozialisten wie sich selbst und sprach ohne die geringste Zurückhaltung.

"Natürlich sind sie das", antwortete er auf meine Frage. "Du hast die Wahrheit richtig erraten. Am Anfang trugen *alle* Gräber die üblichen Inschriften mit den Namen der Toten, wodurch *unsere* als Heldengräber geehrt wurden, was sie auch *sind*. Am Sonntagnachmittag kam ganz Landsberg hierher, mit Massen von Blumen. Und wochentags kamen die Kinder auf dem Weg zur Schule auf diesen Friedhof und brachten ein paar Rosen oder Nelken aus den Gärten ihrer Mütter für die, die für Deutschland gestorben waren. Als die amerikanischen Bastarde das sahen, haben sie alle Namen und Daten herausgerissen. Aber die Leute kommen trotzdem. Sie wissen, dass die namenlosen Gräber zu *uns gehören*. Und dies ist und bleibt ein Wallfahrtsort, trotz dieser Schweine — eine Plage für sie!"

"Ein Wallfahrtsort für alle Zeiten... Du hast Recht", antwortete ich. "Weißt du das? In diesem Sinne bin ich aus Athen gekommen: um (von außen) das Gefängnis zu sehen, in dem unsere Märtyrer gelitten haben; in dem unser Führer einst selbst inhaftiert war..."

"Ganz natürlich!", stimmte der Mann zu. "Ich kenne zwei Leute, die neulich aus Argentinien kamen, mit der gleichen Hingabe. Wir sind überall auf der Welt — und mächtiger, als diese Leute denken, auch wenn wir vorläufig noch schweigen. Eines Tages, wenn der Dritte Weltkrieg beginnt, werden sie feststellen, dass wir nicht vergessen..."

"Ja", sagte ich. "Und sie sprechen von 'Kollaboration gegen den Bolschewismus' — Jetzt! Daran hätten sie 1941 denken und mit Deutschland Frieden schließen müssen. Jetzt ist es zu spät, zu spät! Das werden wir nie verzeihen! Sie sprechen — die Narren — von der "Verteidigung der Werte der christlichen Zivilisation"; die "Werte", in deren Namen sie erst vor zwei Jahren die Sieben getötet haben und Tausende andere vor ihnen, darunter die Großen von Nürnberg. Wer will solche "Werte" verteidigen? Wer will, dass eine solche Zivilisation weiterlebt? Ich nicht! Je früher sie zerschlagen wird, desto besser. Wir werden auf ihren Ruinen herrschen, — herrschen und diejenigen rächen, die hier und anderswo aus Liebe zu Großdeutschland gestorben sind."

Der Mann schenkte mir ein verständnisvolles Lächeln. "Ich kann Ihnen sagen", rief er, "man wird *mich* nicht zu rufen brauchen, wenn endlich die Zeit kommt — die Zeit der Rache für alles, was *ich gesehen habe*. Ich werde da sein, ganz sicher! Und Gott helfe ihnen — wenn es einen Gott gibt, der Lügnern und Heuchlern, Judenschweinen und Sklaven des Judentums hilft! Denn *ich* werde keinen von ihnen verschonen!"

Er hatte seinen Besen abgestellt, um mit mir zu sprechen. Seine Augen leuchteten. Ich war hocherfreut, jemanden zu finden, der mir ähnlich ist. Und ich freute mich über das Gefühl, dass ich so frei war — dass ich immer so völlig frei gewesen war — von den verschiedenen Vorurteilen meiner angeblichen "Klasse" und meiner Erziehung; ich freute mich über die Erfahrung, dass ich mich bei diesem gutaussehenden, edlen, reinrassigen deutschen Straßenarbeiter wohler fühlte als bei irgendeinem der Universitätsprofessoren, denen ich begegnet war (Leute, die die gleichen Diplome hatten wie ich, aber nicht die gleiche Werteskala). "Lieber die gleiche Werteskala ohne die Diplome", dachte ich).

"Wissen Sie, was *ich* gerne tun würde, wenn unsere Tage wiederkommen?", sagte ich, als ich unser Gespräch nach einer Pause wieder aufnahm. "Ich würde gerne ein Konzentrationslager leiten oder einen verantwortungsvollen Posten in einem 'Büro für jüdische Angelegenheiten' bekleiden. Donnerwetter, das würde mir Spaß machen!"

"Das glaube ich Ihnen gerne", antwortete der Handwerker mit einem strahlenden Lächeln. "Und wie ich Sie verstehe! Nach allem, was hier geschehen ist, fühle ich genau so wie Sie. Und ich sage Ihnen: *Jeder einzelne Mann in Landsberg fühlt dasselbe*."

"Ich habe die Häuser gesehen, in denen die 'Arms' wohnen... Dieser Luxus...!"

"Natürlich! — auf unsere Kosten! Aber der Tag wird kommen. Kein einziger dieser Bastarde wird Deutschland lebend verlassen..."

"Möge ich dann hier sein und mich aktiv an der Rache beteiligen! Ich erinnere mich an den Nürnberger Prozess, als wäre es gestern gewesen. Es verfolgt mich..."

"Es sucht uns alle heim. Du bist nicht allein, glaub mir!"

"Räch dich an unseren Märtyrern, Unbarmherziger, unerreichbare Macht, taub für weinerliche Reue, und erlaube mir, ein Werkzeug deiner Rache zu sein! Ich erinnerte mich an das Gebet, das ich soeben aus tiefstem Herzen an den Gräbern derer gesprochen hatte, die gehängt wurden, weil sie Adolf Hitler bis zum Ende die Treue gehalten hatten. Es klang definitiv so, als ob es außer mir noch andere willige Werkzeuge der unwiderstehlichen Nemesis geben würde.

Ich verabschiedete mich von meinem rauen und aufrichtigen Kameraden, nachdem ich mit ihm eine der Formeln ausgetauscht hatte, die *bedeuten*: "Heil Hitler!" (Wir befanden uns auf der Straße und konnten die eigentlichen verbotenen Worte nicht aussprechen.)

Bevor ich zum Flussufer hinunterging und zum Bahnhof zurückkehrte, ging ich noch einmal am Haupteingang des Gefängnisses vorbei. Noch einmal stellte ich mir meine Glaubensbrüder hinter den hohen Mauern, den Reihen aus Stacheldraht und den vergitterten Fenstern vor. Ich dachte auch an den bescheidenen Verrückten, den ich gerade in der Welt der Freien — diesseits der Mauern — getroffen hatte. Die Empörung dieses Mannes und von Millionen anderer — einschließlich der meinen — wirkt im unsichtbaren Reich gegen all jene, die direkt oder indirekt für das ungerechte "Kriegsverbrechen" verantwortlich sind: die Prozesse und die Verbreitung aller damit verbundenen Lügen", dachte ich. "Sie wird — sie *muss* — eines Tages unweigerlich Feuer über ihre Länder und den Tod über sie bringen."

Meine Brüder in Landsberg, in Spandau, in Werl und anderswo, — meine Vorgesetzten — stärker als die bewaffneten Wachen und die Stacheldrähte und die Jeeps der Militärpolizei um eure Gefängnisse herum, sind diese nicht greifbaren Mächte. Sie werden euch befreien — eines Tages — und euch rächen!

Ich warf einen letzten Blick auf das Gefängnis, als der Zug mich nach München zurückbrachte. Und wieder erfasste mich das schmerzliche Gefühl — das seltsam bedrückende Gefühl einer undefinierbaren Schuld — bei dem Gedanken, dass ich frei war — in einem Eisenbahnwaggon sitzend; reisend — während *sie* dort waren; am nächsten Tag immer noch dort sein würde, am übernächsten Tag und am folgenden... Für wie lange noch?

Als wir an ihnen vorbeifuhren, bemerkte ich auf der rechten Seite des Weges im Gras zwei Grabsteine mit dem Judenstern. Ein Mann, der mir gegenüber saß, erklärte mir, dass es sich um Gräber von Juden handelte, die dort während der Zeit unserer Herrschaft getötet worden waren.

"Ich hoffe, dass wir eines Tages all diese Denkmäler zum Gedenken an die toten 'Juden' — diese und die anderen — in die Luft jagen werden", erklärte ich, unfähig, mich einer Rede zu enthalten, die mich in ernsthafte Schwierigkeiten *hätte* bringen *können*. (Mein Besuch in Landsberg hatte mich gründlich aus der Fassung gebracht.) Aber zu meinem Glück war der Mann "in Ordnung".

"Das fühle ich jedes Mal, wenn ich einen solchen Stein sehe", antwortete er.

Ich erinnerte mich an die Frage, die mir einmal in Frankreich gestellt worden war: "Auf wessen Seite wird Deutschland im Dritten Weltkrieg stehen?" Ich hatte damals geantwortet: "Mit denen, die *zuerst auf die* gute Idee kommen werden, die Deutschen zu ermutigen, die Denkmäler, die sie in allen 'Zonen' zum Gedenken an die toten Juden, die 'Opfer des nationalsozialistischen Regimes', errichten mussten, möglichst spektakulär in die Luft zu sprengen."

Ich war froh zu sehen, dass noch ein weiterer Deutscher mit mir übereinstimmte.

Ich erreichte München am Abend und konnte sofort einen Zug nach Nürnberg nehmen, wo ich gegen zehn Uhr abends ankam.

Kapitel 6

NÜRNBERG

Ich hatte Nürnberg nie *gesehen* — ebenso wenig wie die anderen Orte, die ich in den letzten acht Tagen besucht hatte — außer auf Bildern. Aber der Name war, wie der ihre, voller Erinnerungen; und zwar voller gegensätzlicher Erinnerungen: für immer in unseren Herzen verbunden mit der Vision der großartigsten Tage des Kampfes und der Herrschaft Adolf Hitlers sowie mit dem ganzen Schrecken der Nachkriegsverfolgung des Nationalsozialismus.

Wie im Traum stieg ich aus dem Zug, folgte dem Gepäckträger, der meinen schweren Koffer trug (während ich den Rest trug), gab am Ausgang meine Fahrkarte ab und wartete darauf, dass ich an der Reihe war, mein Gepäck an der Garderobe abzugeben, wobei mich allein das Wissen, dass *ich mich* in der unsterblichen Stadt *befand*, seltsam bewegte: Die Stadt von Julius Streicher, der Ort der großen Parteiversammlungen, der Ort des schändlichen Prozesses und der Ort, an dem die elf großen Märtyrer von 1946 ihr Leben gelassen hatten. In meiner Aufregung vergaß ich, dass ich fast achtundvierzig Stunden lang nicht geschlafen hatte. Aber es war zu spät, um die Stadt noch zu besichtigen. Ich ging zur "*Bahnhofsmission*": Mein Geld ging mit beängstigender Geschwindigkeit zur Neige (trotz all meiner Bemühungen, zu kratzen und zu sparen) und ich konnte mir keinen billigeren Ort vorstellen, an dem ich den Rest der Nacht verbringen konnte.

Wie in Hannover und in einigen anderen Bahnhöfen, in denen ich fünf Jahre zuvor auf meinen Reisen geschlafen hatte, befindet sich auch hier der Schlafsaal der Mission unter der Erde, ebenso wie das Empfangsbüro. Man zeigte mir eine hölzerne Treppe — etwa zwanzig Stufen. die zu diesem Ort hinunterführte. Eine ganze Reihe von Menschen, Männer und Frauen, waren bereits dort und warteten (Gott allein weiß, wie lange!) darauf, dass sie an der Reihe waren, ihr *Ausweiss* (oder das Äquivalent) herauszuholen und eine halbe Mark zu bezahlen (wenn sie es überhaupt konnten) und hineinzukommen. Ich nahm meinen Platz in der tristen, schäbigen, resignierten "Schlange" ein.

Wäre ich nicht als nationalsozialistischer Pilger, sondern lediglich als unparteiischer, aufgeschlossener Beobachter gekommen, hätte ich keinen besseren Ort wählen können, um das *wirkliche* Nachkriegsdeutschland zu studieren. Und der unvoreingenommene Beobachter hätte nicht umhin können,

die würdevollen, aber mürrischen, freudlosen Gesichter in dieser "Schlange" mit denen zu vergleichen, denen man in Deutschland vor und sogar während des Krieges begegnete (nach Aussagen von Leuten, die dort waren und sie gesehen haben). Er (oder sie) konnte nicht umhin, die Kluft zu ermessen, die diese Männer und Frauen, *Opfer* des Krieges, von jenen trennte, die noch Ende 1944 mit immer neuer Begeisterung den feurigen Reden von Dr. Goebbels lauschten und die trotz aller Entbehrungen — trotz jahrelanger Rationierung, trotz monatelanger schlafloser Nächte unter den Bomben — immer noch siegesgewiss aufschrieen, als der Redner sie erneut fragte, ob sie "Kanonen oder Butter" wollten: "Kanonen!" Er (oder sie) konnte nicht umhin, beim Anblick des Unterschieds zwischen Deutschland *mit* und *ohne* Adolf Hitler ein Gefühl des schmerzhaften Erstaunens zu empfinden. Und nirgendwo hätte er (oder sie) vielleicht besser als hier die ungeheure, verzweifelte Sehnsucht des deutschen Volkes nach der Erinnerung an die nationalsozialistische Herrschaft verstehen können; die schrecklichen "moralischen Ruinen" (um die suggestiven Worte des ehrlichsten aller nicht-deutschen Nachkriegshistoriker der letzten Zeit, Maurice Bardèche, zu zitieren), die die amerikanischen "Kreuzritter" und ihre Verbündeten im Herzen unseres Kontinents angehäuft haben.

Diese mürrischen Männer und Frauen, die jetzt vor mir und hinter mir standen, ob Flüchtlinge aus der Ostzone (oder von noch weiter her) — aus Haus und Hof vertrieben durch die Entscheidung der Sieger von 1945 oder durch die Bedingungen eines Lebens in Sklaverei, das sie nicht mehr ertragen konnten — oder einfach Menschen aus dieser Hälfte Deutschlands, die wie ich zögerten, die Nacht selbst in einem billigen Hotel zu verbringen; Menschen ohne Arbeit, die von den vierzig Mark vierzehntägiger Staatsanleihe leben; Menschen, die seit Monaten, vielleicht seit *Jahren auf eine* Rente warten, die ihnen immer wieder unter dem einen oder anderen Vorwand verweigert wird; Menschen auf unserer Seite, die *nach* 1945 politisch verfolgt wurden, die keine Rechte haben, sie *alle wussten*, dass sie des Sieges beraubt worden waren, den sie verdient hatten. Sie waren voll bleibenden, stillen, unüberwindlichen Grolls, weniger vielleicht wegen ihrer materiellen Verluste (so gewaltig diese auch waren), als wegen des Verlustes jenes glücklichen Vertrauens in die Zukunft der Nation, das der Grundton der großen "Hitler-Tage" gewesen war. Die Älteren hatten all ihre Hoffnungen in die wundersame Bewegung gesetzt, die Deutschland aus der Schande und dem Elend von 1918 und den folgenden Jahren herausgeführt hatte. Und siehe da, nachdem sie sich scheinbar glänzend und endgültig erfüllt hatten, erwiesen sich ihre Hoffnungen als vergeblich: die Schande und das Elend von 1945 waren schlimmer als das von 1918; und es gab keine junge Bewegung, die von Auferstehung sprach, wie nach dem Ersten Weltkrieg. Die Jüngeren waren in dem inspirierenden Glauben erzogen worden, Deutschland sei unbesiegbar. Und nun wussten sie — oder *glaubten zu* wissen. dass dies nicht stimmte; dass der Sieg und seine Früchte, Reichtum und Macht, denen gehörten, die sie als Sklaven der

Juden zu verachten gelernt hatten, während für sie, die dem neuen Glauben des arischen Stolzes treu geblieben waren und alles für seinen Triumph geopfert hatten, nur Elend, Ungerechtigkeit, alle Arten von Erniedrigung und Unterdrückung übrig blieben.

Und nun kamen die ewigen Feinde Deutschlands und ihre Agenten — die bequemen Sklaven des Judentums — und sagten ihnen, dass "all dies" (ihre Vertreibung aus Haus und Heimat; ihr Dasein ohne Arbeit oder ohne Rente; ohne Hoffnung auf eine Zukunft) die Folge der "arroganten" Philosophie sei, der sie so bereitwillig gefolgt waren; die bitteren Früchte der neuen Weisheit jener wunderbaren Bewegung, in die sie ihr Vertrauen gesetzt hatten; und dass das Heil für sie nun in der Abkehr vom stolzen Pangermanismus zugunsten eines "demokratischen Europas" lag, dem Bollwerk der "freien" Welt gegen den totalitären Kommunismus. Wurden sie in *diesem* Glauben getäuscht? Hatten die Bitterkeit der Niederlage und acht lange Jahre eines zermürbenden, harten und unsicheren Lebens den glorreichen alten Glauben in ihnen so sehr erschüttert, dass sie die neueste Lüge des Feindes akzeptieren konnten? Am nächsten Tag sollte ich wissen — zum tausendsten Mal seit meiner Rückkehr nach Deutschland eine Woche zuvor. dass sie *es nicht getan hatten*; oder zumindest, dass, *wenn* sie es jemals getan hatten, — vorübergehend — der alte Glaube bald wieder gewachsen war, stärker als je zuvor, dank des Ekels, mit dem die demokratische Heuchelei die Herzen der Menschen sofort erfüllt hatte.

Jetzt stand ich erst einmal in der "Schlange", bemerkte die müden Gesichter, die sauberen — makellos sauberen — und die schäbigen Kleider; hörte Gesprächsfetzen zu — Fetzen der jüngsten Lebensgeschichte dieser Männer und Frauen, die zehn Jahre zuvor so glücklich waren; so sicher (wie ich selbst gewesen war), dass die Zukunft ihnen gehörte; *uns gehörte*.

So erfuhr ich, dass die Frau, die hinter mir stand, in einem Flüchtlingslager lebte und mit kaum Geld unterwegs war, um ihren Mann zu treffen, der erst vor kurzem aus der russischen Zone gekommen war und sich bei Verwandten irgendwo im Nürnberger Land aufhielt; dass der Mann zu meiner Linken seit über einem Jahr ohne Arbeit war; dass die Frau vor mir die Witwe eines von uns war — ohne Anspruch auf eine Rente, weil ihr Mann von den Amerikanern als sogenannter "Kriegsverbrecher" getötet worden war; und dass das so müde aussehende Mädchen, das auf dem Koffer an ihrer Seite saß, wegen ihrer Gesundheit gezwungen worden war, ihre Stelle als Hausmädchen aufzugeben, und dass ihre Krankheit die Folge der Grausamkeiten war, die sie von Seiten der Russen erlitten hatte, usw.... usw.... . Als das Mädchen zu Ende gesprochen hatte, sagte eine Frau in meinem Alter, die zu meiner Rechten stand und sich an das Treppengeländer lehnte, ganz ruhig und beiläufig, als ob sie von jemand anderem sprechen würde: "Auch ich bin gerade aus dem Krankenhaus gekommen, wo ich seit meiner Rückkehr vor einem Monat war. Davor, die letzten acht Jahre, war ich Gefangene in Russland. Ich habe in den Minen im Ural gearbeitet. Ich wurde ohne

einen Pfennig entlassen, besaß nichts auf der Welt außer den Lumpen, die ich trug, und war krank. Und doch schätze ich mich glücklich: Tausende von anderen deutschen Frauen sind noch dort, wie lange noch? niemand weiß es."

Ein eisiges Gefühl lief mir über den Rücken, als ich das hörte. Und Tränen füllten meine Augen, als ich die Frau ansah. "Mein Führervolk", dachte ich, "wie lange wirst du noch dafür leiden, dass du für uns alle gekämpft hast: für die arische Menschheit? Und wann wird die arische Menschheit endlich dein Opfer verstehen und deine Führung bereitwillig annehmen?" Ich hätte meine Gefühle offen ausgesprochen, wenn ich nicht aus bitterer Erfahrung gewusst hätte, dass sich an Orten wie den "Bahnhofsmissionen" im heutigen besetzten Deutschland oft Polizeispitzel aufhalten.

Die Frau hatte ein energisches, ich würde sogar sagen, ein meisterhaftes Gesicht — das Gesicht von jemandem, der sehr gelitten hatte, aber die Tortur siegreich überstanden hatte und nun bereit war, einen neuen Kampf mit demselben Mut zu führen, um im Laufe der Zeit einen neuen Sieg über das Schicksal zu erringen oder ihr Schicksal heldenhaft zu vollenden, was dasselbe ist. Man konnte nicht sagen, dass sie "hübsch" war. Sie hatte tiefe Falten auf jeder Seite ihres Monats, und ihr Teint war nicht gesund. Aber ihre großen blassblauen Augen waren jung — viel jünger als ihr Gesicht; unsterblich. Sie blickten geradewegs in das Leben, das zum zweiten oder dritten Mal neu begann, mit Zuversicht trotz allem, nein, mit einem distanzierten Interesse an der Zukunft. Der Mund zeigte Willenskraft, die Stirn Intelligenz. Der Ausdruck war heiter und stark. Ich bewunderte diese Frau, wie ich Fritz Horn, den Märtyrer von Darmstadt, bewundert hatte, den ich 1949 kennengelernt hatte; wie ich meine geliebte Genossin Hertha Ehlert bewundert hatte, von der ich wusste, dass sie noch in Werl war. "*Diese Menschen aus Gold und Stahl, die die Niederlage nicht entmutigen konnte, die Terror und Folter nicht bezwingen konnten, die man mit Geld nicht kaufen konnte, meine Kameraden, meine Vorgesetzten... "*Einer von ihnen", dachte ich, während ich sie betrachtete und mir die Worte ins Gedächtnis rief, mit denen ich selbst die verfolgte Elite Deutschlands in einem meiner Bücher beschrieben hatte. "Acht Jahre in der Hölle, weil sie unseren Idealen treu gedient hat, und jetzt, so voller Haltung und Würde in den alten, für sie zu weiten Kleidern, die man ihr wahrscheinlich im Krankenhaus oder in irgendeinem *Durchgangslager* gegeben hat, in dem sie ihre ersten Tage zu Hause verbracht hat; so voller geduldiger, unerschütterlicher Kraft! Hätte *ich* das durchmachen können, was sie durchgemacht hat, und der Tierarzt wäre gelassen geblieben? — Ich frage mich..."Einmal mehr wurde mir klar, dass jede meiner Berührungen mit dem *wirklichen* Deutschland für mich eine weitere Lektion in Demut war.

Aber die Frau sprach und beantwortete eine Frage, die ihr die rentenlose Witwe gestellt hatte. "Ja", sagte sie, "ich habe jetzt eine Arbeit. Ich fange am Montagmorgen an zu arbeiten." (Es war Samstagabend.) "Das ist auch gut so", fügte sie hinzu, "denn ich habe absolut kein Geld."

"Was für eine Arbeit? Gut bezahlt?", war die nächste Frage.

"Harte Arbeit, aber gut bezahlt", antwortet die Frau. "Ein Küchenmädchen in einer Kaserne für amerikanische Farbige. Kartoffeln schälen, Teller und Geschirr spülen. Ich habe genommen, was mir gegeben wurde. Man kann sich nicht aussuchen, was man will, wenn man in Not ist. Ich bete nur, dass ich bei guter Gesundheit bleibe und regelmäßig arbeiten kann. Im Laufe der Zeit werde ich eine geeignetere Beschäftigung finden und mir nach diesem langen Alptraum langsam eine neue Stellung aufbauen — eine Stellung, in der ich anständig leben und gleichzeitig nützlich sein werde."

Ich wagte es, sie zu fragen, welche Arbeit sie während des Krieges ausgeübt hatte. "Ich hatte eine Sekretariatsstelle bei der *Wehrmacht*", sagte sie. "Das war mein Beruf. Vor dem Krieg hatte ich in einem Büro gearbeitet."

Die Umstehenden, die dies hörten, schienen weder besonders erstaunt noch schockiert zu sein. Sie hatten schon so viele solcher Fälle erlebt! Es war die Geschichte der Rückwirkung der Niederlage auf das individuelle Leben *eines* Deutschen — Deutschlands eigene Geschichte der letzten acht Jahre auf den Punkt gebracht. Sie hatten sich daran gewöhnt. Und sie haben es verstanden. Sie waren von Natur aus zu kriegerisch, um die Bedeutung der gnadenlosen Worte nicht zu begreifen: *Vae Victis*! Im Grunde ihres Herzens sehnten sie sich lediglich nach einer Gelegenheit, die Rollen in dem sich endlos wiederholenden Drama umzudrehen: selbst (ausnahmsweise!) das Volk zu sein, das das Gesetz des Krieges durchsetzen würde, und nicht diejenigen, die sich seinem Diktat unterwerfen müssen. Und sie haben geduldig gewartet. Auch ich habe gewartet — auf die gleiche Gelegenheit. Was hätte ich sonst tun können? Aber *ich* war schockiert; und nicht geduldig. *Ich* war nachtragend. *Ich* war verbittert. Zum millionsten Mal seit 1945 hatte ich das Gefühl, dass sich das Rad der Geschichte nicht schnell genug drehte. Und ich litt persönlich unter dem Gedanken, dass es das nicht tat; unter dem Gedanken, dass meine Glaubensbrüder immer noch an der Reihe waren, die Besiegten, die Mittellosen, die Verfolgten, die Versklavten zu sein, und noch nicht an der Reihe unserer Verfolger. Das würde zweifellos eines Tages kommen. Und ich wünschte mir sehnlichst, dass man mir die Chance geben würde, aktiv an der Rache teilzunehmen. Aber *jetzt* — in der Zwischenzeit — musste ich mich damit abfinden, dass meine geliebten Kameraden, die einzigen Menschen, die ich auf dieser Erde liebe, die Leidtragenden waren, und dass ich nichts dagegen tun konnte.

Ich war so gerührt, dass ich, wären wir allein gewesen, meine Arme um den Hals der Frau gelegt hätte. Ihre Hände, so ungewohnt wie meine eigenen an harte Arbeit, hatten all die trostlosen Jahre von morgens bis abends unter der Peitsche geschuftet, während ich nur *moralische* Qualen erlitten hatte; jetzt sollten sie Teller waschen und Böden schrubben für die Neger-Besatzungstruppen, während ich meine Eindrücke über Deutschland schreiben würde... Und sie war ein Fall unter Millionen. Sie war das deutsche Volk, das in einen Krieg gezwungen wurde,

den weder es selbst noch der Führer gewollt hatte, das besiegt wurde und das dafür leiden musste, dass es die kollektive Vertreterin der Doktrin des Führers von Gesundheit und Wahrheit — unserer nationalsozialistischen Weisheit — war. Und bei dem Gedanken an die zahllosen deutschen Leben, die für die Verteidigung der von uns hochgehaltenen arischen Werte vernichtet, wenn nicht gar zerstört wurden, spürte ich stärker als je zuvor, wie der neue *Mythos* in meinem Bewusstsein Gestalt annahm: der *Mythos* der Erlösung in *unserem* Sinne des Wortes, d.h. der rassischen Erlösung durch das freie Opfer Deutschlands unter der Inspiration und im Namen Adolf Hitlers, des wiederkommenden Erlösers. Und einmal mehr wurde mir bewusst, dass allein mein Beitrag zur Schaffung, Verbreitung und Stärkung eines solchen neuen *Mythos* im westlich-arischen Bewusstsein mein Dasein auf Erden rechtfertigen und — wenn möglich — meine vergangenen Versäumnisse, meine Abwesenheit von diesem Kontinent während der glorreichen Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft wettmachen könnte.

Schritt für Schritt war die "Schlange" bis zu dem winzigen, engen Raum vorgedrungen, an dessen Ende sich das Empfangsbüro befand. Die Männer und Frauen, die vor mir standen, und die Frau, die in den Minen des Ural gearbeitet hatte, waren nacheinander aufgenommen worden. Jetzt war ich an der Reihe.

"Möchten Sie für zwei Mark ein schönes, bequemes Bett mit weißer Bettwäsche in einem Vierbettzimmer statt eines Platzes im allgemeinen Schlafsaal", fragte die Betreuerin.

"Gerne", sagte ich.

Ich kannte die allgemeinen Schlafsäle der Bahnhofsmissionen von anderen Bahnhöfen, wenn auch nicht von diesem. Sie waren alle gleich: obere und untere Reihen von Strohmatratzen auf Eisengestellen, ohne Bettzeug; Licht an, die ganze Nacht (oder manchmal an und manchmal aus, was noch schlimmer ist); und dreißig Menschen in einem einzigen großen Raum, der nichts so sehr ähnelte wie die "Schlafräume" für Deckpassagiere an Bord der griechischen Dampfer der Piräus-Marseille-Linien, jetzt wie in den Tagen meiner Jugend. Während meines gefährlichen Lebens in Deutschland im Jahr 1948 hatte ich unzählige Male in solchen Schlafsälen geschlafen. Aber jetzt war ich so müde, dass ich eine gute Nachtruhe brauchte. Und zwei Mark waren billig, im Vergleich zu vier oder fünf, die ich in einem Hotel hätte zahlen müssen.

Die ehemalige Gefangene der Russen war offenbar für eine halbe Mark oder sogar umsonst im allgemeinen Schlafsaal untergebracht. "Wäre sie nicht schon aufgenommen worden", dachte ich, "hätte ich sie gebeten, ihr einen Platz in meinem Zimmer zu geben, und ich hätte dafür bezahlt. Sie hat eine gute Nachtruhe mehr verdient als ich." Ich hoffte jedoch, sie am nächsten Tag zu sehen.

Am nächsten Morgen stand sie tatsächlich da: in der "Warteschlange", um sich an einem der drei Wasserhähne im Toilettenraum zu waschen. Sie erkannte

mich, grüßte mich. Ich spürte, dass sie mich mochte. Ich erwiderte ihren Gruß, und nachdem wir uns gewaschen hatten, gingen wir beide nach oben und aßen eine Schüssel "mook-fook" und eine Scheibe Brot — Frühstück. "Es ist umsonst", sagte meine Begleiterin und drückte damit den praktischen Standpunkt eines Menschen aus, für den jeder Pfennig zählte, nein, eines Menschen, der tatsächlich keinen einzigen Pfennig besaß, wie ich bald erfahren sollte; — den Standpunkt eines Mittellosen.

An unserem Tisch saß ein junges blondes Mädchen von etwa zweiundzwanzig oder dreißig Jahren, mit einem freundlichen Gesicht. Wir unterhielten uns ein wenig. Die Frau, die in Russland gefangen gewesen war, fragte mich, woher ich käme, und das Mädchen, wie lange ich schon in Deutschland sei und ob dies meine erste Reise sei. Und sie stellte uns beiden dieselbe Frage, als unser einfaches Frühstück zu Ende ging. "Was werden wir *jetzt* tun? Gehen wir zusammen spazieren? Ich habe bis zehn Uhr Zeit."

"Ich werde mir die Stadt ansehen", antwortete ich. "Dazu bin ich gekommen. Ich begleite Sie gerne, wenn Sie es wünschen."

"Natürlich wollen wir dich...“, sagte sie. "Aber ich kann nicht verstehen, dass ihr aus Athen kommt, um diesen Ort *zu* sehen. Es gibt nichts mehr zu sehen — außer vielleicht der Burg. Alles andere haben *sie* zertrümmert, und zwar mit Absicht: zum Vergnügen, diese schönste aller deutschen Städte zu zerstören — die Teufel!"

Ihre funkelnden Augen waren hart geworden. Aber, oh, wie ich sie verstand! Und wie sie *mich* zweifellos verstehen würde, dachte ich. Ich sah sie ernst an:

"Ich bin gekommen, um zu sehen, was *sie* getan haben, und um noch einmal zu fühlen, wie sehr ich *sie* hasse", sagte ich. "Ich bin auch gekommen, um das Gebäude zu sehen, in dem die schändlichen Prozesse stattfanden; um so nahe wie möglich an der Stelle zu stehen, an der die Märtyrer von 1946 für Deutschland und für die arischen Ideale, die Deutschland verkörpert, gestorben sind, und um die unsichtbaren Mächte des Himmels um jene Rache anzurufen, die ich seit acht Jahren Tag und Nacht ersehne, erwarte und durch die magische Kraft der Gedanken vorbereite!"

Die Frau, die in Russland gelitten hatte, sagte über die lange hinausgeschobene Rache: "Sie wird auf jeden Fall kommen, ob wir sie fordern oder nicht. Sie wird kommen, weil es so etwas wie die Gerechtigkeit Gottes gibt, auch wenn sie sich nur langsam manifestiert. Ich bin überzeugt, dass es so ist.

"Aber *ich* will sein Instrument werden, und sei es durch die Kraft der Gedanken, wenn ich keine bessere Chance bekomme", rief ich leidenschaftlich.

"Richtig! Aber es ist nicht nötig, das so laut zu *sagen*", flüsterte das junge Mädchen und legte den Finger an die Lippen. Sie schenkte mir jedoch das unverwechselbare Lächeln der Kameradschaft und reichte mir über den Tisch

hinweg die Hand. "Ich fühle wie Sie", sagte sie, wieder im Flüsterton. "Aber das ist kein Gespräch für einen solchen Ort wie diesen. Lass uns gehen!"

Wir standen alle drei auf, verließen das Zimmer und gingen durch den Bahnhof auf die Straße.

Als ich zwischen den beiden Frauen hindurchging, erhaschte ich einen ersten Blick auf das, was von Nürnberg übrig geblieben war, die alte mittelalterliche Stadt mit den Stadtmauern, berühmt für ihr Kunsthandwerk, ihre Burg, ihre Kirchen, ihre malerischen Häuser; der moderne Sitz der jährlichen Parteitage und (wie man mir gesagt hatte)... die "Stadt der Katzen" — eine der schönsten deutschen Städte, wenn nicht sogar *die* schönste, wie das Mädchen an meiner Seite gerade gesagt hatte. Und ich spürte, wie mein Herz in meiner Brust versank und mir die Tränen in die Augen stiegen, wie 1948 bei meiner ersten Reise durch das zerstörte Deutschland.

Das ganze Land wurde mit kalkulierter Grausamkeit zerstört. Nürnberg wurde mit einer noch unerbittlicheren und, wenn möglich, noch systematischeren Grausamkeit zerstört: mit der fanatischen Freude und übermenschlichen Effizienz von Teufeln, die gegen die Hauptbastion der Kräfte des Lichts mobilisiert wurden — der wahnsinnigen Gründlichkeit der Angelsachsen, wenn sie sich aus Liebe zum Großkapital den Teufeln hingeben und zu Verrätern ihres eigenen nordischen Blutes werden. 1948 sah ganz Deutschland aus wie ein Ausgrabungsfeld. Jetzt heilen nach und nach die Wunden; in jeder Stadt werden neue Häuser auf den Ruinen gebaut; neues Leben nimmt Gestalt an — heutiges Leben, in dem die Bitterkeit der letzten Jahre zwar nie vergessen, aber in den Hintergrund gedrängt wird, um Platz zu machen für praktische Pläne des Wiederaufbaus und für unmittelbare Hoffnungen. Aber Nürnberg sieht trotz aller Wiederaufbaubemühungen immer noch aus wie ein Ausgrabungsfeld; und es spricht von der Vergangenheit, nicht von der Gegenwart. Die Wunden klaffen noch immer, sind nicht verheilt — nicht heilbar.

Hier und da wurden natürlich Gebäude repariert oder neu gebaut. Andere *werden* wiederaufgebaut (wenn auch zur Hälfte nicht in dem schönen alten Stil). Überall sind riesige Eisenkräne und Hunderte von Arbeitern zu sehen, die fieberhaft arbeiten. Aber auch das ändert nichts an der allgemeinen und irreparablen Verwüstung der Stadt, ebenso wenig wie die modernen Wohnhäuser, die inmitten eines Ausgrabungsfeldes für die vermessenden Archäologen errichtet wurden, eine Ruinenstätte als solche verändern.

Ich konnte nicht sagen, *wohin* wir gingen. Wir wanderten und wanderten und wanderten entlang von Straßenskeletten; entlang anderer Straßen, die nur teilweise ruiniert waren — zu ruiniert, um repariert zu werden; nicht ruiniert genug, um die alte Schönheit nicht zu erahnen, zu spüren, *zu erleben*, durch manches überlebende Detail der Architektur oder Dekoration, und um nicht bei

jedem Schritt einen Ausbruch verzweifelter Nostalgie zu erleben, gepaart mit Hass auf die Zerstörer; — über bezaubernd malerische alte Brücken: Dieselben, die ich vor dem Krieg so oft auf Postkarten gesehen hatte, in dem unersetzlichen Rahmen, den die Jahrhunderte ihnen langsam verliehen hatten. Gelegentlich fuhren wir unter einem schönen mittelalterlichen Torbogen hindurch (einem "Tor" der ehemaligen Stadtmauer, das aus ihren Mauern herausgewachsen war), der sich ebenfalls von den verkohlten Überresten seiner natürlichen Umgebung abhob, oder von einer Reihe moderner Geschäfte, die darauf gebaut waren. Die eigentliche Kulisse, jener vollkommene Hintergrund geduldiger kollektiver Kunst, in dem die deutsche Seele *aller* Zeiten zu atmen pflegte, ist von den "Kreuzfahrern nach Europa" und ihren galanten Verbündeten von der R.A.F. verkohlt und in Stücke gesprengt worden, und *man kann* sie *nicht* wieder aufbauen — niemals! — genauso wenig wie man das alte Babylon, das alte Theben oder das alte Knossos wieder aufbauen kann. Der einzige Unterschied (denn es *gibt einen* Unterschied) besteht darin, dass die Nationen, die einst Babylon, Theben oder Knossos gebaut haben, tot sind. Die Nation, die Nürnberg erbaut hat — und die noch gestern unter Hunderten von Hakenkreuzfahnen, die aus den Fenstern hingen, durch die Straßen zog und Jahr für Jahr in der Luitpold-Arena und auf der *Zeppelin-Wiese* ihren Lebenswillen in einer ungeheuren Zurschaustellung von Stolz und Freude bekundete. *lebt* hingegen. Die Nürnbergerinnen und Nürnberger sind ein Teil dieser großen Nation. Und Nürnberg lebt — trotz seiner klaffenden Wunden, trotz seines halb verkohlten Körpers. Es lebt, und es schreit nach Rache.

Die Frau, die in Russland inhaftiert war, sprach wenig. Sie schaute aufmerksam in die Runde. Ich stellte mir vor, wie sie beim Anblick der verwüsteten Stadt dachte: "*Das haben* die Westalliierten also mit unserem armen Deutschland gemacht! Zwischen ihnen und den Russen gibt es in der Tat nichts zu entscheiden!" Und ich konnte nicht umhin, das auszudrücken, was ich selbst empfand: "Sieh dir das an", rief ich und zeigte auf einen Platz, auf dem fast nur noch die Fundamente ehemaliger Häuser standen, auf denen entlang eines Teils des Fußweges eilig eine Reihe von Geschäften errichtet worden war, "sieh dir das an! Das ist das Werk derer, die *jetzt* Deutschland in ihren neuen 'Kreuzzug nach Europa' einbeziehen wollen — einen 'Kreuzzug' gegen den Bolschewismus! Als ob Deutschland nicht gerade deshalb *so* gelitten hätte, weil es der wichtigste, ja der einzige Kämpfer gegen den Bolschewismus war, den *es damals* mit Waffen und Munition und wiederholten Freundschaftserklärungen nach Kräften unterstützt hat. Sich an einem neuen Kreuzzug zur Verteidigung ihrer stinkenden Demokratie beteiligen, in deren Namen *dies* geschah? Niemals!

"Du hast Recht", stieß das junge Mädchen hervor, ohne dem ehemaligen russischen Gefangenen Zeit zum Sprechen zu geben, "*ich* werde diesen Leuten jedenfalls nie helfen! Ich hasse sie nicht nur wegen der Zerstörung unserer Städte, so schrecklich es auch war, das war *während des Krieges*. Ich hasse sie noch mehr für die Art und Weise, wie sie uns *nach dem Krieg* behandelt haben — und ich

spreche nicht nur von den wichtigen Leuten, die sie als 'Kriegsverbrecher' aufgehängt haben; ich spreche von jedem einzelnen von uns (außer natürlich von den Verrätern, die sie verhätschelt haben und immer noch verhätscheln, wie es verständlich ist). Nehmen wir zum Beispiel *meinen* Fall. Ich war vierzehn, als die Katastrophe kam. Ich war in der B.D.M. Das waren wir praktisch *alle*. Und es hat mir gefallen. Ich schäme mich nicht, das zu sagen, ganz im Gegenteil! Ich verbrachte dort die schönste Zeit meines Lebens, lernte alle möglichen nützlichen Dinge, sang, marschierte, zeltete und lebte in einer gesunden Atmosphäre von Kameradschaft und Freude, wie ich sie seither nicht mehr erlebt habe. Ich war bei unserem Häuptling und allen, die über mir standen, sehr beliebt, und hätte die Kapitulation dem Ganzen nicht ein Ende gesetzt, hätte man mir wahrscheinlich ein oder zwei Jahre später die Leitung einer Gruppe kleiner Mädchen übertragen. Nun, *diese Leute erwischten* mich, sobald sie hereinkamen. Sie haben mich zwar nicht umgebracht: Ich war zu jung, um als 'Kriegsverbrecher' eingestuft zu werden. Aber sie ließen meine Eltern 500 Mark Strafe zahlen, damit ich 'entnazifiziert' wurde. Sie wissen, was 500 Mark für eine bescheidene Arbeiterfamilie bedeuten! Wir haben gehungert, um sie zu bezahlen (wir waren damals sowieso halb verhungert). Aber wenn *sie* glauben, sie hätten mich deswegen "entnazifiziert", dann irren sie sich. Ich bin ein überzeugter, fanatischerer Nazi als je zuvor, und *nichts* kann meinen Glauben an unseren Führer und an das Regime erschüttern. Ich bete ihn an. Und ich liebe es. Ich finde es wunderbar. Es ist mein 'Recht', als Individuum so zu fühlen, nicht wahr? Und ich werde seinen Feinden weder gegen den Bolschewismus noch gegen irgendetwas anderes helfen. Sollen sie doch ihren eigenen Krieg führen — ohne uns!"

"Der Bolschewismus wird sich nicht von amerikanischen 'Kreuzrittern' unterkriegen lassen", sagte die Frau, die acht Jahre in Russland verbracht hatte. "Die Russen sind viel zu gut auf den Krieg vorbereitet, besser vorbereitet, als man sich vorstellen kann. Und ihre militärische Macht wächst von Tag zu Tag. Nein, der Bolschewismus wird fallen, aber nicht so, wie diese Leute es gerne hätten. Er wird fallen, als Folge eines nationalen Erwachens der Russen selbst, eines Tages. Das ist zumindest das, was ich zu glauben geneigt bin."

"Warum haben die Russen so heftig gekämpft, wenn sie ihr Regime nicht wirklich mögen?", fragte ich.

"Sie haben für Russland gekämpft, nicht für irgendein Regime", lautete die Antwort. "Außerdem kannten sie *unser Regime* nicht in seinem richtigen Licht; ich meine, sie hatten überhaupt keine Ahnung von seinem sozialen Aspekt. Davon hatten sie nur eine Ahnung, als sie selbst zum ersten Mal nach Deutschland kamen, und sei es unter den denkbar schlechtesten Bedingungen, d.h. als Invasoren."

Wir gingen lange Zeit zu Fuß. Es schien mir, ja, als wären wir an einen Ort zurückgekehrt, an dem wir schon einmal gewesen waren, irgendwo unweit des

Bahnhofs. Ich hatte den Eindruck, eine äußerlich ziemlich unbeschädigte Kirche wiederzuerkennen, an der wir eine Stunde zuvor vorbeigegangen waren, ohne anzuhalten. "Sie haben recht", sagten die beiden Frauen, "das ist die St. Lawrence-Kirche, die erste Kirche, die wir auf dem Weg vom Bahnhof aus gesehen haben. Möchten Sie, dass wir hineingehen und sie uns ansehen?"

"Warum nicht?"

Wir gingen hinein. Ein alter Mann bot uns an, uns herumzuführen und sagte, dass wir ihn nicht bezahlen müssten, aber dass wir so viel Geld, wie wir wollten, als Beitrag zum Wiederaufbau der schwer zerbombten Kirche dalassen könnten. Wir akzeptierten. Ich sagte zu der Frau, die aus Russland angereist war: "Ich werde für jeden von uns eine Mark da lassen", denn ich wusste, dass sie mittellos war.

Die arme Kirche tat mir leid, als ich der Erzählung des alten Mannes zuhörte und als ich oben im Hauptgewölbe und an den Wänden den neuen Anstrich aus Zement und Putz sah, ein Zeichen für die kürzlich durchgeführten umfangreichen Reparaturen. Sie tat mir leid, denn auch sie war ein Teil der gemarterten Stadt. Der Glaube, zu dessen Ehre es erbaut worden war, war zwar nie der meine gewesen. Dennoch war ich gezwungen, sie als einen Aspekt der zusammengesetzten Vergangenheit Europas zu betrachten, ohne die unser heutiger Kampf — die Rebellion gegen die jüdischen Werte — keinen Sinn hätte. Darüber hinaus war es ein Glaube, der in den Tagen, als er eine führende Kraft war, in den Menschen meiner Rasse die schöpferische Liebe zur Schönheit stimuliert hatte.

"Ich bin froh, so froh, dass die Kirche so gut repariert wurde", sagte ich zu dem alten Mann. "Ich wünschte, die ganze Stadt könnte das!"

"Sie erwacht langsam wieder zum Leben", antwortete er. "Aber es wird Zeit brauchen. Und es wird nie wieder so sein wie früher. Dieser Krieg hat mehr irreparable Zerstörung verursacht als jeder andere."

Die Frau, die in Russland inhaftiert gewesen war, ergriff das Wort: "Natürlich wird es nie wieder so sein wie früher", gab sie zu. "Aber es ist immer noch besser als das, was ich von Nürnberg kurz vor der Kapitulation gesehen habe. Da war der Ort so zerstört, dass es aussah, als würde er nie wieder bewohnbar sein."

"Ja, *das* kann ich mir vorstellen — Anfang 1945! Ich kann es mir gut vorstellen, obwohl ich nicht dabei war", sagte ich. "Und ich kann mir auch vorstellen, inmitten dieser noch rauchenden Ruinen, diese Verhöhnung der Gerechtigkeit, wenn es je eine gab, diese Schande des Westens: der ungerechte Prozess und das Hängen der besten Männer Europas; treue Männer, die ihre Pflicht bis zum Ende erfüllt hatten; die als Soldaten im Krieg Befehle befolgt hatten, als Bürger einer Nation, die um ihre Existenz kämpfte...“

"... Aber leider als Bürger einer Nation, die in die Hände eines Kriegstreibers und Verbrechers gefallen war, und daher als willige Komplizen des

Verbrechens", antwortete der alte Mann, der offensichtlich ein Christ war, der sich, wie nur wenige in Deutschland, des im Wesentlichen antichristlichen Charakters unseres Hitler-Glaubens bewusst war.

Ich spürte, wie mein Blut vor plötzlicher Wut kochte. "In den großen Tagen", dachte ich, "hätte ich diesen Kerl sofort weggeschickt!" — ohne sofort zu begreifen, dass "in den großen Tagen" der Kerl seine Meinung sicher nicht so schamlos geäußert hätte. Das junge Mädchen an meiner Seite stieß mich mit dem Ellbogen an, um zu sagen: "Um Himmels willen, sprich nicht!" Aber es war zwecklos. Ich *konnte es* einfach *nicht* zulassen — jetzt, im Jahr 1953. dass eine solche Aussage in meiner Gegenwart gemacht wird, ohne zu protestieren.

"Was meinen Sie mit 'Kriegstreiber'?", fragte ich. "1939 gab es nur einen Kriegstreiber: England, das aus niederem Handelsneid entschlossen war, Deutschland zu vernichten, und das sich deshalb gerne zum Werkzeug der Juden machte. Lord Halifax selbst — dieser fromme Heuchler — bezeichnete es öffentlich als einen 'Erfolg der britischen Diplomatie', Deutschland *in einen Krieg* gezwungen zu haben, *den es nie gewollt hatte*. Und wen bezeichnen Sie als 'kriminell'? Was erscheint Ihnen 'verbrecherisch' an dem, der Deutschlands Herrscher war" (fast hätte ich gesagt: "in dem Führer"; aber ich habe vorsichtshalber das Wort "Herrscher" benutzt, das ungefähr dasselbe bedeutet, aber weniger grell ist) "und in seinem Regime?"

Die beiden Frauen sahen mich erstaunt und vielleicht auch ein wenig beunruhigt an; vielleicht fürchteten sie, dass meine Kühnheit uns alle drei in Schwierigkeiten bringen könnte, und bedauerten, dass sie mit mir gekommen waren, wer weiß? Der Mann war nicht nur erstaunt, sondern regelrecht schockiert.

"Es ist ein Verbrechen, Menschen zu Tausenden zu ermorden, nur weil sie Juden sind", antwortete er abrupt.

"Das hängt von der Werteskala ab", erwiderte ich. "Ihr Leute, die ihr an die 'Freiheit des Einzelnen' glaubt (oder so tut, als ob ihr dazu neigt), erwartet doch nicht, dass ihr allen dieselbe Werteskala aufzwingt, oder?"

Wieder stieß mich das junge Mädchen an meiner Seite, das im Gespräch mit mir selbst so freimütig war, mit dem Ellbogen an, um mir zu sagen: "Genug! Genug! Hör auf!"

Es herrschte eine schwere Stille. Unsere Schritte hallten unter dem hohen gotischen Gewölbe wider, als wir aus der leeren Kirche hinausgingen. Der alte Mann sprach nicht mehr mit mir. Ich bin es, der, nachdem ich zwei Markierungen in dem Tablett am Ausgang hinterlassen habe, meinen Standpunkt in wenigen Worten zusammenfasst, bevor ich gehe: "Ich respektiere alle Religionen, insofern ich nicht die Macht habe, diejenigen auszurotten, die ich für gefährlich halte", erklärte ich. "Aber ich persönlich teile nicht den christlichen Aberglauben an die so genannte 'Heiligkeit' eines jeden menschlichen Lebens und folglich die christliche Auffassung von Recht und Unrecht und werde dies auch nie tun. *Auf Wiedersehen*!"

Wir kamen heraus und gingen weiter in Richtung des Schlosses.

"Die Unverschämtheit dieses Kerls gefällt mir nicht", sagte ich und erinnerte mich an den Führer in der Kirche, sobald wir wieder unter uns waren.

"Ich auch nicht", antwortete mein jüngster Begleiter, "aber was kann man heutzutage schon tun? Hunderttausend Kerle dieser Art plappern — immer wieder denselben alten Unsinn: das, was man ihnen beigebracht hat. Es ist sinnlos, sie auf sich aufmerksam zu machen. Wir können sie nicht bekehren, genauso wenig wie sie uns bekehren können. Sie lieben und wollen das genaue Gegenteil von dem, was wir lieben und wollen. Und sie sind jetzt an der Macht. Und selbst solche wie dieser alte Narr können gefährlich sein."

"Aber ich kann nicht zulassen, dass er unseren Führer 'einen Verbrecher' nennt und nichts sagt!"

"Unser Führer selbst würde Ihnen zweifellos befehlen, vorsichtig zu sein, wenn er Sie hören könnte", sagte die Frau, die aus Russland gekommen war.

Vor dem alptraumhaften Hintergrund des zerstörten Nürnbergs — jenes Nürnbergs, das er so sehr liebte und das *ihn* so sehr liebte — stellte ich mir meinen angebeteten Führer vor. "Ja, was würde *er* sagen?", dachte ich. "Würde er mir wirklich vorwerfen, dass ich nicht hören kann, wie man ihn beleidigt, ohne zu antworten?"

Und das unauslöschliche Schuldgefühl, dass ich Jahre zuvor nicht nach Deutschland gekommen war, stieg erneut in meinem Herzen auf.

Wir erreichten den berühmten Platz: *Marktplatz* — früher *Adolf-Hitler-Platz*. Ich erkannte, weil ich sie auf Bildern gesehen hatte, den Brunnen aus dem siebzehnten Jahrhundert mit seinem verschlungenen, vergoldeten Bronzegeländer in der Nähe des Fußweges, den wir entlangkamen, und am gegenüberliegenden Ende des Platzes die malerische und schöne kleine Kirche: Die *Frauenkirche*. Ohne diese beiden Wahrzeichen hätte ich nie erraten können, dass ich mich an diesem Ort befand, denn von ihm ist nichts mehr übrig — kein einziges Haus. Die historischen Wahrzeichen sind wie durch ein Wunder erhalten geblieben; die historische Kulisse ist völlig verschwunden; der Platz ist jetzt eine unebene Sandfläche, auf deren einer Seite (im rechten Winkel zur Straße) eine Reihe von eilig errichteten Geschäften zu sehen ist. Dahinter, bis zum Bach und darüber hinaus, klafft eine tiefe Mulde voller Schutt, den eiserne Kräne — damals in Ruhe, denn es war Sonntag — allmählich wegräumen. Auf der anderen Seite, parallel zur Straße, steht die Kirche allein vor dem Hintergrund des Himmels. Die malerischen alten Häuser rechts und links davon gibt es nicht mehr.

Wir besuchten die Kirche, die gerade erst renoviert wurde. In der St.-Lorenz-Kirche war zumindest ein Teil der schönen Glasmalereien wieder an ihren

Platz gebracht worden; vor allem die prächtige *Rosette* in Rot und Blau und glühendem Violett war wieder da. Hier gab es gewöhnliche durchsichtige Fensterscheiben, durch die die Sonne hereinströmte; es gab neue Bänke, neue leere Wände. Und doch trug der Ort, wie die ganze Stadt, trotz aller Reparaturen den Stempel der Verwüstung. Ich war deprimiert.

Wir gingen hinaus, spazierten über den Platz und sahen uns den Brunnen an. Die beiden Frauen zeigten mir zwischen den ornamentalen Rundungen des Geländers den berühmten Ring, ein Rätsel der Kunstfertigkeit, von dem niemand verstehen kann, *wie* er an seinen jetzigen Platz gesetzt wurde. Ich verließ sie in einer Gruppe von Leuten, die darauf warteten, ihn aus der Nähe zu bewundern und, wenn möglich, ihn anzufassen und umzudrehen, und schlenderte eine Weile über den zerstörten Platz und den Fußweg, der ihn umgab...

In den glorreichen Tagen, zur Zeit der großen Parteiversammlungen, stand *irgendwo* gegenüber diesem Fußweg und den gegenüberliegenden Häusern, aus deren oberen Fenstern damals schöne Hakenkreuzfahnen aus roter Seide oder Samt mit goldenen Fransen hingen, der Führer und beherrschte von seiner Tribüne aus den ganzen Platz hinter sich und die ganze Straße vor sich. Der Platz war voll besetzt mit Reihen von Menschen, hohen Beamten, ausländischen Delegierten, Ehrengästen. An allen Häusern ringsum hingen jene prächtigen rot-weiß-schwarzen Fahnen, die das uralte Zeichen der Sonne, das des nationalsozialistischen Glaubens, tragen... Die Menge war still. Auch die Kirchenglocken, die bei der Eröffnung der Feierlichkeit im Chor mit denen der ganzen Stadt geläutet hatten, waren still. Über die Brücke und entlang der Straße in Richtung Schloss — von der Linken des Führers bis zu seiner Rechten — zogen Regimenter und Parteiformationen zu den siegreichen Klängen des unsterblichen Liedes stundenlang in unglaublicher Koordination aneinander vorbei... Und Adolf Hitler, den rechten Arm ausgestreckt, sah ihnen zu. Und sie grüßten ihn — die lebendige Seele des neuen Reiches — und blieben vor seiner Tribüne stehen, als sie vorbeizogen.

Ich versuchte, mir dieses einzigartige Schauspiel von Ordnung, Größe, Macht und kontrolliertem Enthusiasmus vorzustellen, diese Szene des großen Erwachens meiner Rasse im Westen, und ich wusste, dass ich es nicht konnte. Niemand könnte das, wenn er oder sie es nicht in seiner greifbaren Realität *gesehen* und *erlebt* hätte... Und wieder dachte ich: "Wo war *ich denn*?" In Südindien; in Zentralindien; in Lucknow; in Lahore; in Kaschmir; in Kalkutta — zur Zeit jeder Kundgebung an einem anderen, weit entfernten Ort — in dem Bestreben, die Brücke zwischen den beiden Hälften der arischen Welt zu sein; in dem Bestreben, den Weg für die Errichtung der nationalsozialistischen Weltordnung zu ebnen; in dem Bestreben, gegen die falschen Lehren und die irrigen Werte zu sprechen, die ihr im Wege stehen; in dem Glauben, nützlich zu sein — der Narr, der ich war! *Oh, warum war ich nicht hier gewesen*?

Ich versuchte, mir die stolze Gestalt des Führers in der Haltung des rituellen Grußes vorzustellen, vor diesem Hintergrund der Schönheit, der Kraft, der Freude, der Jugend in Uniform, der wehenden Fahnen und der glitzernden Helme und der heroischen Musik, im Rahmen der schönen alten deutschen Stadt, dort, wo ich *jetzt* nichts als trostlose Erde und ein paar erbärmliche neue Geschäfte und auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein oder zwei neue Häuser *sah*, und Gesichter voller Enttäuschung, Nostalgie, Bitterkeit oder einfach Langeweile; Gesichter, die dieser uninteressanten Nachkriegswelt überdrüssig sind, die das Gegenteil von allem ist, wofür das deutsche Volk gekämpft hat, von allem, was es wollte und immer noch will. Und die alte Sehnsucht wuchs in mir: "Ach, *diese* Vision des modernen Erlösers des Westens als *diejenige aufzustellen*, um die sich alle verstreuten Kräfte Deutschlands, ja des westlichen Aryandoms, sammeln und kristallisieren würden! Oh, die Einheit des arischen Westens — das ist nichts anderes als das Großreich seiner Träume — in seinem Namen zu predigen, öffentlich, eines Tages...!" — Aber wann?

In der Zwischenzeit gingen Kinder, die zu jung waren, um die große Zeit zu erleben, und denen in der Schule beigebracht wurde, sie als eine Zeit des Schreckens zu betrachten, mit ihren Eltern, die sich erinnerten, aber in dieser so genannten "freien" Welt nicht zu sprechen wagten. Wie lange würde das alles noch dauern? Wie lange noch würde es dieses Verbot für alles geben, wofür wir stehen?...

Ich ging zurück zum Brunnen, wo die beiden Frauen auf mich warteten. Das Mädchen wollte sich unbedingt von mir verabschieden, denn es war kurz vor zehn Uhr. "Wann gehst du?", fragte sie mich.

"Heute Abend oder morgen", antwortete ich. "Ich wünschte, ich könnte länger bleiben, aber... ich fürchte, ich kann nicht. Ich möchte nur die *Luitpold-Arena* und die *Zeppelin-Wiese* sehen, und auch den Ort des Prozesses und, wenn ich kann, den Ort, an dem der Elf starb."

"In diesem Fall werde ich Sie wahrscheinlich nicht wiedersehen. Aber ich bin froh, Sie getroffen zu haben. Und ich werde Sie nicht vergessen. Viel Glück, wohin Sie auch gehen! *Auf Wiedersehen*!"

"*Auf Wiedersehen*!"

Die Frau, die in Russland inhaftiert war, blieb bei mir.

Wir wanderten weiter durch die Überreste Nürnbergs, und ich versuchte mir immer wieder die schöne Stadt in den Tagen des Friedens, des Stolzes und des Glücks vorzustellen — bevor die Teufel sie zerstörten. Wo immer wir verkohlte Mauern, leere Räume oder Reihen von Geschäften sahen, die in aller Eile aus Holz oder billigen Ziegeln und Zement mit oder ohne Verputz errichtet worden waren, versuchte ich, mir solche Häuserreihen vorzustellen, wie ich sie auf Fotos oder auf den attraktiven Touristenplakaten — "Besuchen Sie

Deutschland!" — gesehen hatte, die vor dem Krieg in Reisebüros oder auf wichtigen Bahnhöfen an den Wänden hingen und Menschen aus aller Welt in das schöne und blühende Land Adolf Hitlers einluden. Ich erinnerte mich auch daran, dass diese Bastion des Nationalsozialismus gleichzeitig "die Stadt der Katzen" war, und ich erinnerte mich an die malerischen Holzbalkone vor den Fenstern der lieben alten Häuser (und manch eines modernen, mehrstöckigen Mietshauses) — die Balkone, auf denen sich die wohlgenährten, glänzenden, glücklichen Katzen, deren Besitzer keine Gärten hatten, in der Sonne sonnten. Einer der besten deutschen Nationalsozialisten, die ich kenne, der zufällig — wie ich — gleichzeitig ein Katzenliebhaber ist, hatte mir von diesen Balkonen erzählt. Und ich stellte mir bequeme, runde, pelzige Köpfe vor, mit seidigen Autos und grünen oder goldenen Augen, schwarz-weiß, samt-schwarz, ingwerfarben oder aschgrau, — oder mit den urzeitlichen Streifen, die die wilden Katzen im Dschungel unsichtbar machen. die zwischen den Stäben der hölzernen Geländer herausschauen. Worauf schauen sie? Über den Aufstieg der überlegenen Menschheit: über gesunde, gut aussehende junge Männer in brauner Uniform, die durch die Straßen ziehen; über schöne, gesunde Kinder, die im Bewusstsein ihrer Stärke wachsen; über junge Frauen und Mädchen — immer mehr von ihnen in blauer Uniform. die glücklich sind, die tatsächlichen oder potenziellen Mütter von mehr solchen Kindern und mehr solchen echten Männern zu sein; und hin und wieder über glückliche Menschenmengen, die begeistert die Arme ausstrecken, wenn eine Prozession vorbeizieht, über der Fahnen gegen den blauen Himmel flattern (immer diese prächtigen roten Fahnen, die in Schwarz auf einer weißen Scheibe zu hören sind, das Zeichen des Lebens — und des Todes — in Gesundheit und Herrlichkeit!). Ja, mittelalterlich aussehende Häuser, innen mit allen modernen Gebrauchsgegenständen ausgestattet; heimelige Katzen, Geschöpfe von Anmut und Ausgeglichenheit; und Tausende von jungen Deutschen — jung, auch wenn sie über fünfzig waren, denn ganz Deutschland war jung in den großen Tagen — arbeiteten und sprachen, marschierten und sangen im Rhythmus eines neuen Lebens, unter Julius Streichers unmittelbarer Verwaltung, unter Adolf Hitlers inspirierter Führung, im Schatten des ewigen Hakenkreuzes; *das* war Nürnberg gewesen — mein eigener Traum, sichtbar und greifbar; materialisiert auf dieser Erde, jahrelang.... bis die Teufel ihn zerstört hatten. Wie oft hatte ich nicht Bilder davon auf den Plakaten "Visit Germany" gesehen! Zum millionsten Mal fragte ich mich, warum ich meine Rückkehr nach Europa immer wieder aufgeschoben hatte (als ob es keinen Grund zur Eile gegeben hätte) und nie diese Pracht, die ein Parteitag in dieser außergewöhnlichen Umgebung war, gesehen hatte.

Wir sahen die St. Sebaldus-Kirche: eine Ruine, die deutsches Geschick, Geduld und Willenskraft eines Tages wieder zum Leben erwecken würde - niemand konnte bisher sagen, wann. Wir sahen das Haus, in dem der Maler Albrecht Dürer (der wie alle überaus großen Künstler auch ein Weiser war) gelebt,

meditiert und geschaffen hat. Wie die Frauenkirche am Adolf-Hitler-Platz ist es wie durch ein Wunder der Zerstörung entgangen. Das ganze Viertel besteht aus einer Reihe von Trümmergruben zwischen einer wachsenden Zahl völlig neuer Häuser. Ich dachte an die geheimnisvolle, unpersönliche Macht, die nur dieses eine alte Haus inmitten der Feuerströme aufrecht erhalten hatte. Und ich erschauderte mit einer Art religiöser Ehrfurcht...

Auf der Türschwelle eines halb verfallenen, aber noch bewohnten Hauses bemerkte ich eine wohlgenährte, gepflegte gelbe Katze — die erste, die ich in Nürnberg sah. Eine andere, eine schwarz-weiße, ebenfalls in gutem Zustand, lag ein paar Schritte weiter. Ich blieb stehen, schloss meine Hand und hielt sie der nächstgelegenen Katze hin. Das Kätzchen schaute mich verständnisvoll an, stand auf, rieb seinen glänzenden Kopf an meiner Faust und schnurrte. Ich streichelte es, hob es auf und hielt es eine Weile in meinen Armen. "Mein Samt, meine Seide, meine gelben Streifen, mein schnurrendes Fell", sagte ich und streichelte es weiter. Es schnurrte noch lauter. Ich erinnerte mich an den Ausdruck: "Stadt der Katzen...“Das reizende Geschöpf schien mir zu sagen: "Wärst du nur früher gekommen... vor Jahren! Du hättest viel von uns gesehen. Jetzt haben *sie* auch bei uns Zerstörung angerichtet. Es ist zu spät...“ Wieder traten mir Tränen in die Augen.

Ich setzte die Katze ab und holte meinen Begleiter ein, der langsam weiterging und nun auf die Statue von Albrecht Dürer in der Mitte eines kleinen Platzes blickte. Auch ich betrachtete sie schweigend. Es ist eine gute Statue, aber vielleicht weniger eindrucksvoll als die bloße *Atmosphäre* des alten Hauses.

Es gab eine lange Pause, in der sowohl meine Begleiterin als auch ich in unsere Gedanken vertieft waren. Dann, plötzlich, nachdem wir einen Schritt gemacht hatten und ein paar Schritte mit ihr gegangen waren.

"Könnten Sie mich nicht zur *Zeppelin Wiese* und zur Luitpold Arena bringen", sagte ich, "es ist schon spät. Und ich möchte auch den Ort des Martyriums sehen; Sie wissen, was ich meine: den Ort, an dem die Elf am 16. Oktober 1946 getötet wurden."

"Zeppelin Wiese und *Luitpold Arena* sind weit weg — außerhalb der Stadt — und es sieht so aus, als würde es regnen, und ich habe keinen Regenschirm, und du auch nicht", antwortete sie und deutete auf die Wolken, die am Himmel erschienen waren. "Aber ich werde dich zu dem anderen Ort bringen. Ich wollte nur, dass wir zuerst das Schloss sehen. Wir befinden uns gerade auf dem Hügel, auf dem es steht. Willst du es nicht sehen? Die Burg von Kaiser Barbarossa?"

"Natürlich weiß ich das!", antwortete ich ohne zu zögern. "Ich wusste nur nicht, dass wir nach unseren Wanderungen zum Felsen zurückgekehrt sind. Ich wußte nicht, daß er so nahe ist. Ja, lass uns hinaufgehen!"

Blitzartig erinnerte ich mich an den großen Stauferkaiser Friedrich Barbarossa, der mit Richard Löwenherz, dem König von England, und Philipp-

Augustus, dem König von Frankreich, am Dritten Kreuzzug teilnahm und im fernen Osten starb, aber — so heißt es — "zurückkommen wird".

Wir gingen aufwärts und aufwärts, durch alte, schmale Straßen, sauber und immer noch malerisch, immer noch schön, obwohl viele von ihnen halb verfallen waren. Wir erreichten den Eingang des Schlosses: das massive Tor, das in einen quadratischen Innenhof führt, wo ein Führer gerade einigen amerikanischen Touristen etwas über die Geschichte und die architektonischen Merkmale des Gebäudes erklärte, bevor er sie nach oben führte. Meine Begleiterin, die das Schloss schon einmal gesehen hatte, hatte keine Lust, es noch einmal zu sehen; sie wollte nur, dass *ich* es sehe. Da sie müde war, setzte sie sich in den Büroraum neben der Tür, während der andere bestellte Führer — ein älterer Mann — sich um mich kümmerte.

Ich folgte ihm die Treppe hinauf, in den einen und dann in den anderen Saal und lauschte halb der ausführlichen Geschichte des Schlosses, die er mir wiederholte, nachdem er sie schon tausendmal anderen Besuchern erzählt hatte, immer mit derselben monotonen, müden Stimme, als würde er eine Lektion vortragen. Eine Zeit lang ruhten meine Augen auf den Porträtbildern von Königen und Königinnen, Herzögen und Herzoginnen, die an hohen, weiß getünchten Wänden hingen, und auf den Rüstungen verschiedener Typen und Epochen, die in einer Reihe auf jeder Seite eines besonderen Saals standen. Aber die ganze Zeit über *spürte ich* die Gegenwart der Ruinenstadt am Fuße des Felsens, auf dem die Burg erbaut ist. Und wann immer ich durch ein Fenster einen Blick darauf werfen konnte, tat ich das. Selbst aus der Ferne konnte man sehen, dass sie eine Ruine war.

Wir erreichten die schöne Doppelkapelle: zwei schlichte, übereinander liegende Gewölbesäle mit wenig Verzierungen, aber im besten Stil: Steinsäulen mit fein gemeißelten Kapitellen — alle unterschiedlich — und ein gemeißelter Steinaltar. Hier hielten die Ritter von einst die Messe ab und beteten für den Erfolg ihrer Waffen. Ich lehnte mich über das Geländer der höheren Kapelle und stand dem Altar direkt gegenüber. Es herrschte eine unheimliche Stille, eine zeitlose Stille, in der Schritte auf dem kalten Steinpflaster seltsam widerhallten. Dann sprach der alte Führer wieder, mit derselben monotonen, müden Stimme. Aus irgendeinem Grund nahm seine Stimme in dieser besonderen Ecke des Schlosses, die voller Echos war, eine gespenstische Feierlichkeit an; sie klang, als käme auch sie aus einer anderen Welt: "Im Jahr 1188 stand hier auch Kaiser Friedrich Barbarossa und betete, der bald darauf die deutschen Ritter in den Osten führen und nie mehr zurückkehren sollte", sagte diese Stimme. "Du kennst die Geschichte, nicht wahr? Er wurde in einem Fluss in Kleinasien ertränkt. Aber sein Volk wollte nicht glauben, dass er tot war. Sie erzählten, dass er sich mit seinen Paladinen in eine Bergfestung zurückgezogen hatte, aber dass er eines Tages, wenn das Volk ihn braucht, zurückkehren würde, um es wieder zu Ruhm und Ehre

zu führen. Wir haben ihn seit dem zwölften Jahrhundert viele Male gebraucht. Aber er ist nie gekommen. Und wir warten immer noch...“

Ich erschauderte, denn die erschütternde Wahrheit — die Wahrheit hinter dem ewigen Mythos der Erlösung — war mir wieder einmal schlagartig bewusst geworden.

"Sind Sie so sicher, dass *Er* nie zurückkam?", fragte ich rätselhaft. "Hätten Sie *Ihn* erkannt — den guten Führer aller Zeiten und Deutschlands wahren Retter, den natürlichen Herrscher der herrschenden Rasse — wenn Sie *Ihn* gesehen hätten? Und wenn Sie *Ihn* im nächsten oder übernächsten Jahr oder in fünf Jahren wiederkommen sehen, werden Sie *Ihn* in *seinem* modernen Gewand erkennen?"

"Was meinen Sie?", rief der alte Führer aus. Soll ich das so verstehen, dass du auf... jemanden... aus unserer Zeit anspielst? Oder sprichst du symbolisch, ohne dich auf eine bestimmte Person zu beziehen?"

Ich wollte keine Diskussion. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass dies nicht der richtige Ort für eine solche war. Und fast hätte ich es bereut, so offen gesprochen zu haben. Ich antwortete ausweichend:

"Es ist egal, was ich gesagt habe. Nimm es, wie du willst. Man kann poetischen Legenden immer mehr als eine Bedeutung geben, nicht wahr?"

Aber in Wirklichkeit hatte ich an unseren Führer gedacht und dachte immer noch an ihn.

Ich blieb noch eine Weile über das Geländer gelehnt — wie eine mittelalterliche Dame.... um über die alte Legende vom unsterblichen Führer, der wiederkommt, nachzudenken. Und die heiligen Worte der Bhagavad-Gita — des ältesten erhaltenen arischen Buches der ganzheitlichen Weisheit — kamen mir in den Sinn, hier, in der Kastenkapelle, inmitten des zerstörten Nürnbergs, wie wenige Tage zuvor in Braunau am Inn, vor dem Geburtshaus Adolf Hitlers: "Wenn die Gerechtigkeit vernichtet wird, wenn das Böse die Oberhand gewinnt, *komme* ich; Zeitalter um Zeitalter gebäre ich wieder und wieder, um die Welt zu retten."

In diesem Moment erreichte mich aus einer Kirche irgendwo in der Stadt unten der Klang von Glocken. Es gibt nur wenige Dinge, die so nostalgisch und schön sind wie der Klang von Glocken. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ich selbst lange Zeit in meiner Heimatstadt am Vorabend meiner Abreise nach Indien, vor mehr als zwanzig Jahren, diese Musik mit einem seltsamen Gefühl der Schicksalhaftigkeit hörte... Oh, warum war ich *damals* gegangen? Warum *hatte ich gehen müssen* — und jeden direkten Kontakt mit dem Dritten Reich auf dem Höhepunkt seines Glanzes verpassen müssen? Hatten es die unsichtbaren Mächte, die jedes Schicksal lenken, so gewollt, damit ich dort lernte, die alte deutsche Legende — Ausdruck einer immerwährenden kollektiven Sehnsucht — mit dem uralten Wesen der arischen Wahrheit zu verbinden, mit der Botschaft von dem, der wiederkommt? damit ich *jetzt,* nach dem vorübergehenden Zusammenbruch Deutschlands, dem Nationalsozialismus — *ihrem* Nationalsozialismus — jene

stupende, mehr als politische Deutung geben kann, die nur wenige seiner deutschen Vertreter selbst zu geben wagten, indem sie ihn als das westliche Äquivalent der alten, alten Weisheit der schönen, Sanskrit sprechenden Invasoren Indiens anpriesen und die Kluft zwischen den beiden Hälften des Aryandoms im heiligen Namen Adolf Hitlers überbrückten? Damit ich die Mission Deutschlands im Lichte der kosmischen Wahrheit verstehen und verkünden konnte, wie es noch kein anderer — zumindest kein Ausländer — zuvor getan hatte? Oh, wenn *das* der verborgene Grund — der *wahre* Grund, den ich selbst nicht kannte — meines Aufbruchs zum nostalgischen Höllenlärm war, (dachte ich mit Tränen in den Augen) war es das wert! Ich hatte meinen geliebten Führer nicht gesehen, — nie; nicht die großartigen Parteiversammlungen; nicht das Dritte Reich in seiner Größe gesehen. Aber selbst dieser ungeheure Preis war nicht zu hoch, wenn ich ihn bezahlt hatte, um das zu tun, was ich allein für den Triumph unserer nationalsozialistischen Wahrheit für immer tun konnte: für die Doppelherrschaft des Großdeutschen Reiches: über die Erde *und* über das arische Bewusstsein, für immer!

Der Fremdenführer, der sah, dass ich eine Weile allein sein wollte, hatte mich verlassen. Die Stimme der Glocken sprach weiter zu mir, aus dem Herzen des gemarterten Nürnbergs — zu mir, der ich nicht den freudigen Chor der Glocken aus allen Kirchen der Stadt gehört hatte, bei der Eröffnung der alten Parteiversammlungen, in den großen Tagen. "Das Tun, das Pflicht ist, um der Pflicht willen allein, der *Verzicht auf die Früchte des Tuns*, wie es im alten Buch heißt, ist auch die Regel unseres Kampfes um die Durchsetzung der arischen Werte. Siehst du, haben wir nicht auf den unmittelbaren Sieg, ja auf unsere Existenz in diesem heiligen Kampf verzichtet?" sagte die Stimme der Stadt Streichers, — die Stimme von Adolf Hitlers Deutschland; auch von Friedrich Barbarossas Deutschland und von Hermanns, noch lange vorher; die Stimme Deutschlands aller Zeiten; der lebendige Ausdruck der unzerstörbaren kriegerischen arischen Weisheit im Westen.

So nah und doch fern, losgelöst, ätherisch, schien das bronzene Lied jenseits der Enttäuschung, der Bitterkeit und der Ohnmacht der Gegenwart — jenseits des heldenhaften Verzichts auf schnellen und leichten Erfolg — die Freude über die Wiederkehr des ewigen Führers anzudeuten, *der wiederkommt, Zeitalter um Zeitalter...*

Widerstrebend riss ich mich von der Kapelle los, in der der große Stauferkaiser gebetet hatte, schloss mich dem Führer in der angrenzenden Halle an und folgte ihm unter dem Klang der weithin hörbaren Glocken zurück zum Eingang des Schlosses.

Der andere Fremdenführer, der längst seine Amerikaner belehrt hatte, stand an der Tür des Raumes, in dem ich meinen Begleiter zurückgelassen hatte. Er war

viel jünger als derjenige, der mich herumgeführt hatte — jünger als ich selbst — und hatte ein schönes, energisches Gesicht; "das Gesicht von einem von uns", dachte ich. Mein Begleiter und ich blieben mit ihm allein, als eine neue Gruppe von Amerikanern (diesmal Soldaten in Uniform) hereinkam und mein ehemaliger Führer ihnen seine Dienste anbot.

Der junge Mann merkte wohl, dass ich tief bewegt war; vielleicht war ich ihm auch so sympathisch wie er mir. Er sprach mit mir. "Hat Ihnen das Schloss gefallen?", fragte er mich zur Begrüßung.

"Gewiss", erwiderte ich, "all diese Festungen aus dem Zeitalter der Ritterlichkeit sprechen mich an. Sie sprechen mich an, abgesehen von ihrer Architektur, weil sie jener Epoche angehören, die einen Glauben hatte (ganz gleich, ob es der *meine* war oder nicht), der ernsthaft war und an Ehre und Treue glaubte und an Kraft, die in den Dienst der Wahrheit gestellt wurde, wie es heute nur noch die verfolgte Minderheit tut."

Die strengen Augen des Mannes blickten mich prüfend an. "Wen nennen Sie mit so viel Bewunderung 'die verfolgte Minderheit'?", fragte er.

"Diejenigen, die nicht um einer Illusion willen, sondern um der unerschütterlichen Wahrheit aller Zeiten in ihrer heutigen Ausprägung willen Folter (und in Tausenden von Fällen den Tod) erlitten haben, und die lieber noch einmal acht Jahre Hölle durchmachen würden, als ihren Glauben zu verleugnen, das ist auch der meine: Den Glauben an die höhere Menschheit und an Deutschland als den Vorboten und Führer des Erwachens der höheren Menschheit; die, die die Welt haßt, weil sie frei sind, auch hinter Gittern, und stark, auch wenn ihre Körper zerrissen und gebrochen sind — unbesiegt, auch wenn dieser Krieg, den sie kämpften, verloren ist; die, die '*treu sind, wenn alle untreu werden*'," antwortete ich aus tiefstem Herzen und wagte es, endlich die ersten Worte des Liedes der S.S.-Männer. "*Die* erkläre ich für geeignet, die Erde zu regieren!"

Der Mann zog mich in eine Ecke des Hofes, schenkte mir das beruhigende Lächeln der Kameradschaft, streckte mir die Hand entgegen und sagte, meine Hand in der seinen haltend: "Ihre Bewunderung rührt mich. Ich bin ein SS-Mann, treu zu meinem Eid. Und Sie?... Sie sehen südeuropäisch aus... Aber kein Ausländer hat je so gesprochen wie du. Wer sind Sie?"

"Ein Südeuropäer in der Tat — zumindest teilweise", antwortete ich. "Aber ein Arier zuallererst und zuletzt; ein Arier, der in Adolf Hitlers neuem Deutschland den natürlichen Führer des Pan-Aryandoms gesehen hat."

"Ich weiß, dass Sie es ernst meinen", sagte der Mann. "Und ich bin froh, Sie getroffen zu haben."

Er gab mir seinen Namen und seine Adresse. Ich gab ihm eine Adresse, unter der er mich erreichen konnte.

"Leben Sie in Deutschland?", fragte er.

"Ich werde es sein, — wenn ich es kann...“, antwortete ich.

Und wir trennten uns. Der ehemalige SS-Mann führte eine weitere ungestüme und auffällige Gruppe amerikanischer Touristen in das alte Schloss.

Die Frau, die in Russland gefangen gehalten worden war, stand am Tor und wartete auf mich. Ich folgte ihr durch die halbverfallenen Straßen bis zu einer Kreuzung, die ich nicht erkannte, obwohl wir, wie sie sagte, schon einmal dort vorbeigekommen waren, irgendwann am Morgen. Von dort brachte uns ein Straßenbahnwagen über die *Fürtherstraße* zum Justizpalast: das Gebäude, in dem die größte Schande der Weltgeschichte — die Nürnberger Prozesse 1945, 1946, 1947 — stattgefunden hat; und in der Nähe der Gefängnismauern, hinter denen die Elf für immer den Ruhm der Märtyrer gewonnen haben.

Diese Reihe dreistöckiger, giebelständiger Gebäude von eleganter und nüchterner Architektur ist eines der wenigen großen Denkmäler des alten Nürnberg, die die Tortur der alliierten Luftangriffe überstanden haben. Sie nimmt (zusammen mit dem mit schönen Bäumen bepflanzten Boden und den Rasenflächen, die sich vor ihr erstrecken) den gesamten Raum ein, der von der breiten *Fürtherstraße* und zwei rechtwinklig zu ihr verlaufenden Seitenstraßen begrenzt wird.

Langsam schritt ich den Fußweg entlang des Eisengeländers ab, das den grünen und schattigen Boden begrenzte. Die Tore waren geschlossen, wir konnten also nicht hinein. An einem der geschlossenen Eingänge erregte ein Schild meine Aufmerksamkeit: "Besuchszeit von 8 bis 12 Uhr". "Ich bin zu spät gekommen — zu spät, wie immer", dachte ich. "Ich hätte direkt vom Bahnhof kommen sollen, anstatt diese Kirchen zu besuchen. Aber der Schaden war nicht irreparabel. Ich würde noch eine Nacht in der Bahnhofsmission bleiben und am nächsten Tag kommen, um den Saal zu sehen, in dem der unheimliche Prozess stattgefunden hatte... (Außerdem war es Sonntag; und wer weiß, ob Besucher überhaupt erlaubt waren, selbst "von 8 bis 12"?) Und wenn ich aus irgendeinem Grund am nächsten Tag nicht hineingelassen würde, nun, *irgendwann*... — wenn der Tag der Rache anbrechen würde — würde ich den Saal auf jeden Fall sehen. Sie sehen... und... — vielleicht, wer weiß?... — das Vergnügen haben, unsere Verfolger vor der ganzen Welt anzuklagen, in eben jenen Mauern, in denen *sie* ihre langwierigen Prozesse des Hasses, der Heuchelei und der Lügen geführt haben.

In der Zwischenzeit schritt ich den Fußweg entlang, den Blick auf die stattlichen Gebäude gerichtet, während die Frau, die aus Russland gekommen war, schweigend neben mir herging. Ich erinnerte mich an die spektakulären Vorgänge, an die Kommentare der damaligen Zeitungen (die man mir *erzählt* hatte, denn ich habe sie nie gelesen) und an die weltweite Verleumdungskampagne, die damals geführt wurde, um das ganze schändliche Schauspiel zu untermauern. Ich erinnerte mich an mein eigenes Leben während der großen Schande: an meine heftigen Auseinandersetzungen darüber in Indien

mit schlecht informierten oder dummen Menschen oder mit Menschen, die unserem Glauben tatsächlich feindlich gesinnt waren; und an den noch verabscheuungswürdigeren Geist, mit dem ich schon auf dem Dampfer konfrontiert war, der mich von Bombay nach Southampton brachte; und an meine Ankunft in London, nur um irgendwo in der Oxford Street in riesigen schwarzen Buchstaben auf weißem Grund die Ankündigung einer Ausstellung zu sehen: "Nazi atrocities; entrance: Eintritt: ein Schilling sechs Pence"; und dann hörte ich überall, wo ich hinkam — in Milchbars und "Express-Molkereien", in Wartesälen von Bahnhöfen, in den Häusern der Leute. den Rundfunk, der mir seine Beschimpfungen gegen alles, was ich liebte, entgegenbrüllte; seine Informationen über den damals laufenden Prozess, über weitere Verhaftungen prominenter Nationalsozialisten und weitere Demontagen von deutschen Fabriken; das Lob des Morgenthau-Plans und, was noch wütender war als alles andere, die frommen und gönnerhaften Ermahnungen naiver Geistlicher zur "Rückkehr Deutschlands zu christlichen Gefühlen"; nur um an den Wänden in der "Röhre" (der unterirdischen elektrischen Eisenbahn) dieses Meisterwerk der Anti-Nazi-Heuchelei zu sehen: Bildplakate von Christus, der mit einer Hand ans Kreuz genagelt ist und mit der anderen.... kleine Jungen und Mädchen segnend, unter denen man die Worte las: "Habt Mitleid mit den hungernden deutschen Kindern!" Ich erinnerte mich, wie ich selbst vor einem dieser Bilder stand — eine Beleidigung sowohl für uns *als auch* für den galiläischen Propheten (der jedenfalls *aufrichtig* war und nicht für die Karikatur seiner weltfremden Lehre durch Paulus von Tarsus verantwortlich gemacht werden kann) — und mich sprachlos fühlte angesichts der tiefen Inkonsequenz des Gestalters, der es entworfen hatte, und der tiefen Dummheit der bibelfesten Massen, die es beeindrucken sollte. (Konnten letztere nicht begreifen, dass *sie* und ihr Hass und die Bomber der R.A.F. die Ursache für die Not der deutschen Kinder waren?)

Ich erinnerte mich an die Nacht, die ich in Mrs. Ponworths Pension in der Wood Street 37 — oder war es Wood Lane? — Highgate, London; ein internationaler Ort, wenn es je einen gab, den mir jemand empfohlen hatte, in der naiven Annahme, dass mir als "Ausländer" die Atmosphäre nur gefallen konnte. Und ich erinnerte mich an den Abendbrottisch, an dem ich einer höchst anstößigen Jüdin gegenüber gesessen hatte, während ein Inder neben mir und ein Neger zwischen ihm und ihr saß. Die anwesenden Engländer, kaum besser als sie, (und jedenfalls weniger berechtigt als sie in ihrem Haß gegen uns und alles, wofür wir stehen), hörten alle mit lauten Ausrufen des Entsetzens zu, was die Israelitin über die Behandlung ihrer Rassenbrüder in Deutschland zu sagen hatte, und teilten lautstark ihre Auffassung von "Gerechtigkeit". Sie und sie — der ganze streitende Tisch, mit zwei oder drei Ausnahmen — stimmten mit den Prinzipien überein, die den Nürnberger Prozess rechtfertigen sollten. Sie fanden nur, dass der Prozess zu lange dauerte. Der Inder schwieg — vielleicht interessierte er sich nicht für europäische Angelegenheiten, vielleicht war er anderer Meinung und traute sich

nicht zu sprechen. Und ich — ich, der einzige Nazi an diesem Ort, soweit ich das beurteilen kann — sagte auch nichts; *konnte* nichts sagen, obwohl ich vor Empörung und Hass kochte. Ich war aus Indien gekommen, um mir auf die eine oder andere Weise eine militärische Genehmigung für das besetzte Deutschland zu sichern. Um jeden Preis musste ich unbemerkt bleiben. Aber nichts war mehr gegen meine Natur und daher schmerzhafter für mich, als dieses erzwungene Schweigen. Dann geschah etwas Unerwartetes, — etwas Außergewöhnliches. Als die Jüdin und die Sklaven des Judentums damit fertig waren, unseren Führer und diejenigen, die für Deutschland und für ihn und für die arische Rasse sterben sollten, zu beleidigen, erhob der Neger seine Stimme. "Ich bin ein Christ", sagte er schlicht. "Ich verstehe nichts von Politik, aber eines weiß ich: Jesus, mein Meister, hat allen, die ihn lieben, gesagt, sie sollen ihre Feinde lieben und niemanden verurteilen. Das ist sein Wille. Ihr Engländer nennt euch auch Christen. In diesem Fall solltet ihr weder so reden noch so handeln, wie ihr es tut. Gott allein wird über die Männer urteilen, die ihr "Kriegsverbrecher" nennt, so wie er über uns alle urteilen wird. *Eure* Aufgabe ist es, ihnen zu vergeben, wenn ihr glaubt, dass sie euch Schaden zugefügt haben; ihnen zu vergeben und sie freizulassen. Dieser Nürnberger Prozess ist ein ungeheuerlicher Akt der Heuchelei und eine Schande für Europa, Amerika und Russland; und eine Schande für alle Christen, die nicht dagegen protestieren!"

Dies war so untadelig logisch in seiner Naivität, dass die Streithähne nicht wussten, was sie sagen sollten. Es herrschte eine unangenehme Stille, — die Stille der Beschämten. Allein die Jüdin lachte laut auf und wandte sich an den Neger:

"*Das* ist das Komischste, was ich je gehört habe", rief sie aus. "Nazis im Namen des Christentums zu verteidigen! Aber *sie* glauben nicht an deinen Jesus, mein Freund! Sie glauben an Hitler. Und sie wären die ersten, die lachen würden, wenn sie dich hören könnten...“

Doch der einfältige Afrikaner ließ sich nicht entmutigen. "Das mag sein", antwortete er. "Aber *ich* glaube an Jesus. Und die Richter, die dort in Nürnberg sitzen, sagen, dass sie es auch tun. Jeder Mensch sollte tun, was *sein* eigener Meister ihm sagt. Die Nazis haben insofern recht, als sie die anderen so behandeln, wie Hitler es will. Aber wir sind im Unrecht, wenn wir sie nicht so behandeln, wie Jesus — *unser* Meister — es von *uns* verlangt. Und *er* sagte: 'Liebe deine Feinde und tue Gutes denen, die dich hassen.'"

"Ehrlich, du bist das Ende!", platzte die Jüdin heraus. Und sie fügte ironisch hinzu: "Sie sollten darum bitten, nach Nürnberg geschickt zu werden und den Platz des Anwalts der Kriegsverbrecher einzunehmen!"

Zum ersten Mal, soweit ich mich erinnern kann, — und vielleicht auch zum letzten Mal — hatte ich bei dieser Gelegenheit trotz meiner selbst einen Anflug von Sympathie für die Lehre des Galiläers empfunden, ich, der stolze arische Heide, der sie mein Leben lang so erbittert bekämpft hatte. Ich hatte wenigstens blitzartig gedacht: "Mensch, ich hätte nie gedacht, dass man den alten

Aberglauben so gut gebrauchen kann!", und das ist die höchste Anerkennung, die ich einer Lehre zollen kann, die die Leugnung unseres Führers ist.

Ich erinnerte mich jetzt an diese beredte Episode, in all ihrer Lebendigkeit. Ich erinnerte mich auch an den Zustand Deutschlands im Jahre 1948 und stellte mir vor, wie es zwei Jahre zuvor ausgesehen haben muss. Und vor diesem alptraumhaften Hintergrund von Ruinen und Verzweiflung und unerbittlicher, unerhörter Verfolgung stellte ich mir vor, wie *sie* — die engsten Mitarbeiter unseres Führers, seine Kämpfer der ersten Stunde, mit ihm zusammen die Schöpfer des Dritten Reiches und die Begründer der Neuen Zeit, meine Vorgesetzten — ich stellte mir vor, wie sie durch einen mit Menschen gefüllten Saal gehen, — irgendwo, in einem dieser Gebäude direkt vor mir, — und einer nach dem anderen vor ihren Richtern und vor der ganzen Welt und vor der Geschichte stehen, mit erhobenem Haupt, und erklären: "Ich plädiere auf unschuldig!" Ich stellte mir unter anderem Hermann Göring vor, wie er zum letzten Mal vor dieser feindseligen Menge — Richter, Staatsanwälte, Dolmetscher, Sekretärinnen, Schreibkräfte, offizielle "Beobachter", private Schaulustige — so ruhig und überzeugend und begeisternd sprach, als hätte er vor dem *Reichstag* eines siegreichen Deutschlands gesprochen. Und eine nach der anderen übertönten die festen und furchtlosen Stimmen das weltweite Getöse von niederen Verleumdungen und wahnsinnigem Hass. Und Görings Stimme — dachte ich — wird noch in fünftausend Jahren unsere Verfolger anklagen und verurteilen...

Wenn ich jetzt, nach sieben Jahren, vor dem "Justizpalast" stehe und mich an all das erinnere, schaudert es mich von Kopf bis Fuß.

Die Frau, die aus Russland zurückgekehrt war, stand lange Zeit schweigend und regungslos an meiner Seite und dachte zweifellos auch an unsere Märtyrer. Schließlich wandte sie sich an mich. "Komm", sagte sie, "ich zeige dir die Mauer, hinter der *sie* gestorben sind.

Wir folgten einer Straße, die an einer Seite des Außengeländes entlangführt. Das Gefängnis befindet sich hinter dem letzten Gebäudekomplex. Die Mauern, die es umgeben, scheinen die des Tribunalgeländes zu verlängern. Wir gingen bis zu einer Stelle, von der aus man das Dach und das obere Stockwerk des Gefängnisses erkennen konnte. Die Frau, die aus Russland gekommen war, blieb stehen und streckte ihre Hand aus, um uns zu begrüßen:

"Es war hier, irgendwo hinter dieser Mauer, in der *Turnhalle* des Gefängnisses, wurde mir gesagt..."

Erneut erschauderte ich. Ein kaltes Gefühl lief über meine Wirbelsäule und durch meinen Körper. Und ich hatte den seltsamen Eindruck, dass eine Kraft — ein Nervenstrom — von meinem Kopf ausging (eine Erfahrung, die für mich nicht neu war, obwohl ich sie in meinem Leben nur selten gemacht hatte). Ich fühlte mich in direkter Berührung mit allmächtigen Kräften, die ich nicht kannte und nicht kontrollieren konnte, die ich aber auch nicht fürchtete — im Gegenteil; ich

war froh, sie so nahe zu spüren. Ich dachte intensiv an die Elf — und an die (ebenfalls von diesem Schandgericht Verurteilten), die nach all den Jahren immer noch in Spandau sind; und an alle, die für ihren Glauben an unseren Führer durch die Hand unserer Verfolger starben oder litten und immer noch leiden.

Und mein Geist eilte zurück zu Ihm und Ihr — zu Ihr, der Energie des Herrn des kosmischen Tanzes, untrennbar von Ihm, — Dem ich mit Opfergaben von Reis und Zucker und Früchten und leuchtend roten Jaba-Girlanden für Deutschlands Siege gedankt hatte, *damals*, im glorreichen Jahr 1940, in weit entfernten indischen Tempeln; und Den ich in der Tiefe der Katastrophe und immer wieder beim Anblick der Ruinen des gemarterten Landes angefleht hatte. Über der Stelle, an der fast sieben Jahre zuvor der Galgen errichtet worden war, spürte ich die Gegenwart des doppelten Rächers; ich sah mit dem inneren Auge das gebogene Schwert der dunkelblauen Göttin — des unfehlbaren Mörders — am sich verdunkelnden Himmel leuchten: das einzige Zeichen der Hoffnung, das mich in den albtraumhaften Jahren unmittelbar nach dem Krieg am Leben erhalten hatte. Und noch einmal betete ich: "An dem trostlosen Tag, an dem diese Männer gehängt wurden, habe ich Dich um eine Million Leben unserer Feinde für jedes ihrer Leben und um hunderttausend für jedes unserer anderen Märtyrer gebeten. Vergiss nicht, Essenz des Rhythmus von Aktion und Reaktion ohne Anfang und Ende, Mutter der Zerstörung, die Indien in mondlosen Nächten mit Gaben von unschuldigem Blut ehrt! Und wenn das nicht zu viel verlangt ist, mach *mich* zu einem Instrument der Rache!"

Ich erinnerte mich, wie ich am Abend des schrecklichen Tages — des 16. Oktober 1946 — im Regen stand und mein Freund Elwyn W., der beste Engländer, den ich kenne — erst ein Arier, dann ein Engländer. auf mich zuging und dort, an der Ecke Great Russell Street und Museum Street, den rechten Arm hob und mich offen und furchtlos grüßte: "Heil Hitler!", und dann, nachdem ich die Geste wiederholt und meinerseits die heiligen Worte ausgesprochen hatte, zeigte er mir die Gebäude um uns herum und dahinter London — das riesige London, von dem man so wenig sehen konnte, das man aber ahnte, — fühlte — das sich in alle Richtungen, über Meilen und Meilen erstreckte — und sagte mir: "Sehen Sie, in zwanzig Jahren wird von all dem nichts mehr übrig sein! Und das wird der Lohn Englands für das Verbrechen sein, das heute Morgen begangen wurde: das dunkelste Verbrechen in der europäischen Geschichte...“Nicht Worte des Trostes, nein, sondern Worte der Rache: die einzigen Worte, die damals trotz allem ein Gefühl der Freude in mir wecken konnten. Es war das beste Zeichen der Sympathie, das er mir in dieser dunklen Stunde geben konnte, und ich hatte ihn angeschaut, als hätte er mir die Welt versprochen.

Und ich erinnerte mich, wie ich geantwortet hatte: "Mögest du Recht behalten! Feuer und Schwefel über diejenigen, die heute unsere Märtyrer gehängt haben! Und *wer* hat sie gehängt? All jene, die froh waren, dass der Krieg so

endete, wie er endete; all jene, die dieses Ende einen 'Sieg' nennen. Sie *alle* sind verantwortlich. Mögen sie alle leiden — und alle umkommen!"

Jetzt, vor der unheimlichen Mauer, erinnerte ich mich an dieses Gespräch.

"Hermann Göring haben sie jedenfalls nicht gehabt", sagte ich zu der Frau an meiner Seite. "Sie hatten auch nicht Dr. Goebbels, nicht Himmler, nicht Ley..."

Aber unter den Elf dachte ich mehr als an jeden anderen an Julius Streicher, nicht nur wegen der außergewöhnlichen Schönheit seines Todes nach unsäglichen Folterungen und Demütigungen, sondern weil er ein Mann Nürnbergs war, ja, *der* Mann, der "Nürnberg der Partei gegeben hat", wie der Führer selbst gesagt hatte, und vielleicht auch, weil der besonders wilde Hass auf diese hässliche, von Juden beherrschte Welt ihm eine besondere Verehrung seitens der wahren Jünger Adolf Hitlers eingebracht hat. Ich erwähnte ihn gegenüber meinem Begleiter. "Armer Streicher! So kompromisslos und selbstlos! Ich habe ihn immer bewundert, welche Fehler man auch immer an ihm gefunden haben mag (es ist so leicht, die Fehler der anderen zu entdecken!). Möge er, und mögen sie alle millionenfach gerächt werden!" Und ich konnte nicht umhin, von der Gräueltat zu berichten — einer von vielen, die ihm angetan wurden. deren Beschreibung ich lange zuvor in Montgomery Belgions Buch *Epitaph on Nuremberg* gelesen hatte, das 1947 in London erschienen war.

"Er lag in seiner Zelle, sein gequälter Körper schmerzte von Kopf bis Fuß, seine Kehle war durstig", sagte ich, als wir langsam von der Gefängnismauer weggingen; "und als er seine Peiniger anflehte, ihm ein wenig Wasser zu geben, spuckten sie — meist Juden — alle in eine Schüssel, hielten ihn fest, so dass er sich nicht bewegen konnte, zwangen seinen Mund mit Krücken auf und schütteten die ekelhafte Flüssigkeit hinein, lachten und grinsten und sagten ihm höhnisch, wenn ihm das Getränk nicht schmecke, könne er ja gehen und den Inhalt des.... der Toilette trinken! Nicht nur grausam, sondern auch gemein, schmutzig, typisch jüdisch, das war die Rache unserer Verfolger, derer, die "an die Menschlichkeit glauben", und die die Männer des Dritten Reiches verurteilten, weil sie nur an Großdeutschland glaubten. Wenn der Tag kommt, wird *unsere* Rache anders sein: schrecklich (so hoffe ich zumindest), aber kriegerisch..."

"Sie haben Recht", antwortete die Frau, die aus Russland gekommen war. "Und es wurden noch viel mehr Gräuel begangen. Die Verfolgung des nationalsozialistischen Deutschlands ist der eine Punkt, in dem sich Amerikaner und Russen von Anfang an einig waren — und es bis heute sind. Nehmen wir den Fall der überlebenden Opfer des Nürnberger Prozesses in Spandau: Alles wurde von den Vertretern der *vier* Siegernationen (nicht nur von einer oder zwei) erfunden, um ihr Leben nach all den Jahren zu einer ununterbrochenen moralischen, wenn nicht sogar physischen Qual zu machen. Und Sie wissen, mit welcher kalkulierten Grausamkeit die Märtyrer des 16. Oktobers gehängt wurden. Man muss nur die Fotos ihrer Leichen sehen, um das zu begreifen. Ich habe sie gesehen, man hat sie mir vor einigen Tagen gezeigt. Und nach welchen *Monaten*

der moralischen und physischen Qualen haben sie diesen schrecklichen Tod erlitten! Keine Behandlung ist schlimm genug für diejenigen, die solche Gräueltaten *im Namen der Gerechtigkeit* begehen konnten. Sie werden ihren Lohn von Gott selbst erhalten, denn keine Sünde bleibt ohne ihren Lohn, keine Tat ohne ihre Folgen. Und doch müssen wir so tun, als ob wir vergessen, damit wir mit der finanziellen Hilfe der USA wieder aufstehen können.

"Das macht wenig aus, solange wir nur *so tun*", sagte ich.

"Natürlich tun wir nur so", antwortete die Frau. "Wir spielen die Rolle, die wir spielen müssen: die Rolle, die uns die Niederlage auferlegt hat. Aber um seine Rolle perfekt zu spielen, muss ein Schauspieler manchmal *tatsächlich* — für den Moment — vergessen, dass er auf der Bühne steht, dass er *schauspielert*. Was wäre, wenn wir, was wäre, wenn einige von uns, zumindest, auch all das vergessen müssten, was sie und ihre Kameraden erlitten haben..."

"Niemals!", rief ich und unterbrach sie vehement.

Die Frau, die acht Jahre als Sklavin in den Minen des Ural verbracht hatte, sah mich mit ihren großen Augen an und antwortete ruhig: "Sie sagen: 'Niemals'!... und doch... Wenn es im Interesse des Reiches wäre, würdest du dann nicht wenigstens *versuchen*, dich unter die bestmöglichen Bedingungen zu stellen, um mit klarem Verstand zu handeln, nach den einzigen Notwendigkeiten von jetzt und morgen, das heißt: *effizient*?"

Ich dachte an all das, was sie durchgemacht hatte, während *ich* in relativer Bequemlichkeit (jedenfalls in Abwesenheit von Schmerzen) meinen Hass auf die Anti-Nazi-Kräfte und ihre Agenten kultiviert hatte. Und ich bewunderte ihre Gelassenheit..."Verrichte ohne Anhaftung das, was Pflicht ist, und wünsche nichts anderes als das Wohl der Schöpfung..."Die Worte des ewigen Buches — der Bhagavad-Gita — kamen mir wieder in den Sinn. "Das Wohlergehen der Schöpfung und das Interesse des Reiches sind letztlich dasselbe", überlegte ich. "Diese Frau ist dem Wesen der arischen Weisheit näher als ich: von Natur aus näher, denn sie hat die ganze militärische Tradition des arischsten aller arischen Völker im Blut, den Sinn für innere wie äußere Disziplin, den Kult der Tüchtigkeit..." Und ich fühlte mich klein. Das Vertrauen, das sie mir in meine Treue zu Deutschland entgegenbrachte, — die Art, wie sie mit mir sprach, als wäre ich tatsächlich ein Deutscher, — half mir jedoch, mich über alle Formen der Schwäche zu erheben, und seien es die trügerischsten, d.h. die, die wie Zeichen der Stärke aussehen.

"Sie haben Recht", antwortete ich ihr mit leiser Stimme. "Das würde ich in der Tat, wenn es so wäre; wenn diejenigen, die es besser wissen als ich, es glauben würden. Das Interesse des Deutschen Reiches steht über allem."

Und als ich gerade aus tiefstem Herzen diese Worte ausgesprochen hatte, dachte ich blitzartig: "*Sein* Reich, *sein* Deutschland... Ich bin bereit, alles in seinem Interesse zu tun, *weil es seins ist*... während *sie ihn* — Adolf Hitler — zweifellos liebt und verehrt, weil er der größte aller Deutschen ist. Es mag anders

aussehen, es mag anders sein, philosophisch gesprochen. *Praktisch* läuft es auf genau dasselbe hinaus: selbstlose Hingabe im Dienste des Großen Deutschen Reiches."

Ich hatte nicht das geringste Verlangen zu essen oder zu trinken. Wäre ich allein gewesen, hätte ich mich sofort auf die Luitpold-Arena und die *Zeppelin-Wiese* begeben — die riesigen Flächen außerhalb der Stadt, auf denen früher die Parteiversammlungen stattfanden. Es war abzusehen, dass das Wetter nicht schön bleiben würde, und ich hatte keine Zeit zu verlieren. Aber ich dachte an meine Gefährtin, die vor kurzem aus einem Arbeitslager im Ural gekommen war, krank, mittellos, nur mit einer dünnen Sommerjacke über ihrem Baumwollkleid bekleidet, vielleicht müde und sicher hungrig, aber zu rücksichtsvoll, um es zu sagen, und die alles, was sie hatte, erlitten hatte — Kälte, Hunger, Misshandlungen und acht Jahre lang trostlose, unbezahlte Arbeit unter der Peitsche — um meiner Ideale willen... Ich hatte kein Recht, die Orte aufzusuchen, an denen diese Ideale feierlich verkündet worden waren, und sie allein zur Bahnhofsmission zurückkehren zu lassen, nachdem sie mich dorthin gebracht hatte, wohin ich wollte. Und es sah auch so aus, als ob sie meine Gesellschaft genoss. (Nach acht langen Jahren in den Minen des Ural ist *jede* Gesellschaft angenehm, nehme ich an.) Und sie schien ganz in Ordnung zu sein.

"Gehen wir hinein und essen etwas", sagte ich und überquerte die Straße, als ich die erste *Gastwirtschaft* sah, die mir auffiel.

"Ich habe keinen Pfennig", lautete die Antwort der Frau, die aus Russland gekommen war.

Die Worte trieben mir Tränen in die Augen. Ich wusste, wie es sich anfühlt, in einen Laden zu gehen und ein Brötchen oder ein Stück Schokolade zu kaufen, und draußen zu bleiben, weil man "keinen Pfennig" hat. "Komm", sagte ich, "du hast für all das gelitten, was wir lieben. Du bist mein Kamerad und mein Gast. Es tut mir nur leid, dass ich selbst nicht in der Lage bin, Sie in ein besseres Restaurant als dieses zu führen. Aber ich hoffe, wir werden uns hier wohlfühlen."

"Ich danke Ihnen", sagte sie und schaute mich mit ihren großen blauen Augen an.

"Ich danke *Ihnen*", antwortete ich. "Sie haben *mich* verteidigt — die arische Welt. Ich kann nie genug für Sie, oder überhaupt für jeden Deutschen, tun."

Wir setzten uns in eine gemütliche Ecke. Sie bestellte sich eine Portion Gemüseeintopf und ein Stück Brühwurst. Ich bestellte einen Salat, Brot und Butter und eine Tasse Kaffee für jeden von uns. Pellkartoffeln wurden uns — wie immer in Deutschland — wie selbstverständlich gebracht, ohne dass wir sie bestellen mussten. Und wir sprachen... über unser Leben, über unseren Glauben, über das heutige besetzte Deutschland und die Möglichkeiten von morgen; die Chancen von Krieg und Frieden; die Judenfrage. Die Frau, die aus Russland

gekommen war, war bei weitem nicht so radikal wie ich (und wieder einmal wurde mir klar, dass es nicht immer — nicht *notwendigerweise* — die Radikalsten unter den Seinen sind, die am meisten für die gemeinsame Sache gelitten haben), aber sie — selbst sie — gab zu, dass die Zerstörung besser wäre als die unendliche Verlängerung eines solchen "Friedens und einer solchen Freiheit", wie wir sie jetzt in der so genannten "freien" Welt genießen, und dass die Juden früher oder später dazu gebracht werden müssen, Europa zu verlassen. (Ich persönlich würde es vorziehen, sie dazu zu bringen, den Planeten zu verlassen.) Wir unterhielten uns noch lange und tranken weitere Tassen Kaffee. Es war etwa vier Uhr, als wir das Lokal verließen. Es hatte geregnet. Aprilschauer. Aber die Sonne schien wieder durch die Wolken. Wir nahmen eine Straßenbahn zurück zum Bahnhof. Meine Begleiterin wollte sich ausruhen. Ich verabschiedete mich von ihr, fragte die Bahnhofsmissionarin nach dem Weg zur Luitpold-Arena, ging noch einmal auf die Straße und wandte mich erst nach rechts und dann nach links, wie mir gesagt worden war.

"Folgen Sie der *Allersbergerstraße* bis zur SS-Kaserne und biegen Sie dann wieder links ab...“ Ich erinnerte mich an diese Worte, als ich die triste Straße entlangging, nachdem ich durch die Unterführung unter der Bahnlinie gegangen war. Die Frau hatte "die SS-Kaserne" wie selbstverständlich erwähnt, als ob wir noch in den großen Tagen lebten; sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, "die *ehemalige* SS-Kaserne" zu sagen. Waren ihre Worte und ihre Haltung unbewusst prophetisch? Würde sich die Zeit bald mit der Zeit vermischen — die vergangenen großen Tage mit der aufstrebenden Zukunft — wie Wasser mit Wasser, und alle Spuren dieser gegenwärtigen alptraumhaften Jahre auslöschen wie die eines nutzlosen, machtlosen Schwertes, das ins Meer gestoßen wurde? Sollte man wirklich bald von den SS-Männern und ihren Kasernen sprechen, als ob nichts den Lauf des glorreichen neuen Lebens, das sie repräsentierten und verteidigten, unterbrochen hätte? "Oh", dachte ich inbrünstig, als ich in der Ferne schon die großen modernen Blöcke aus dunkelrotem Backstein erblickte, vor dem hellen Hintergrund des Himmels, aus dem die Wolken plötzlich verschwunden waren, "oh, wie sehr wünschte ich, es wäre so! "Und all die Hoffnung, die Hoffnung gegen alle "normalen" materiellen Möglichkeiten, der Glaube an das immerwährende deutsche Wunder, der mich getragen hatte, seit ich tatsächlich nach Deutschland gekommen war und Mitglieder der wirklichen nationalsozialistischen Elite *getroffen hatte*, erfüllte mich wieder. Und kriegerische Musik und alte Lieder der Rache und der Eroberung erklangen in meinem Herzen, während ich meine Schritte beschleunigte.

Schließlich erreichte ich die roten Backsteinbauten, bog nach links in die *Wodanstraße* ein und kam nach einigen Minuten Fußweg zu einem öffentlichen Park: Bäume, smaragdgrüne Rasenflächen und Bänke an den Seiten der

gepflegten Alleen, die durch den Park führen. Eine ältere Frau saß allein auf einer Bank. Ich fragte sie, ob sie mir nicht sagen könne, wo die Luitpold-Arena sei. "Ich weiß, dass sie nicht weit von hier entfernt ist, aber in welche Richtung soll ich gehen", fragte ich.

Die Frau betrachtete mich neugierig. "Luitpold-Arena", wiederholte sie, langsam und nachdenklich. "Warum wollt Ihr diesen Ort sehen? Es gibt dort nichts zu sehen, nur ein paar unzusammenhängende Steine...“

"Es gibt die Erde und es gibt die Luft", antwortete ich. Und um die Wirkung, die diese spontanen Worte hervorgerufen haben könnten, zu konterkarieren, fügte ich behutsam hinzu: "Es ist... ein historischer Ort. Und ich bin ein Fremder, der die Stadt besucht...“

"Es ist der Ort, an dem unser heißgeliebter. Führer so oft gesprochen hat", betonte die Frau. Ob sie es ernst meinte oder herausfinden wollte, wer ich war, konnte ich noch nicht sagen.

"Ich weiß", unterbrach ich.

"Aber du liebst ihn sicher nicht, wenn du, wie du sagst, ein Ausländer bist. Ausländer hassen ihn...“

Das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich war plötzlich wütend über die Vorstellung, dass man mich — schon wieder! — für das Gegenteil von dem gehalten zu werden, was ich bin, nur aufgrund meiner Nationalität. Ich vergaß, dass ich mich nicht in einem freien Land befand.

"*Ich* verehre ihn", erwiderte ich mit Vehemenz. "Ich verehre ihn und kämpfte auf seiner Seite und auf der von Deutschland. Ich bin kein Schaf, das im Chor mit dem Rest der verächtlichen Herde blökt. Ich betrachte Adolf Hitler als den Retter und Führer aller Arier, die ihrer Rasse würdig sind. Ist das klar?"

Die Frau musste zugeben, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. Sie starrte mich zwar verwundert an, stand aber auf und sagte: "Kommen Sie, ich bringe Sie selbst zu der Tribüne, von der aus 'er' die Menge anzusprechen pflegte...“

Wir gingen zwischen den frischen grünen Rasenflächen voller Gänseblümchen hindurch. Bald erblickte ich die Überreste eines langen, aus massiven Steinblöcken errichteten Gebäudes, das sich zu unserer Linken im rechten Winkel zur Straße erstreckte. Gras und Büsche verdeckten halb den Eingang zu einer unterirdischen Treppe. Zu unserer Rechten begann eine riesige Sichel. In der Mitte befanden sich regelmäßige Reihen von Steinsitzen wie in einem griechischen oder römischen Theater. Zwischen den zersplitterten Blöcken wuchsen Gras und Sträucher auf den Terrassen, die das monumentale Bauwerk horizontal in drei Teile gliederten: die riesigen Adler an den beiden Enden waren verschwunden, während in der Mitte — auf der Seite des schönen, breiten Pflasters, das, kaum hatten wir den Halbmond erreicht, an die Stelle der früheren Sandgasse getreten war — die Tribüne erschien, halb zerstört, aber noch erkennbar. Treppen, die halb unter Schutt begraben waren, führten von beiden Seiten zu ihr. Und genau gegenüber, jenseits der weiten Grasfläche, die der

Halbmond halb umschließt, — die Fläche, auf der die SA- und SS-Männer einst in dichten, regelmäßigen Formationen standen — erkannte ich das Denkmal für die Toten des Ersten Weltkriegs mit seinen neun Bögen. Das sah, Gott sei Dank, intakt aus! Das zumindest, dachte ich, hatten selbst die erbittertsten Feinde des Nationalsozialismus respektiert. Vor mir, den Horizont begrenzend, — zwischen der grünen Landschaft jenseits des Denkmals und der grünen Landschaft jenseits des Endes des steinernen Halbmondes — erhob sich der stolze Bau der *Kongresshalle*, ein weiteres (allerdings unvollendetes) Gebäude aus der großen Zeit, das so aussah, als sei es verschont worden.

Die Frau an meiner Seite zeigte auf die Tribüne, vor der wir nun stehen blieben, und sagte: "Von hier aus hat 'er' immer gesprochen." Und diese einfachen Worte ließen mich erschaudern und trieben mir Tränen in die Augen.

Ich schwieg — überwältigt von der Atmosphäre der völligen Verwüstung, die den ganzen Ort durchdringt, auch wenn das stattliche Kriegerdenkmal und die *Kongresshalle* noch stehen; erdrückt von dem bitteren, tragischen, unablässig quälenden Bewusstsein der Unumkehrbarkeit der Zeit: von jenem "Zu spät!"-Gefühl, das das Wesen der Hölle ist.

Ich stellte mir die Tribüne vor, wie sie einst gewesen war, wie ich sie auf Fotos aus den Tagen des Ruhmes gesehen hatte: mit dem heiligen Hakenkreuz *in* der Mitte, dem Sonnenrad. Ich stellte mir unseren Führer vor, wie er auf dieser Tribüne stand, über dieser unermesslichen Weite, dieser riesigen Steinfläche (wie sie *damals* war), die mit unzähligen geordneten Formationen von Männern in Uniform bedeckt war — Tausende von ihnen, die Hunderte von Standarten trugen — und die von einer noch zahlreicheren Menge begeisterter Menschen umgeben war, die sich auf die Steinsitze des großen Halbkreises drängten. Ich stellte mir vor, wie seine Stimme, die durch das Mikrophon verstärkt wurde, den ganzen Raum erfüllte; wie der Beifall göttlich und unwiderstehlich war wie das Rauschen des Meeres — *Vox populi, vox Dei.* das in Abständen auf die eindrucksvollsten seiner unsterblichen Sätze antwortete: "Sieg! Heil!": der Schrei der erwachten Seele des Besten, der der verwirrten Welt den Tag und den Morgen ins Gesicht verkündete. Deutschlands immerwährender Lebenswille und Siegeswille. Und ich stellte *ihn* mir vor — seine außergewöhnlichen himmelblauen Augen, unter deren magnetischem Glanz diese disziplinierte und inspirierte Menge, ja diese ganze Nation von Soldaten und Künstlern, endlich im vollen Bewusstsein ihres wahren göttlichen Selbst lebte; seine außerordentlich beredten Hände, die sich im Einklang mit seiner Rede bewegten. Ich stellte ihn mir vor, wie ihn Tausende — alte Kämpfer, die ihn an die Macht getragen hatten; Schaulustige, die in seinem Bann atmeten; ausländische Gäste (von denen einige schon mit bitterem Neid dieses Erwachen Deutschlands miterlebt hatten) — *gesehen* hatten, während ich weit weg gewesen war. Und das wahnsinnige Gefühl nicht wiedergutzumachender Schuld, das mich einen ganzen Tag lang auf den Ruinen des *Berghofs* in Obersalzberg gequält hatte, ja, das mich seit acht Jahren quälte,

wohin ich auch gegangen war, stieg wieder in mir auf: "Wo warst *du* denn! Warum warst du nicht *hier*?"

Oh, um die anklagende Stimme zu vermeiden! Oh, um die Gewissheit zu erlangen, dass es noch *nicht* "zu spät" *war*; dass ich eines Tages, im Laufe meines Lebens, an diesem Ort, in *seiner* Gegenwart, das Äquivalent der alten Massenversammlungen erleben würde — und das triumphale "Sieg! Heil!" aus einer halben Million Brüsten ertönen und die Hakenkreuzfahnen im Sonnenschein flattern sehen!

Mein Hass auf die Anti-Nazi-Kräfte und ihre Agenten flammte plötzlich auf bei dem Gedanken an all das, was ich verloren hatte. "Verflucht seien diejenigen, die diese herrliche neue Welt, die wir aufbauten, zerstört haben", rief ich, als ob ich zu mir selbst spräche. "Mögen sie zu Sklaven werden und sehen, wie die kostbaren Werte, für die sie gekämpft haben, auf der ganzen Erde verhöhnt und verachtet werden, und mögen sie im Nichts versinken, nicht durch den schnellen und sauberen Tod der heldenhaften Besiegten, sondern durch den schleimigen Pfad des Lasters! Kein elendes Ende ist elend genug für sie!"

Aber die Frau, die an meiner Seite stand — und deren Anwesenheit ich vergessen hatte. ergriff ihrerseits das Wort: "Hätten die engen Mitarbeiter des Führers nicht sein ganzes Werk verpfuscht", sagte sie, "hätten wir den Krieg nicht verloren, und unsere neue Welt würde noch existieren. Natürlich ist *er* nicht schuld an den Gräueln, die in seinem Namen begangen wurden. Aber wir müssen zugeben, dass es Gräuel waren."

Mir wurde plötzlich klar, dass sie trotz ihrer erklärten Verehrung für Adolf Hitler nichts von seinem Geist verstand und nicht das war, was *ich* als eine von uns bezeichnen würde.

"Auf wen von den Großen spielst du an?", fragte ich. "Und darf ich wissen, was *du* 'Schrecken' nennst?"

Sie zögerte ein paar Sekunden. Vielleicht spürte sie jetzt — endlich. wie falsch sie gelegen hatte, mich für einen Anti-Nazi zu halten, nur weil ich ein Ausländer war. Acht Jahre waren seit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches vergangen. Aber die Lebensanschauung, die das neue Deutschland aufgebaut hatte (und die es, wie ich hoffe, auch wieder aufbauen wird), war unvergänglich; und es war meine Lebensanschauung. Und sie wurde sich dieser Tatsache bewusst. Dennoch beantwortete sie meine Frage: "Ich dachte an die Dinge, die den Juden angetan wurden, und an die Menschen, die solche Dinge anordneten", sagte sie. "Sie sind doch sicher nicht damit einverstanden, dass ein ganzes Volk systematisch ausgerottet wird, oder?"

"Ich schon, wenn dieses Volk dem Großdeutschen Reich im Wege steht", antwortete ich aufrichtig.

"Aber das ist nicht menschlich und nicht christlich", betonte die Frau.

"Das ist mir völlig egal: Ich bin kein Christ", war meine Antwort. "Was die Menschlichkeit betrifft, nun... solange die Menschen Schlachthäuser dulden und

solche Verbrechen wie Vivisektion als selbstverständlich hinnehmen, haben sie kein Recht, von so etwas zu sprechen. Es ist einfacher, viel einfacher, unschuldigen Tieren Schmerz und Tod zu ersparen, als seine gefährlichen zweibeinigen Gegner zu verschonen. Ich beginne mit dem, was am einfachsten ist, und esse kein Fleisch. Aber ich bin für die Vernichtung von Ungeziefer und Läusen, und *erst recht* von weitaus gefährlicheren Wesen wie Juden und Verrätern."

Die Frau hielt es für sinnlos, mit mir zu sprechen. Seltsamerweise vertrat ich, obwohl ich ein Ausländer war, genau das Element, das sie im Dritten Reich nicht mochte; jenes stolze, harte, heidnische Element, das unsere Neue Ordnung selbst einem solchen Deutschlandfreund wie Robert Brasillach so "fremd" erscheinen ließ. Zwischen ihr und mir klaffte derselbe Abgrund wie zwischen ihr — der alten Generation des modernen Deutschlands — und Goebbels, Streicher, Himmler, Terboven usw.... und den bewusstesten unter den SS-Männern. Aber sie stellte sich naiv vor (weil sie ihn liebte), dass der Führer mit ihr auf der anderen Seite des Abgrunds stand, nicht auf der Seite seiner besten Anhänger.

"Ich stimme mit Ihnen völlig überein, was Vivisektion und dergleichen angeht", sagte sie. "Der Führer war auch dagegen. Und er hat auch kein Fleisch gegessen. Aber ich bin sicher, dass er die Dinge, die in den Lagern vor sich gingen, ebenfalls missbilligt hätte, wenn er davon gewusst hätte. Was auch immer die Leute gegen ihn sagen mögen, jetzt, wo er nicht mehr da ist, um sich zu verteidigen, er hat an Gott geglaubt."

Ich habe nichts geantwortet. Ich hätte anmerken können, dass "Gott" ein vager Begriff ist, der mehr als eine Bedeutung haben kann. Aber ich hatte keine Lust auf eine theologische Diskussion. Einmal mehr hatte ich das Gefühl, dass diese Frau Adolf Hitler liebte, ohne ihn zu verstehen. Ich hatte nicht vor, sie dazu zu bringen, ihn zu verstehen, während sie vielleicht aufhörte, ihn zu lieben. Denn die Liebe ist eine Kraft, im unsichtbaren Reich. Und *alle* Kräfte, die uns helfen, müssen bewahrt werden. Wir sprachen noch eine Weile über andere Dinge, und die Frau verabschiedete sich bald von mir.

Ich ging die Stufen hinauf, die zur Tribüne führten, von der aus Adolf Hitler sprach. Und einen Moment lang versuchte ich mir vorzustellen, wie *er die* ganze Gegend voller Menschen gesehen hatte. Gras und Büsche wuchsen jetzt dort, wo die SA und SS in leidenschaftlicher, eiserner Unbeweglichkeit gestanden und seinen feurigen Worten gelauscht hatten; verstreute Steinblöcke und Trümmer füllten den Platz, wo die Menschen gesessen hatten, als ob ihr eigenes größeres Selbst — ihre kollektive Seele — zu ihnen sprechen würde. Der Frieden der Verwüstung lastete bedrückend auf dem ehemaligen Feld der Begeisterung. Allein das Denkmal für die toten Soldaten, das der Hass verschont hatte, rief mir über die nun smaragdgrüne Weite zu, dass Deutschland ewig ist. Und mein gesunder Menschenverstand sagte mir von innen heraus, dass der Nationalsozialismus nichts anderes ist als die Rechtfertigung des

Pangermanismus im Lichte der arischen Weisheit: die Integration von Bismarcks Traum und Hermanns Traum in die alte alte Lehre vom reinen Blut und der losgelösten Gewalt, wie es die arischen Seher des alten Indien ausgedrückt hatten. "Und *du* sollst zu dieser Integration beitragen!" sagte mir der Ort der Verwüstung. "Selbst wenn diese Steine nie wieder zusammengefügt werden, wird die Wahrheit am Ende siegen; dennoch wird die arische Menschheit früher oder später Adolf Hitler als ihren Erlöser und sein Volk als ihre natürlichen Führer bejubeln. Und du wirst dazu beitragen, ob du ihn jemals sehen wirst oder nicht!"

Tränen füllten meine Augen. Ich saß am Rande der Tribüne und blieb lange Zeit regungslos, versunken in den Gedanken an die Unvergänglichkeit des Nationalsozialismus, an die kommende Auferstehung Deutschlands und auch an die winzige, aber aufrichtige Rolle, die ich in dem größten Drama aller Zeiten gespielt hatte und weiterhin spielen würde

Ich bemerkte zwei Hohlräume in der vorderen Mauer, die an die Tribüne grenzte. In einer davon lagen zwei flache Steine, einer über dem anderen. Plötzlich hatte ich eine Idee. Ich holte Feder und Tinte und ein Stück Papier aus meiner Tasche und schrieb den ersten Satz aus *Mein Kampf* auf, der mir in den Sinn kam: "Die Menschen gehen nicht durch verlorene Kriege zu Grunde, sondern durch den Verlust jener Widerstandskraft, die allein in der Reinheit des Blutes liegt." Ich schrieb die Seite des Buches auf, auf der dieser Satz zu finden ist, wie ich mich zufällig daran erinnerte: S. 324, Ausgabe 1939. Und ich fügte hinzu: "Ja, nie klangen diese Worte so wahr wie jetzt. Deutsches Volk, du bist das reine Gold, das im Schmelzofen geprüft wird. Lasst den Ofen lodern und brüllen: nichts kann euch zerstören! Eines Tages werdet ihr euch erheben und wieder siegen" — diese Worte hatte ich in die ersten Flugblätter geschrieben, die ich 1948 im zerstörten Deutschland verteilt hatte. Sorgfältig faltete ich das Papier in acht Teile und legte es zwischen die Steine an der hohlen Stelle. Eines Tages, dachte ich, würde es jemand finden. Dann stand ich auf, ging von der Tribüne herunter, hob den rechten Arm zum Gruß vor ihr, als wäre unser Führer unsichtbar dabei gewesen (nachdem ich mich natürlich vergewissert hatte, dass mich niemand beobachtete), und folgte dem gepflasterten Weg, der um die riesige Rasenfläche herum zum Denkmal für die Toten führt.

Es war in seiner Struktur intakt, wie ich es vermutet hatte. Aber die Feinde unseres Glaubens hatten die alten Worte an der Wand ausradiert und neue angebracht: "Den Opfern der beiden Kriege 1914-18 und 1939-45 *und der Gewaltherrschaft* 1933-45, die Stadt Nürnberg". "*Gewaltherrschaft*", dachte ich bitter. "Und was ist das für eine Herrschaft, unter der wir nicht einmal den Mund öffnen dürfen, um unseren Führer und alles, was wir lieben, zu loben? Ist *das* nicht eine 'Herrschaft der Tyrannei'? Die Lügner!"

Aber an einem der in der Wand befestigten Bronzeständer hing ein schöner frischer Kranz, gebunden mit einem Band, auf dem die Worte standen: "Die

Angehörigen der Panzerdivision 'Großdeutschland' *der Traditionsgemeinschaft*, für ihre gefallenen Kameraden...“

Ich wusste, wie jeder, dass "die Panzerdivision 'Großdeutschland'" eine der berühmten Divisionen der SS-Elite ist. Und ich dachte an diese Elite, — an diese nationalsozialistische Organisation *schlechthin* — deren Ideale die meinen waren und geblieben sind; deren Mitglieder ich immer noch wie zu Göttern auf Erden aufschaue. Diejenigen unter ihnen, denen ich tatsächlich begegnet war oder die ich persönlich kannte, hatten mich nicht enttäuscht: sie hatten mich nur mehr denn je bedauern lassen, dass ich sie nicht schon Jahre zuvor kennengelernt hatte. Diese Elite, so dachte ich, würde eines Tages die Führung des wiederauferstandenen Deutschlands übernehmen und auf den Ruinen des Christentums die Welt unserer Träume aufbauen. Und ich erinnerte mich an die Worte eines Genossen, dem ich einmal die Frage gestellt hatte, ob es heute in Adolf Hitlers unglücklichem Land eine Gruppe von Menschen gäbe, die in der Lage wäre, bei der ersten Gelegenheit einen erfolgreichen nationalsozialistischen Putsch zu organisieren und durchzuführen. Sozialistischen *Putsch* bei der ersten Gelegenheit zu organisieren und durchzuführen: "Ja: es gibt die SS."

Ich blieb auf dem gepflasterten Hof vor dem Denkmal stehen und warf noch einmal einen Blick auf den Kranz mit der klug formulierten Inschrift, die dem Geist derer trotzte, die das Denkmal willkürlich den sogenannten "Opfern" der sogenannten "Tyrannei", die das Hitler-Regime gewesen sein soll, gewidmet hatten. Denn die Angehörigen der SS-Division "Großdeutschland", die in diesem Krieg gefallen sind, starben bei der Verteidigung dieses Regimes.

Auf jeder Seite des Hofes, zu meiner Rechten und zu meiner Linken, standen sechs quadratische Steinsäulen. Ich stellte mir vor, wie an der Spitze jeder von ihnen Feuer brannten, wie bei feierlichen Anlässen während der großen Tage...; und die letzten Worte der schändlichen Wandinschrift wurden ausgelöscht und durch neue ersetzt: "*... und den unbeugsamen Nationalsozialisten, die von 1945 bis 19... für ihren Glauben an die arische Überlegenheit und an die gottgewollte Mission Deutschlands starben*." Eines Tages, so hoffte ich, würden die Flammen wieder ihre rastlosen Zungen des Lichts drehen, im Sonnenschein und in der Dunkelheit, zu Ehren meiner geliebten Kameraden und Vorgesetzten — vom Elf von Nürnberg bis zum einfachsten Märtyrer. Und die Namen aller letzteren würden endlich erhöht werden.

Es muss kurz vor sechs Uhr gewesen sein. Ich verließ den gepflasterten Hof, wandte mich nach links und folgte der sandigen Gasse, die zur Straße führt (in der entgegengesetzten Richtung zu der, aus der ich gekommen war). Ich überquerte diese Straße, hielt kurz an, um die *Kongresshalle* aus der Ferne zu betrachten, wandte mich wieder nach links und dann nach rechts, als ich den Rand eines Sees erreichte — den berühmten *Duzend Teig*.

Das auf dem Kopf stehende Bild der Kongresshalle schimmerte im glänzenden Wasser, während ein Wald den Rand des Sees, der mir gegenüber lag, und den, an dem ich entlangging, bedeckte. Zu meiner Linken reihten sich im Schatten der hohen Bäume luxuriöse Cafés aneinander, in denen viele Menschen bei Tanzmusik einen Drink zu sich nahmen.

Ich ging weiter, gleichgültig gegenüber dem Lärm und der Menge, die an den Tischen saß, und gegenüber den Passanten, — und dachte an die großen Tage, als all diese Männer und Frauen etwas Unpersönliches und zugleich *Reales* hatten, für das sie lebten. Und in meinem Herzen verfluchte ich einmal mehr die Kräfte, die den Vielen diese glorreiche *Daseinsberechtigung* geraubt und die Wenigen zum Schweigen gebracht und zur Verschwiegenheit gezwungen haben.

Der Weg, den ich beschritt, führte mich bald in eine breite, asphaltierte Allee, auf deren linker Seite ich den prächtigen Steinbau — Sitzreihen, Säulen und Mitteltribüne — erkennen konnte, der die Breite der *Zeppelinwiese* beherrscht. Und mein Herz hüpfte in meiner Brust: Ich hatte den Boden erreicht, auf dem der große Parteitag von 1935 stattgefunden hatte — jener unvergessliche Parteitag, auf dem die berühmten Nürnberger Gesetze, die Grundlage unserer neuen Ordnung, verkündet worden waren. Ich erinnerte mich an mich selbst in Lucknow... und hörte über das Radio den Ablauf der großartigen Massenversammlung, so weit weg — und doch so nah. Die feierliche, martialische Musik und dann die Reden, die die matte Stille ausfüllten, und der periodische Donner des Applauses — "Sieg! Heil!" — klangen noch einmal in meiner Erinnerung. Und ich erinnerte mich auch an das hübsche, naive bengalische Lied, das die Tochter meines Gastgebers auf dem Harmonium gespielt hatte, nachdem die großen Stimmen des fernen Europas nicht mehr zu hören waren: die Melodie, an die ich nur mit tiefer Traurigkeit denken kann, als vorwurfsvolle Erinnerung an all das, um dessentwillen ich meine wahre Pflicht versäumt und mein Leben verdorben habe:

"*Nanda, Nanda, Nanda Rani*..."

Und wie bei den Ruinen der Führerwohnung auf dem Obersalzberg und wie bei der Luitpold-Arena, dem Ort der ersten Parteiversammlungen, stiegen mir die Tränen in die Augen. Aber da ich auf der Straße war, konnte ich mich beherrschen.

Ich ging weiter. Zu meiner Rechten konnte ich nun die Blöcke mit parallelen Sitzreihen sehen, die den riesigen Raum umgaben, der noch breiter war als die Luitpold-Arena. Von dort aus verfolgten Myriaden von Schaulustigen aus allen Teilen Deutschlands die Rallye, die sie sehen wollten. Ich zählte sechzehn oder siebzehn Blöcke auf jeder Seite. Der so begrenzte riesige Raum wurde nun von zwei kreisförmigen Anlagen eingenommen — Spielplätze für die amerikanischen Besatzungstruppen. die mit einem Zaun versehen waren. Nein, in

der Mitte des monumentalen Bauwerks zu meiner Linken, an der Mauer, die die Terrasse stützte, über der sich die Tribüne des Führers erhob, konnte ich in großen schwarzen Buchstaben die englischen Worte lesen: Soldiers' Field. Zuerst erregten die Worte in mir Bitterkeit und Wut. Einmal mehr spürte ich, wie mein ganzer Hass auf die Besatzer in mein Herz drang. Doch dann erinnerte ich mich an die Heldentaten der deutschen S.P.D.-Regierung Bayerns auf dem Obersalzberg und in München und dachte, dass es vielleicht in gewisser Weise genauso gut war, dass die Amerikaner diesen unseren heiligen Ort beschlagnahmt und ihn so vor der Zerstörungswut deutscher Anti-Nazis geschützt hatten. Schließlich würde es nicht schwer sein, den Schriftzug "Soldiers' Field" auszuradieren, wenn meine Kameraden eines Tages wieder an die Macht kämen. Und in der Zwischenzeit verhinderte die Anwesenheit der verhassten Amis, dass das Denkmal Stein für Stein abgerissen oder gesprengt wurde, wie der *Berghof*, wie das Braune Haus, wie der Doppelschrein zum Gedenken an die ersten Märtyrer des Nationalsozialismus auf dem *Königsplatz* in München.

Monumentale Mauern, die so massiv sind wie die Pylone eines gigantischen altägyptischen Tempels, begrenzen das Bauwerk auf beiden Seiten. Dazwischen erstrecken sich endlose Reihen riesiger Stufen. Parallele Treppen, halb so hoch, teilen den Hang in mehrere regelmäßige Abschnitte, während in der Mitte ein doppelter Quader, so massiv wie die seitlichen Pylone und den gleichen Eindruck von Stärke und Dauer vermittelnd, — zwei breite Steinplattformen, eine über der anderen, — die Tribüne trägt, von der aus der Führer zu sprechen pflegte. Eine Treppe führt von einer Bronzetür in der obersten Wand, die die zentrale Struktur beherrscht, zu dieser Tribüne hinunter. Auf jeder Seite, die die mittlere Wand (und die dahinter liegenden Säle) mit den Pylonen an beiden Enden des Denkmals verbindet, verläuft entlang der höchsten Terrasse eine Doppelreihe von zweimal sechsunddreißig quadratischen Säulen. An der Spitze jedes Pfeilers und der zentralen Struktur konnte ich die drei großen Bronzegefäße sehen, in denen bei feierlichen Anlässen Feuer entzündet wurde. Und auch die fünf Fahnenstangen über dem Mittelbau waren noch da — sie warteten auf ihre neuen Hakenkreuzfahnen.

Ich stellte mir die Flammen in den bronzenen Gefäßen vor und die rot-weiß-schwarzen Fahnen mit dem alten Sonnenzeichen, die an den Stangen hingen, und die Tausende und Zehntausende, die auf den Rängen dieses Hauptgebäudes und der zweiunddreißig oder vierunddreißig kleineren Gebäude rund um das riesige Gelände saßen; und die Parteiformationen — die Jugendorganisationen, die S.A.; die SS — und die Armee, die vom noch weiter entfernten Marsfeld aus genau auf der Straße marschierten, in deren Mitte ich jetzt stand, zu den Klängen des Horst-Wessel-Liedes...; sie strömten unaufhörlich heran und füllten allmählich die ganze Fläche aus... Oh, warum, warum hatte *ich das* nie gesehen?

Langsam schritt ich die Stufen hinauf, erreichte die oberste Terrasse, — die stattliche Säulengalerie; warf einen Blick über die prächtige gepflasterte Allee, die an der Rückseite des Gebäudes entlangführt, und über die Eisenbahnlinie und die bewaldete Landschaft dahinter, und — als ich mich umdrehte, — schließlich über die weite Fläche, auf der Tausende die Verkündung der Nürnberger Gesetze zur Verteidigung der arischen Elite der Menschheit gehört hatten; die Ankündigung einer neuen Ära.

Es war Abend geworden. Und das Wetter hatte sich aufgeklärt. Über den letzten zurückweichenden Wolkenmassen erschien der Mond, geisterhaft hell, in einem wachsenden Fleck leuchtend blauen Himmels. Und sein phosphoreszierendes Licht fiel auf die weißen Ränge und Mauern, Terrassen und Säulen und verlieh ihnen eine Art von traumhaftem Leben. Die Menschen, die ich anfangs gesehen hatte, die hier und dort saßen oder umhergingen, waren alle oder fast alle verschwunden. Ich folgte der einsamen Galerie, die von den dunklen Schatten der Säulen erfüllt war, bis ich den zentralen Teil des Gebäudes erreichte. Dann ging ich hinauf zur Bronzetür und wieder hinunter, die Stufen entlang, die von dort zur Tribüne führten, von der aus der Führer gesprochen hat. Und dort stand ich, an das Geländer gelehnt, und sah zu, wie der letzte Tageslichtstrahl verschwand und die Nacht hereinbrach.

Ich dachte an die Parteiversammlungen, die ich nicht gesehen hatte. Beschreibungen von ihnen, die ich lange zuvor in verschiedenen Büchern oder Zeitschriften gelesen hatte, kamen mir wieder in den Sinn, insbesondere das wunderbar stimmungsvolle Bild, das Robert Brasillach in seinem Roman *Les Sept Couleurs* von der Kundgebung 1935 gegeben hat. Er hatte es gesehen, er, der nach seinen eigenen Worten "erst Franzose und dann Nationalsozialist" war, d.h. der sich niemals auf die Seite des nationalsozialistischen Deutschlands gestellt hätte (so sehr er es auch bewundert haben mag), wenn er nicht der Meinung gewesen wäre, dass seine Kollaboration "im Interesse Frankreichs" sei. So viele andere hatten es gesehen. Aber *ich*... war sechstausend Meilen weit weg gewesen. Ich stellte mir die ganze Szene so lebhaft vor, als ob ich sie *fühlte*, als ob ich sie im Unsichtbaren *sah*; als ob ich den Geist davon fühlen und sehen könnte — die endlose Menge von Schaulustigen, die auf den Rängen saßen, hier am Fuße der Säulengalerie und überall auf dem riesigen Gelände; Parteiformationen, die in beeindruckender Ordnung und Unbeweglichkeit in der Mitte des Feldes standen, während weitere Teile von ihnen mit Fahnen und Fahnen und noch mehr Fahnen — Ströme von Rot-Weiß-Schwarz — immer wieder hereinströmten. Ich stellte mir die berühmten blauen Lichtsäulen vor — die Säulen des "Tempels des Lichts". die von riesigen Projektoren, die um die Versammlung herum aufgestellt waren, ausgestrahlt wurden; und die Flammen in den großen Bronzegefäßen an der Spitze und an beiden Enden des Gebäudes und die langen flatternden Fahnen, die von den fünf Stäben hinter der zentralen, obersten Flamme hingen. Ich stellte mir vor, dass der Führer genau von dem Platz aus sprach, an dem ich jetzt stand.

Die Wand der Tribüne, die der unermesslichen Weite zugewandt war, war nun kahl. Früher war hier, wie in der Luitpold-Arena, ein großes steinernes Hakenkreuz zu sehen. Jetzt waren alle Spuren der glanzvollen Tage getilgt. Aber die Luft und die Landschaft waren dieselben. Und das Volk, obwohl es acht lange Jahre geschwiegen hatte, war dasselbe deutsche Volk, das Adolf Hitler geliebt und in dem er das Bewusstsein seiner Überlegenheit geweckt hatte. Eines Tages würde es sich wieder äußern.

Und nach der Rede des Führers gab es tosenden Beifall, und dann Stille. Und nach der Stille ertönte die martialische Musik der großen Tage, — die Stimme der neuen Zeit... Und nun war diese Stimme nicht mehr zu hören. Und die neue Zeit sah (äußerlich) so aus, als sei sie zu Ende gegangen. Wo sich Tausende und Zehntausende versammelt hatten, war ich nun allein.

Würden eines Tages, zu meinen Lebzeiten, wieder Tausende und Zehntausende diesen Raum in begeisterten, feierlichen Versammlungen im Namen und im Geiste Adolf Hitlers füllen, auch wenn er nicht mehr am Leben wäre, um zu ihnen zu sprechen? Ein inneres Gefühl von mir beantwortete diese Frage: "Warum nicht?" Und war der Führer irgendwo auf dieser Erde? "Wo auch immer er sein mag, lebendig oder tot, *sein Geist ist lebendig* und wird eines Tages Deutschland regieren. Und Deutschland wird *durch ihn* die anderen Nationen des Westens beherrschen", antwortete wieder einmal meine innere Gewissheit. Es machte wenig aus, ob *ich* die Zeichen seines Aufstiegs *sehen* konnte oder nicht. Konnte man das Korn wachsen *sehen*? Und konnte man die brennende Lava in den Eingeweiden der Erde aufsteigen *sehen,* Monate vor dem Ausbruch eines Vulkans? Die Kraft des Nationalsozialismus, Ausdruck der Vitalität der arischen Rasse, ist wie die Kraft des keimenden Korns und wie die des langsam aufsteigenden geschmolzenen Gesteins: unsichtbar und unwiderstehlich.

Ich erinnerte mich daran, wie sie sich in allen Kameraden manifestierte, denen ich seit dem Grenzübertritt begegnet war, in allen, denen ich zuvor während meines früheren Aufenthalts in Deutschland begegnet war. Und ich erkannte, dass sie in mir vorhanden war. Und mit dem ganzen Eifer, der ganzen Entschlossenheit meines Wesens wollte ich durch alles, was ich dachte, sagte, schrieb oder tat, zur Wiederauferstehung des Großdeutschen Reiches unter nationalsozialistischer Herrschaft beitragen, ob ich nun das Ergebnis meines Handelns sehen würde oder nicht.

Ich ging die Stufen zwischen den Rängen hinunter und noch einmal die Straße entlang, auf der die SA- und SS-Männer marschiert waren, so sicher, dass unsere neue Welt für immer bestehen würde; zurück zum See und zur Straße jenseits des Sees und zur Luitpold-Arena. Es war jetzt völlig dunkel.

Ich ging und setzte mich wieder für eine Weile auf die verfallene Tribüne mit Blick auf den anderen Ort der alten Parteiversammlungen und das Ehrenmal für die Toten der beiden Kriege. Der Eindruck, den ich auf der *Zeppelin Wiese gehabt hatte,* war seltsam genug. Der Eindruck, den ich hier hatte, als ich allein

in der Nacht saß, war erschreckend — oder *wäre es gewesen*, wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, dass eine Kraft aus der Erde mich schützte. Aber eine solche Kraft habe ich tatsächlich gespürt. Und ich erlebte in der kalten Dunkelheit — unter den schwarzen Wolken, die in diesem Moment wieder einmal den Mond verdeckten — wie ein Symbol für die Zeit, die wir jetzt durchleben. Am nächsten Tag schien die Sonne wieder, und Kinder kamen und spielten auf der Ruinenstätte. Sie und alle deutschen Kinder — alle arischen Kinder — würden früher oder später die Richtigkeit der Lehre unseres Führers, den göttlichen Charakter seiner Mission erkennen. Und es würde dann seine Herrschaft sein, im Geiste, für immer. In der Zwischenzeit war die Dunkelheit — das Vergessen der feindlichen Welt, der weit verbreitete Glaube, dass unser Glaube nicht mehr existiert — ein Schutz.

Es war schon nach Mitternacht, als ich den Bahnhof erreichte.

Das erste, was ich am nächsten Morgen tat, war, eine Straßenbahn in Richtung Fürth zu nehmen — entlang der *Fürtherstraße* — und vor dem Justizpalast auszusteigen. Ich erinnerte mich an den Aushang: "Besuchszeit von 8 bis 12 Uhr".

Dieses Mal war ich allein. Meine Begleiterin vom Vortag hatte offenbar zu arbeiten begonnen. Ich hatte sie nicht wieder getroffen.

Eine Zeit lang ging ich vor dem Geländer auf und ab und warf noch einmal einen allgemeinen Blick auf das Gebäude. Obwohl es nicht so alt war wie viele andere historische Denkmäler Nürnbergs, war es mit seiner regelmäßigen Abfolge von Giebeln und den langen bogenförmigen Durchgängen im Erdgeschoss, die es charakterisieren, architektonisch höchst reizvoll — schlicht, aber elegant, von perfekten Proportionen. Aber der Gedanke an die Schande, die sich in seinen Mauern zugetragen hat, machte mich unempfindlich gegenüber allen Äußerlichkeiten.

Ich ging bis zu der Querstraße am Ende des Gebäudes. Dort bemerkte ich einen Schriftzug mit einem Pfeil, der nach rechts zeigte: "Zur jüdischen Kapelle". "Und ich erinnerte mich daran, dass die Nürnberger Märtyrer an einem wichtigen Festtag des jüdischen Glaubens getötet wurden, als hätte man sie bewusst und absichtlich den dunklen Mächten geopfert und damit deren Sieg besiegelt.

Ich ging langsam denselben Weg zurück. Niemals vielleicht war mir die ganze Nachkriegsverfolgung des Nationalsozialismus, der Krieg selbst und die ungeheuerliche Hass- und Lügenkampagne, die *vor dem* Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland in der ganzen Welt geführt wurde, krasser als das Werk des teuflischen Juden erschienen. Ich wußte lebhafter als je zuvor (obwohl ich die Tatsache sicherlich nie ignoriert hatte), daß alle Leute, die, ohne Juden zu sein, während dieses Krieges gegen Deutschland Partei ergriffen haben — von Herrn Winston Churchill bis hinunter zum letzten elenden indischen

Rekruten, der für achtzehn Rupien im Monat in Englands Dienste trat, ohne überhaupt zu wissen, gegen wen er kämpfen sollte und warum, — entweder Verbrecher oder Narren waren; häufiger Narren als Verbrecher, aber Verbrecher allerersten Ranges, wenn sie zufällig Politiker oder Journalisten waren: verantwortliche Betrüger der Massen.

Ich ging in den Garten, auf der Suche nach jemandem, der mir sagen würde, was ich tun sollte, um die berühmte "Halle des Gerichts" zu sehen, und wurde von einem der zahlreichen Angestellten, denen ich begegnete, zu einem Büro in einem der Flügel des Gebäudes im Erdgeschoss geführt. Dort teilte mir ein Mann am Schreibtisch mit, dass ich eine Genehmigung benötige und diese bei einem "Herrn Einstein", dem Leiter des Büros "für die Entschädigung der Opfer des Nationalsozialismus", beantragen solle. (Ein Kerl mit einem solchen Namen *wäre* der Leiter eines solchen "Büros"! dachte ich mit Bitterkeit. Aber ich fühlte mich keineswegs sicher, meine Genehmigung zu bekommen: die einzigen Menschen, die mich auf dieser Welt jemals richtig verstanden haben, abgesehen von den ausgesprochenen Nationalsozialisten, sind Juden. Sie verstehen mich — sie scheinen mich sogar aus der Ferne zu erkennen, durch eine Art von Telepathie, — aber... sie *mögen* mich nicht besonders...!) Wie auch immer, ich ging zum "Bureau", wie man mir sagte. Zu meinem Glück war Herr Einstein nicht da. Eine Angestellte, — ein deutsches Mädchen — empfing mich. Ich sagte ihr ganz beiläufig, dass ich das Gebäude besichtigen wolle, da ich selbst "ein Tourist" sei.

"Aber", sagte sie, "es gibt dort nichts Interessantes zu sehen, außer dem Saal, in dem die sogenannten 'Kriegsverbrecher' abgeurteilt wurden. Der Rest sind nur amerikanische Büros..."

"In Ordnung", antwortete ich, "in diesem Fall würde ich gerne den Saal sehen".

Ich versuchte, so unbeteiligt wie möglich auszusehen. Aber mein Herz klopfte. Das Mädchen nahm einen Telefonhörer in die Hand, sprach mit jemandem (wahrscheinlich mit Herrn Einstein). Die Antwort war offenbar positiv, denn sie nahm einen Schlüsselbund und sagte zu mir: "Folgen Sie mir." Mein Herz schlug schneller. Ich würde wirklich den Raum sehen, in dem die größte Infamie der Geschichte inszeniert worden war — den Raum, in dem die Elite Europas von den Agenten der dunklen Mächte "gerichtet" worden war — weniger als acht Jahre zuvor...

Wir gingen einen Gang entlang und erreichten eine Tür — eine gewöhnliche braune Tür wie jede andere, nur dass sie ein Schild trug: "Halle des Urteils".

Der Schlüssel drehte sich im Schlüsselloch, und ich wurde in einen Raum geführt, der viel kleiner war, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Zu meiner Rechten: Reihen von Holzbänken parallel zur Wand — im rechten Winkel zu dem Gang, auf den der Saal mündete — zu meiner Linken: weitere Reihen ähnlicher brauner, polierter Holzbänke, parallel zur Wand hinter mir, d.h. im rechten Winkel zu den

ersteren. Vor diesen Bänken ein langer Schreibtisch, an dem mehrere Hörer hingen, jeder vor einem braunen, polierten Stuhl, während an der Wand, mir gegenüber, ein hoher Schreibtisch stand — ein Schreibtisch, der den ganzen Raum überragte — und dahinter eine amerikanische Flagge. Die Stille war beeindruckend — gespenstisch.

Keine Einzelheiten des ungerechten Prozesses und keine Tatsachen aus jenen grausamen Tagen, in denen der Prozess stattfand, kamen mir in den Sinn, denn *ich dachte nicht.* Aber *ich fühlte* noch einmal — ich erlebte die Atmosphäre jener Tage und Monate in all ihrer erneuten Lebendigkeit, als ob ich plötzlich in die Vergangenheit zurückgeworfen worden wäre. Ich sagte mir immer wieder (wie um mich von einem Albtraum zu befreien): "Es ist nicht wahr; es ist vor sieben Jahren geschehen, nicht jetzt. Jetzt werden *sie* bald gerächt sein. Jede Minute, die verstreicht, bringt uns dem Tag näher, an dem die Richter, die hier gesessen haben, ihrerseits von einer höheren Gerechtigkeit verurteilt und für alle Zeiten öffentlich mit Schande gebrandmarkt werden...“Aber es hat nichts genützt. Ich war wieder in den Jahren 1945-1946. Und der erneute Kontakt mit der Tiefe des Grauens ließ mich von Kopf bis Fuß erschaudern. Mit einer schwachen Stimme, die ich nicht als meine eigene erkennen konnte, fragte ich: "Wo haben *sie* gesessen?"

Die junge Frau zeigte auf die Bänke hinter mir. Ich drehte mich um.

"Da!", sagte meine Führerin. Und sie fügte hinzu, indem sie auf die Sitze zeigte, einen nach dem anderen, beginnend mit dem am Ende der untersten Bank zu meiner Linken (rechts, wenn man dem Richterpult gegenübersteht). "Hier saß Göring und hier Ribbentrop, neben ihm; und dann Hess... und die anderen...“

Ich streckte meine Hand aus und berührte das polierte Holz, auf dem die Hände meiner Vorgesetzten geruht hatten, Tag für Tag, stundenlang, während der achtzehn Monate, die der Prozess dauerte. Göring, von Ribbentrop, Hess, "und die anderen"... Ich konnte sie mir jetzt vorstellen, wie sie auf dieser ersten Bank und auf den Bänken dahinter saßen. Ich konnte in ihren Gesichtern sowohl die bittere Verachtung für die Agenten des internationalen Judentums lesen, die vorgaben, über sie zu richten, als auch die stolze, nüchterne Genugtuung darüber, dass *sie wussten, dass* unser Führer, an den sie geglaubt hatten, Recht hatte; und *dass* sie *wussten, dass* sie den richtigen Weg gewählt und die richtigen Dinge getan hatten.

"Marschier'n im Geiste in unsern Reihen mit" — "Marschiert im Geiste in unsern Reihen mit", dachte ich, die Hand auf den Tisch gestützt, auf den sich Hermann Göring gelehnt hatte, und lauschte der endlosen Reihe von Lügen, die gegen ihn und gegen unseren gemeinsamen Glauben ausgestoßen wurden. "Marschiert im Geiste in unseren Reihen, und lebt in uns für immer, ihr Großen, die ich leider nie gesehen habe, die ich aber liebe; enge Mitarbeiter unseres unsterblichen Führers, lebt in *mir,* solange ich lebe!"

Ich war zu Tränen gerührt. Und ich schwieg lange, meine Augen starrten auf die nun leeren Bänke, mein Geist war in den Alptraum von 1945 versunken. Die Frau, die mit mir gekommen war, betrachtete mich mit Erstaunen. Meine Haltung passte überhaupt nicht zu der vorgefassten Meinung, die sie von einem ausländischen Touristen hatte.

"Und wo hat General Keitel gesessen?", fragte ich schließlich an sie gewandt.

"Hier", antwortete sie und zeigte auf den ersten Platz auf der zweiten Bank in den unteren Reihen — die Bank nach Hermann Göring. Und sie fügte hinzu: "Dort saß Jodl, neben ihm. Gibt es noch andere, von denen Sie etwas wissen möchten?"

Ich zögerte eine Weile und fragte dann: "Können Sie mir sagen, wo Wilhelm Frick saß? Wilhelm Frick... und Julius Streicher...“

"Dort", antwortete die junge Frau und zeigte mir zwei Plätze auf den oberen Bänken, ganz hinten bei den ersten Bänken.

Ich stellte mir die schönen Gesichter der beiden Männer und der Generäle in der Reihe darunter vor. Ich stellte mir *alle* Angeklagten vor, die dort saßen. "Ja, lebe im Geiste in uns — in mir — Männer der Hingabe und der Pflicht, Vorläufer einer edleren Menschheit, meine Vorgesetzten!" dachte ich. "Sei uns ein Beispiel, für immer. Und mögen wir dich bald rächen!"

Ich wandte mich an meinen Führer und fragte: "Und wo saßen die Ankläger — die sogenannten 'Zeugen' -? Darf ich das wissen?" Es lag Verachtung in meiner Stimme, aber die Frau schien das nicht zu bemerken. Sie zeigte einfach auf einen Platz an der Wand, der im rechten Winkel zu den Bänken der Angeklagten verlief, und sagte: "Dort."

"Und wo saßen die sogenannten 'Richter'?"

"Dort", antwortete sie und zeigte auf den Schreibtisch unter der amerikanischen Flagge. "Und hier saßen die Anwälte", fügte sie hinzu und zeigte mir den Tisch direkt vor mir. Dann nahm sie einen der Hörer in die Hand, die dort hingen, und erklärte: "Damit konnte man jede der vier Sprachen hören, die man wollte, also Deutsch, Englisch, Französisch oder Russisch. Man brauchte nur einen Deckel einen Viertelzoll in die eine oder andere Richtung zu schieben — so" (sie schob tatsächlich einen Deckel in den Hörer, den sie in der Hand hielt) "und die Sprache, die durchkam, war eine andere. So war jedes Wort, das während des Prozesses gesprochen wurde, sofort in den vier Sprachen zu hören. Das ist eine wunderbare Errungenschaft der modernen Technik...“

"Fortgeschrittene Technik im Dienste der schändlichsten Farce der Geschichte", dachte ich, aber ich sprach nicht, noch nicht.

Die Frau deutete auf die Bankreihen gegenüber dem Platz, von dem aus die so genannten Zeugen gesprochen hatten, und fuhr fort — vielleicht in der Eile, ihre Rolle als Führerin zu beenden und zu der Arbeit zurückzukehren, die im "Büro für die Entschädigung der Opfer des Nationalsozialismus" auf sie wartete:

— "Und dort saßen die Zuschauer...“Sie machte eine Geste, die andeutete, dass ich alles gesehen hatte, was es zu sehen gab, und dass mein Besuch damit zu Ende war. Aber ich war nicht in Eile. Und obwohl ich den Raum vielleicht schon *gesehen hatte*, hatte ich noch nicht begonnen, das zu *sagen*, was ich sagen wollte — was ich *zu* sagen *hatte*. Ich trat zurück, als die Frauen von "den Zuschauern des berühmten Prozesses" sprachen, und drückte zum ersten Mal, seit ich den Saal betreten hatte, meine Gefühle in einer unmissverständlichen Sprache aus:

"Aber es wird — so hoffe ich — einige zukünftige Prozesse geben, die viel kürzer sind als dieser,... Prozesse, bei denen ich sehr gerne nicht nur 'Zuschauer', sondern Ankläger sein würde", sagte ich.

Plötzlich kam mir der Gedanke, dass ich *möglicherweise* meinen Atem verschwendete. Also fragte ich die Frau: "Übrigens: Sind Sie Deutscher oder... Amerikaner?"

"Ein Deutscher", antwortete sie, "und ein echter". Der Stolz in ihrer Stimme verriet mir, dass sie nicht gelogen hatte.

"*Gott sei Dank*!", rief ich aus. "Nun, in diesem Fall hören Sie mir als Deutscher zu." Und ich fuhr fort: "Ja, ich wäre gerne ein Ankläger unter den vielen Anklägern — wenn die finsteren Gesellen, die als Richter über diese Männer saßen, ihrerseits von ihren Rächern gerichtet werden...“

Die Frau starrte mich verwirrt an und wusste nicht, was sie von mir halten sollte. Ihre Intuition drängte sie zweifellos dazu, mir zu vertrauen. Aber die monatelange tägliche Arbeit in einem jüdischen Büro hatte sie gelehrt, niemandem zu vertrauen. Vorsichtig antwortete sie: "Wenn derselbe Prozess *jetzt stattfinden würde*, würden diese Männer nicht zum Tode verurteilt werden".

"Ich weiß", antwortete ich ungeduldig. (Ich habe keine Zeit für verspätete Reue, vor allem nicht für verspätete Reue, die durch Angst entsteht.) "Aber sie wurden zum Tode verurteilt und getötet — ermordet. Sollen Jackson, Strawcross, Andrews und Co. sie doch wieder zum Leben erwecken, wenn sie können! Oder lasst ihr Volk und die Verbündeten ihres Volkes, — *jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, die es* aus Unwissenheit, Dummheit oder was auch immer *gebilligt haben*, — den Preis für dieses Verbrechen zahlen!"

Der Hass strömte aus meinen Augen, als ich sprach. Ich stand vor der amerikanischen Flagge und vor dem Schreibtisch, an dem die Richter von 1946 gesessen hatten, und sprach langsam und deutlich — gnadenlos: "Der Preis ist die Vernichtung. Nichts Geringeres."

Aus der Tiefe meines Herzens stieg ein Triumphschrei auf, als das Urteil — nicht das meine, sondern das der unsterblichen Götter durch mich — in dem leeren, stillen Saal erklang. Sieben Jahre zuvor hatten die Einundzwanzig in demselben Saal gestanden und das Urteil der jüdisch-christlichen Welt gegen sie und gegen unseren gemeinsamen nationalsozialistischen Glauben gehört. Und aus der Tiefe meines Herzens erhob sich neben diesem Triumphschrei ein ebenso leiser Schrei der Liebe, der an sie gerichtet war: "Hört mich an, meine

Vorgesetzten, wo immer ihr seid! Ich bin gekommen und werde wieder kommen. Ich bin die Auflehnung. Ich bin die Rache — die wirkliche Gerechtigkeit, die ihr monatelang vergeblich eingefordert habt. Ich bin die Zukunft, die die Vergangenheit schafft; die nationalsozialistische Zukunft, die euch verherrlichen wird!"

Automatisch hatte ich der Richtertribüne den Rücken zugewandt und blickte in Richtung der Bankreihen, auf denen der geheiligte Angeklagte Platz genommen hatte.

Die deutsche Frau, die im Büro von Herrn Einstein arbeitete, betrachtete mich mit Erstaunen.

Ich sprach ein paar Worte, um die Kühnheit und Radikalität meines Urteils über die jüdisch-christliche Welt zu erklären. "Ich verehre diese Männer", sagte ich, indem ich mich auf die Märtyrer von 1946 bezog, "sie sind für die Sache der höheren Menschheit gestorben; für das wahre Deutschland, das ihr Vorläufer ist, der Verfechter ihrer Rechte, die Verkörperung ihrer Tugenden. Und sie hatten gelebt und gekämpft, um die höhere Menschheit lebendig werden zu lassen."

"Vielleicht", antwortete die Frau nachdenklich — und vorsichtig — "aber zu welchem Preis? Und mit welchen Mitteln?"

"Auf Kosten dessen, was nicht zu retten ist", erklärte ich, ohne zu zögern, "und mit dem einzigen Mittel, das in diesem dunklen Zeitalter funktioniert. Kennen Sie irgendeinen Herrscher, irgendeine Nation, ob alt oder neu, die andere Mittel eingesetzt hat? Ich kenne keinen. Ich kenne nur Lügner, die zwar mit gespielter Empörung leugnen, aber dieselben Mittel einsetzen, um niedere Ziele zu erreichen. Diese Männer haben sie benutzt, um das allerhöchste Ziel der Schöpfung zu erreichen. Und sie haben sie nicht verleugnet. Sie waren weder Selbstsüchtige noch Lügner, sondern die Erbauer eines kommenden Zeitalters der Gesundheit und Wahrheit."

Die junge Frau hörte mir weiter zu, ohne ihre eigenen Gefühle zu äußern, was auch immer diese gewesen sein mögen. Ich wusste, dass es für sie das Einfachste gewesen wäre, zu Herrn Einstein zu gehen und zu telefonieren und mich in ernsthafte Schwierigkeiten zu bringen. Aber ich wusste ebenso sicher, dass sie das niemals tun würde; dass der natürliche deutsche Stolz in ihr stärker war als jede noch so sehr erworbene Treue zu christlichen oder "menschlichen" Werten. In der Existenz dieses tief sitzenden deutschen Stolzes wurzelte in der Tat meine Hoffnung, dass der Nationalsozialismus wieder auferstehen würde. Er würde sich erheben und siegen, gerade weil er nicht nur mit der Natur selbst im Einklang steht, sondern auch der glorreichste Ausdruck des uralten, unbesiegbaren deutschen Stolzes ist. In der Zwischenzeit war mein ungehindertes Lob unserer Märtyrer hier in diesem Saal, der amerikanischen Flagge zum Trotz, ein Vorgeschmack auf die feurige Anklage ihrer selbst ernannten Richter, die — so hoffte ich — eines Tages, wenn meine Genossen wieder an der Macht sein würden, diesen Saal füllen und in die ganze Welt ausgestrahlt werden würde.

Die junge Frau, meine Führerin, bat mich, ihr zu folgen. "Ich werde Ihnen das Gefängnis und die Hinrichtungsstätte so nah wie möglich zeigen", sagte sie.

Sie ging aus dem Zimmer. Ich folgte ihr bis zur Tür, kehrte dann aber zurück und bat sie, so freundlich zu sein, "nur eine Minute" auf mich zu warten. Da ich wusste, dass ich nun allein in dem tragischen Saal war, stellte ich mich vor die Bänke, auf denen meine Vorgesetzten gesessen hatten, hob den rechten Arm in der rituellen Geste und sprach mit leiser Stimme die Worte des Glaubens, der Hoffnung und des Trotzes aus, die ich auf die Ruinen von Adolf Hitlers Wohnung auf dem Obersalzberg geschrieben hatte: "*Einst kommt der Tag der Rache*! *Heil Hitler*!" Und ich fühlte mich, als hätte ich mit diesen magischen Worten und dieser symbolischen Geste einen weiteren Schlag gegen unsere Feinde im alles entscheidenden Reich des Unsichtbaren geführt.

Die junge Frau führte mich zu einem Fenster irgendwo in der Passage und zeigte mir von dort aus ein Gebäude, in dem man hinter jeder vergitterten Öffnung eine Zelle vermuten konnte, und inmitten des nahe gelegenen Hofes ein Haus oder vielleicht auch nur einen Schuppen mit Mauern drum herum — Mauern, die ganz in Schwarz gestrichen waren.

"Das ist das Gefängnis", sagte sie. "Es steht nicht mehr unter amerikanischer Leitung. Deshalb sind auch keine Besucher zugelassen: Die Männer, von denen Sie sprachen, waren eineinhalb Jahre in diesem Gebäude eingesperrt. Und sie wurden in diesem schwarzen Haus — dem 'Gymnastiksaal' des Gefängnisses — hingerichtet, einer nach dem anderen."

"Damals wurde einer ermordet", berichtigte ich. "Aber lass es sein; sie werden gerächt werden."

Ich stand lange am Fenster und betrachtete das düstere Haus des Todes. Die Frau wartete im Korridor auf mich, die Schlüssel in der Hand. Sie zeigte keine Anzeichen von Ungeduld. Ich dachte an den Dritten Weltkrieg und rief die unerbittliche Nemesis — die mathematische Gerechtigkeit, die niemals vergibt — über die Verfolger unseres nationalsozialistischen Glaubens. Gott allein weiß, was die Frau gedacht hat. Sie wartete bis zum Ende auf mich — bis ich in meinem Herzen die Vergangenheit in Erinnerung gerufen und, so lange ich wollte, zukünftige Szenen erlösender Gewalt heraufbeschworen hatte. Endlich wandte ich mich ihr zu und betonte:

"Ja, eines Tages werden *sie* gerächt werden, — und erhöht werden!" Und ich fügte hinzu: "Wenn ihr die Rache in ihrer ganzen schrecklichen Größe *seht*, denkt an mich. Erinnert euch daran, dass ihr mir in diesen dunklen Tagen begegnet seid!"

Sie schaute mich an, als wollte sie etwas sagen, schwieg aber. Sie ging an meiner Seite den Gang entlang, bis wir zu einer Treppe kamen. "Hier geht es nach draußen", sagte sie dann. "Geradeaus nach unten und dann, vorbei am

Wachhäuschen, den Weg, den du gekommen bist. Es ist ganz einfach. *Auf Wiedersehen*!"

"*Auf Wiedersehen"*, wiederholte ich, und wir trennten uns.

Den Rest des Tages verbrachte ich im Stadion und auf den Wiesen rund um das Stadion, entlang der Straße, die zum Marsfeld führt — die Straße, auf der die Regimenter und Parteigruppen (vom Marsfeld kommend) zur *Zeppelinwiese* und zur Luitpold-Arena marschierten.

Ich blieb stundenlang auf den Stufen unter der Säulengalerie sitzen, die auf die ehemalige Galerie blickt, — Stunden, in denen ich an all das dachte, was dort gesagt und getan worden war, während ich im fernen Osten gewesen war, und mir verzweifelt bewusst war, was ich alles verpasst, was ich verloren hatte.

Als die Sonne weniger heiß wurde, ging ich zurück zum See — *Duzend Teig* — und zur Luitpold-Arena, besuchte das Denkmal für die toten Soldaten und setzte mich schließlich auf die halb verfallene Mauer, die an die Tribüne grenzt, von der aus der Führer in den Tagen der Herrlichkeit zu sprechen pflegte.

Ich saß da, in Gedanken versunken, weiß Gott wie lange, und fragte mich, wann dieser Ort, an dem Hunderttausende unseren Führer bejubelt hatten, wieder zum Schauplatz feierlicher nationalsozialistischer Massendemonstrationen werden würde; wann der feurige Lobgesang auf Adolf Hitlers Namen (wenn auch nicht auf seine eigene Stimme) über die riesige historische Fläche ertönen würde, die mit Reihen und Reihen von Kämpfern in perfekter Ordnung und mit Hakenkreuzfahnen bedeckt war, und auf den Rängen ringsum — begeisterte Männer und Frauen, die die Reden mit dem alten Triumphschrei beantworteten: "Sieg! Heil!"

Ab und zu kamen Leute auf der Straße an der Tribüne vorbei.

Und die Sonne folgte ihrem Lauf. Und die Schatten wuchsen.

Ich wurde durch das schallende Gelächter eines halben Dutzend Kinder, Jungen und Mädchen im Alter von zehn bis fünf Jahren, die die zerstörte Treppe hinaufliefen, aus meiner Betrachtung gerissen. Auf der Höhe der Tribüne angekommen, rannten und tanzten sie eine Minute lang umher und stürzten dann — alle bis auf eines — auf der gegenüberliegenden Seite die Treppe hinunter. Diejenige, die ihnen nicht sofort folgte, war die schönste von allen: ein kleines Mädchen, etwa sieben oder acht Jahre alt, mit flachsblonden Locken, ebenmäßigen Zügen und großen, tiefblauen, inspirierten Augen. Sie kam auf den Platz zugerannt, von dem aus Adolf Hitler einst zur Menge zu sprechen pflegte, stieg die beiden Stufen hinauf, die schließlich dorthin führten, streckte den rechten Arm aus und rief mit lauter Stimme: — als ob sie zu unsichtbaren Tausenden und Zehntausenden spräche, die sich auf dem weiten Platz versammelt hatten, wo die SA- und SS-Männer zu stehen pflegten.

"Dieser Ort ist der Thron der Welt, — und es ist *mein* Thron! Denn ich bin die Königin, die Königin der Welt! Die Königin der Welt!..."

Klar und freudig wie der Klang von Glocken hallten die triumphalen Worte des deutschen Kindes über die Ruinen und über den leeren Platz, der nun mit Gras bedeckt war: Luitpold-Arena.

Ich stand auf, öffnete meine Arme... Ich wollte das kleine Mädchen eine Minute lang an meine Brust drücken und ihr sagen — obwohl sie — noch — nicht verstanden hätte, was ich meinte — "Du hast recht! Dies ist der Ort, von dem aus "Er" gesprochen hat; *Er*, der nun unsichtbare König, dein und mein, — der Führer. Und *du* bist das schöne, ewige Deutschland — *sein* Deutschland — die Aristokratie der auserwählten arischen Rasse; Königin der Welt in der Tat, für alle kommenden Zeiten, wenn du es wünschst, an der Seite von *Ihm*, deinem ewigen König..."

Aber das Kind war schon die Treppe hinuntergetanzt und rannte nun die Straße entlang, um seine Spielkameraden einzuholen.

Ich blieb eine Weile stehen, versunken in eine innere Vision von Größe: die Vision von Jahrhunderten kommender Geschichte, die wie eine Parade ohne Ende aufeinander folgen, zum Ruhm von Adolf Hitler und seinen Getreuen.

Der Abend brach an. Ich ging von der historischen Tribüne hinunter, folgte dem sandigen Weg durch die dunkler werdenden Rasenflächen, dann die fast menschenleere Wodanstraße und die lange, belebte Allerbergerstraße zurück zum Bahnhof.

Wie der nahende Klang der Siegesglocken, wie die nahende Musik eines Heeres auf dem Weg, begleiteten mich die prophetischen Worte des Kindes — die Stimme des jungen Deutschlands: "Dies — Adolf Hitlers Tribüne — ist der Thron der Welt, und es ist *mein* Thron — denn ich bin die Königin... die Königin der Welt!"

Kapitel 7

MÄRTYRERGRÄBER, RAUCHENDE SCHORNSTEINE UND MÄNNER AUS EISEN

Homburg von der Höhe, 28. *April* 1953

Mein Herz begann zu klopfen, als ich Schritte auf der Holztreppe hörte, auf deren oberstem Treppenabsatz ich seit über zwei Stunden saß und darauf wartete, dass Herr E. — der Mann meiner geliebten Hertha E. — nach Hause kam. (Er hatte mich nicht erwartet.)

Irgendetwas sagte mir eindeutig, dass er es *war*. Ich beugte mich über das Geländer und schaute hinunter: Ein Mann in einem graugrünen Jägeranzug kam so schnell er konnte herauf. Ich wusste, dass Herr E. als Förster arbeitete. Jetzt war ich sicher, dass er es war. Auf halber Höhe der letzten Treppe blieb er stehen und schaute mich an.

"Herr E.", rief ich begeistert aus. (Blitzartig erinnerte ich mich an all das, was mir Hertha E. über den "alten Kämpfer" aus der Frühzeit des nationalsozialistischen Kampfes und späteren SS-Offizier, mit dem sie verheiratet war, erzählt hatte). Und ohne die beiden verbotenen Worte auszusprechen, hob ich die rechte Hand.

"Frau Mukherji! — Herthas Freundin", sagte er mit freudiger Erregung, als er mich erkannte, obwohl er mich noch nie gesehen hatte, und hob seinerseits die Hand. "Kommen Sie! Kommen Sie herein — obwohl mein Zimmer kein geeigneter Ort ist, um jemanden zu empfangen. Aber ich weiß, dass *Sie sich* nicht um solche Details kümmern. Kommen Sie; ich bin so froh, Ihre Bekanntschaft zu machen — endlich!"

Er trat auf den Treppenabsatz — ein blonder Mann von mäßiger Statur, mit regelmäßigen — untadelig nordischen — Zügen; blaue Augen, die mich intensiv ansahen, wie es *ihre* manchmal getan hatten. Und ich folgte ihm in die ärmsten, dunkelsten und trostlosesten Räume, die ich bis dahin in Germane gesehen hatte: ein Zimmer mit schrägen Wänden (denn dies war der oberste Teil des Hauses), das nichts enthielt als einen Tisch, zwei Stühle, einen alten Ofen und ein schmales Holzbett, wie man es in einer Schiffskabine sieht, und das durch ein kleines Fenster einigermaßen beleuchtet war. Aber ich sah das alles, ohne es wirklich zu sehen; ich sah nichts als Herrn E. und im Hintergrund — wie im Traum — Hertha

E. in ihrem blauen Kittel und der hellgrauen Schürze (ihrer Häftlingskleidung), wie sie auf meinem Bett in meiner Zelle in Werl gesessen hatte, während unserer heimlichen Begegnungen, die die großen Ereignisse meines Lebens im Gefängnis waren; wie sie geschaut hatte, als sie mir von ihm erzählte.

Das war also der Mann, von dem sie gesagt hatte, dass er sich "prächtig" mit mir verstehen würde; der Kämpfer jener weit zurückliegenden ersten Jahre, in denen man alles zu verlieren und nichts zu gewinnen hatte, wenn man sich Adolf Hitlers eisernem Band anschloss; der Mann, der nur deshalb unter dem Hakenkreuzbanner marschierte, weil er an die Mission Deutschlands in der Welt und an die Mission des Führers in Deutschland glaubte und weil er sich der jüdischen Gefahr bewusst war; der Mann, der sich die Goldene Medaille der Partei verdient hatte und der nach dem Krieg in Frankreich und in England in Gefangenschaft geraten war; auch der Mann, der *sie* anbetete...

Ich erinnerte mich, dass sie mir eine Episode erzählte, die sich während des Krieges in einem Straßenbahnwagen in Berlin zugetragen hatte: Ihr Mann, der von der Front auf Urlaub gekommen war, und sie, die ebenfalls auf Urlaub aus dem Lager gekommen war, in dem sie als Aufseherin arbeitete, gingen gemeinsam ins Theater. Sie stand an seiner Seite, als er plötzlich einen Juden bemerkte, der es sich in einer Ecke bequem gemacht hatte, ohne sich die Mühe zu machen, einer Dame und noch dazu der Frau eines SS-Offiziers seinen Platz anzubieten. Er hatte den Mann streng angeschaut und mit eiskalter Stimme, in der der ganze Stolz und die Macht des Dritten Reiches, die er verkörperte, klang — eine Stimme, die den meisten Umstehenden einen Schauer der Genugtuung über den Rücken gejagt hatte (und vielleicht einigen von ihnen einen Schauer des Entsetzens). hatte er nur gesagt: "Runter!" Wie man sich vorstellen kann, hatte der Jude nicht auf eine Wiederholung des Befehls gewartet, sondern gehorchte eilig und schrumpfte vor dem Mann in der schwarzen Uniform, — der Emanation des Führerwillens, der Selbstbehauptung Deutschlands, dem Herrn des Westens. Und ich erinnerte mich, wie ich ihr in einem Ausbruch von Begeisterung sagte: "Wunderbar! Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen! Oh, die herrlichen Tage, die glorreichen Tage, als ein SS-Mann einen Juden nur anzusehen brauchte, um ihn schrumpfen und sich in Luft auflösen zu lassen! Wann werden sie wiederkommen?"

Und da war der Mann: Herr E.; der Offizier in Schwarz; der Mann des Dritten Reiches; Herthas Ehemann, den ich bewunderte, wie ich sie bewunderte. Da stand er vor mir. Wer hätte voraussehen können, dass ich die Ehre haben würde, ihn so bald zu treffen?

Er schloss die Tür, nahm meine beiden Hände in die seinen und sagte mit Tränen in den Augen und einem Ausdruck von so ekstatischem Glück, dass es an Schmerz grenzte: "Am achten Tag wird *sie* frei sein — in zehn Tagen! Wisst Ihr das? Frei, noch einmal *frei* nach all den albtraumhaften Jahren, meine arme Hertha! Sie kommt zurück, *sie kommt nach Hause*. Ich zähle schon die Tage. Oh,

ich bin so froh, dass du gekommen bist, du, der du sie liebst; du, der du ihr im Gefängnis so viel Kraft gegeben hast (sie hat mir alles von dir erzählt, letztes Jahr, als sie ein paar Tage an meiner Seite im Krankenhaus verbringen durfte, weil die Ärzte dachten, ich würde sterben. Und dann erhielt ich Ihre Bücher und erfuhr aus Ihren eigenen Worten, wie sehr Sie ihr zugetan sind). Ich bin froh, endlich Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich kann mit anderen Menschen nicht so über sie sprechen wie mit Ihnen."

Es war die Nachricht, dass meine geliebte Genossin bald entlassen werden würde — die schönste Nachricht, die ich seit langem gehört hatte. Wie hatte ich in diesen drei Jahren an sie (und an die anderen) gedacht! Nicht ein einziges Mal hatte ich einen hellen Tag gesehen — einen Tag, an dem man froh ist, zu leben. ohne dass meine Gedanken zu *ihnen* zurückkehrten (zu denen, die ich kannte, und auch zu denen, die ich nicht kannte) und ohne dass ich mich meiner unverdienten Freiheit schämte; jedenfalls drängte es mich, alles zu tun, was ich konnte, um sie zu rechtfertigen, wenn ich sie nicht verdiente. Und nun, während dieser ganzen schönen Reise — über Griechenland und das Meer und Süditalien, im Flugzeug; durch Italien und die Alpen und Deutschland, mit der Eisenbahn, — wie oft hatte ich nicht an sie gedacht, insbesondere an *sie*, eingesperrt in ihrer alten Zelle (die letzte Zelle des D-Flügels, an der Ecke des C-Flügels) in diesem "*Frauenhaus*" in Werl, das ich so gut kannte; im Rhythmus der Gefängnisroutine lebend, noch immer, acht Jahre nach Kriegsende — bis wann? bis wann? Die Antwort wurde mir nun gegeben: bis zum 8. Mai — dem achten Jahrestag der Kapitulation — in zehn Tagen. Die Wahl des Datums schockierte mich, zugegebenermaßen. Und ich konnte nicht umhin, es zu erwähnen. Immerhin war dies die beste Nachricht, die ich seit Monaten gehört hatte, zumindest seit der Entlassung von Generalfeldmarschall Kesselring.

"Ich bin so glücklich, dies zu hören — viel glücklicher als bei meiner eigenen Freilassung", sagte ich aufrichtig. "Es ist zweifellos voreilig von Seiten der Briten, sie an einem solchen Tag freizulassen, als wollten sie sie in der Freude über ihre eigene Freiheit die Bitterkeit der Kapitulation vergessen lassen. (Als ob sie — oder irgendeiner von uns — jemals vergessen könnte!) Aber das ist nur ein Detail; die Hauptsache ist, dass sie in zehn Tagen frei sein wird."

"Ja", betonte Herr E. "*Frei*! Ich kann kaum glauben, dass es wahr ist. Oh, niemand weiß, wie sehr ich sie liebe. Und niemand weiß, was ich gelitten habe..."

"Ich habe von den Strapazen gehört, die du ertragen musstest", antwortete ich. "Auch du bist einer unserer Märtyrer".

Ich wusste, dass Herr E. von einem englischen Militärpolizisten, dem er sich geweigert hatte, seine Partei-Orden zur Beschmutzung herauszugeben, so brutal auf den Kopf geschlagen worden war, dass er sich nie von seinen Verletzungen erholt hatte. Ich wusste, dass er nach seiner Rückkehr nach Deutschland seine ganze Zeit in einem "Heim für Hirnverletzte" verbracht hatte, nur ein oder zwei Meilen von Homburg entfernt. In der Tat hatte ich ihn zuerst

dort aufgesucht, ohne zu wissen, dass er wieder gesund genug war, um zu arbeiten, und dass er ein Zimmer in der Stadt genommen hatte.

"Als Kriegsgefangener", fuhr Herr E. fort, "war ich in England *monatelang* in einer kalten, feuchten und absolut dunklen Zelle eingesperrt, mit Händen und Füßen an die Wand gekettet, nur weil ich mich 'ihnen' widersetzt hatte und nicht 'ja' zu ihrem Unsinn über unser glorreiches nationalsozialistisches Regime sagen wollte. Aber selbst *das* war noch nicht das Schlimmste. Ab und zu kamen sie in meine Zelle, um mir mein karges Essen zu bringen, und erzählten mir vom Prozess in Belsen. Deine kostbare Frau wirst du nie wieder sehen", sagten sie. Sie soll mit den anderen Mördern gehängt werden. Geschieht ihr recht!' Ich konnte sie nicht *sehen*, aber ich konnte die Freude in ihren Stimmen hören. Sie wussten die ganze Zeit, dass es nicht wahr war. Hertha war bereits zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt worden, wie Sie wissen. Und doch kamen sie und sagten mir das nur, um mich zu quälen, nur weil ich ein überzeugter Nazi war — weil ich einer bin. Diese gutherzigen Engländer, die uns 'Monster' nennen! *Das* war für mich schlimmer als Eisenketten." Aber er fügte hinzu: "Aber das ist alles Vergangenheit. Und sie kommt zurück; sie kommt zurück!"

"Mein armer Herr E.! rief ich aus, gleichzeitig erfüllt von kameradschaftlicher Liebe, Bewunderung, Abscheu (über das Verhalten der Engländer) und von der alten Sehnsucht nach Rache. "Möge *mir eines* Tages die Gelegenheit gegeben werden, diejenigen zu quälen, die das Dritte Reich hassten! Ich wette, ich werde ihnen auch böse Dinge erzählen, zwar nicht solche, wie sie unsere Feinde Ihnen erzählt haben (ich bin nicht so gemein), aber doch so böse, dass sie eher um ihren Tod betteln werden, als meine Bemerkungen ertragen zu müssen. Mein armer Herr E.!"

Er war in meinen Augen die Verkörperung des verfolgten Nationalsozialismus.

"Dann, eines Tages", fuhr er fort, "erfuhr ich, dass sie lebte und in Werl interniert war. Das war sehr viel später. Und ich war nicht mehr in dieser dunklen Zelle. *Sie* hatten jede Hoffnung aufgegeben, meinen Geist zu brechen. Niemand kann sagen, wie glücklich ich bei dem Gedanken war, sie eines Tages, und sei es nach fünfzehn Jahren, wiederzusehen — meine schöne blonde Hertha...“

"Mögen Sie und sie bald gemeinsam im neuen Kampf um Freiheit und Macht stehen, und ich an Ihrer Seite", sagte ich mit dem ganzen Feuer der Überzeugung.

Die strahlend blauen Augen, die noch vor einer Minute so voller Menschenliebe waren, sahen mich mit einem anderen Feuer an:

"Das Einzige, was ich will, ist, neu anzufangen", rief Herr E. energisch aus, "die Bitterkeit und Schande dieser Jahre jüdischer Herrschaft abzuwaschen und Deutschland wieder aus diesem Elend zu erheben, zu Macht und Ruhm unter Adolf Hitlers Führung, wenn er noch lebt, unter seiner Inspiration und in seinem unsterblichen Geist, — seiner unsichtbaren Führung — wenn er tot ist."

Ich erkundigte mich nach dem Gesundheitszustand von Herrn E.. Ich hatte in der Tat nicht erwartet, ihn so gesund vorzufinden, nachdem er nur ein Jahr zuvor als verschollen aufgegeben worden war.

"In Dornholzhausen — im Heim für Hirnverletzte — hatte ich das Glück, in die Hände eines außergewöhnlich fähigen Arztes zu geraten", erklärte er. "Ich nehme an, das hat mich gerettet. Das und... mein eigener Lebenswille; und das Schicksal...“

Er fragte mich, wie und seit wann ich nach Deutschland zurückgekommen sei und was meine Pläne seien. Dann sprach er von meinen Büchern. Aber ich erinnerte mich an den Horror seiner Gefangenschaft in England. Ich stellte ihn mir in einer dunklen, feuchten Zelle vor, wahrscheinlich irgendwo unter der Erde, in Fesseln und an die Wand gekettet. Und ich stellte mir die Stimme eines jüdischen Sklaven vor, oder vielleicht eines Juden, der ihm höhnisch sagte: "Du wirst deine Frau nicht mehr wiedersehen, sie wird mit allen zusammen gehängt...“Und doch hatte er *ihnen* bis zum Schluss die Stirn geboten und nie den Glauben an unseren Führer, an unsere Wahrheit, an die unendlichen Möglichkeiten Deutschlands verloren. Ich fühlte mich klein vor diesem Hinweis, wie immer in der Gegenwart dieser echten deutschen Nationalsozialisten, die sich der Verfolgung ausgesetzt sahen.

"Ich bin nur derjenige, der *Gold im Ofen* geschrieben hat", sagte ich, "ihr seid das 'Gold im Ofen', ihr, Herr E. und ihr, mein Führervolk, als Ganzes. Ich liebe und verehre euch und wünsche euch die Herrschaft über die Welt! Ihr habt es verdient."

Wir unterhielten uns noch eine Weile, dann verabschiedeten wir uns mit den ewigen Worten: "Heil Hitler!" Ich fuhr mit dem Bus zurück nach Frankfurt.

Frankfurt, 29. April 1953.

Am nächsten Tag hatte ich ein Gespräch mit Herrn S., einem Mann, dem ich überhaupt nicht vorgestellt worden war, der sich aber als einer von uns herausstellte. (Habe ich nicht am Anfang dieses Buches gesagt, dass ich ein Händchen dafür habe, solche Leute zu erkennen?)

Ich traf ihn in einem Geschäft, in dem ich das bekannte Buch *Fallschirmjäger damals und danach* von General Ramke kaufen wollte. Wir sprachen über General Ramke. Herr S. machte ein paar Bemerkungen, die mir gefielen. Insbesondere sagte er mir, dass er mit der Beschreibung des Generals über die Waffen-SS als "die erste gesamteuropäische Armee gegen den Bolschewismus" völlig übereinstimme. Diese Worte, über die in den englischen Zeitungen berichtet wurde, hatten mich damals mit Begeisterung erfüllt. Herr S. und ich sprachen immer freier, bis wir das Gefühl hatten, nichts mehr voreinander verbergen zu müssen.

"Wie lange ist es her, dass Sie Deutschland verlassen haben?" fragte Herr S. mich.

"Etwa drei Jahre."

"Und darf ich Sie fragen, was Ihre ersten Eindrücke sind, wenn Sie nach all dieser Zeit zurückkommen?"

"Ich habe noch nicht genug vom Wiederaufbau gesehen, um darüber zu sprechen", antwortete ich. "Aber ich war schon an der Grenze — der falschen Grenze in Salzburg — angenehm überrascht, dass man jetzt fast hundert französische Francs für eine deutsche Mark braucht, während ich mich erinnere, dass ich vor fünf Jahren eine Mark für nur fünfundsechzig Francs umgetauscht habe.

"Ich habe gesehen, wie viele Gebäude umgebaut wurden — Gott sei Dank! Aber zu viele Geschäfte (und zu viele Kinos) im Verhältnis zur Zahl der Wohnhäuser. Ich wette, dass die Juden dahinterstecken — sowohl diejenigen, die zurückgekommen sind, um Deutschland nach seiner Niederlage auszuplündern (und für die Kinos ein besseres Geschäft sind als Häuser), *als auch* die des weit entfernten 'Staates Israel', an den diese Marionettenregierung in Bonn akzeptiert hat, ich weiß nicht, wie viele Milliarden als Entschädigung für das 'Unrecht' zu zahlen, das das nationalsozialistische Regime 'Gottes eigenem Volk' (wie sie sich selbst nennen und wie gute Christen sie nennen) angetan hat. Man kann nicht alles tun: Millionen von Flüchtlingen aus den Provinzen versorgen, die die Alliierten Deutschland entrissen haben; die Kosten für drei Besatzungsarmeen bezahlen; jedem Mann oder jeder Frau deutscher Nationalität, die in den großen Tagen (egal aus welchen Gründen!) einige Zeit in einem Konzentrationslager verbracht hat, eine Rente zukommen lassen; dem Staat Israel Milliarden zahlen *und* Häuser für die treuen und würdigen deutschen Familien bauen.

"Meine einzige große Genugtuung hier in diesem Land, das ich so sehr liebe, ist zu sehen, dass es noch Menschen wie Sie gibt: Nationale Wissenschaftler, die trotz allem ihren Glauben bewahrt haben. Die übrige westliche Welt, in der es solche Menschen nicht gibt, ist, auch wenn sie uns nicht unbedingt feindlich gesinnt ist, so öde, so langweilig! Auch hier in Deutschland ist man manchmal deprimiert: Alles und jeder sieht nach außen hin so brav aus — so im Einklang mit der christlich-liberalen, hoffnungslos *langweiligen* 'bürgerlichen' Zivilisation, die ich schon vor dem Ersten Weltkrieg gehasst habe; mit einem Wort, so 'entnazifiziert'; als ob alle Spuren der glorreichen Tage für immer getilgt wären. Man sieht ruhige, 'anständig aussehende' Menschen, die in die Kirche gehen, wie in der Zeit vor dem Nationalsozialismus; man sieht an den Bücherständen eindeutig antinazistische Bücher (oder ganz unverbindliche: Frauenromane und Kochbücher); man trifft auf geradezu schockierende Anblicke: man trifft, zum Beispiel hier in Frankfurt, deutsche Mädchen Arm in Arm mit Männern aller Rassen (Arier, Mongoloide, Juden und Neger) in amerikanischer Uniform, und man beneidet diejenigen, die 1942 gestorben sind, bevor der Krieg

eine schlimme Wendung nahm. Aber dann trifft man einen Mann wie Sie — oder verbringt eine Stunde mit einem Kameraden wie dem, den ich gestern in Homburg besucht habe — und all die Bitterkeit und all der Ekel der Gegenwart treten in den Hintergrund, und man sieht nichts anderes als das wahre Deutschland — Adolf Hitlers Deutschland; das ewige Deutschland — in seiner Unbesiegbarkeit. Wieder wünscht man sich zu leben, *dieses* Deutschland aufsteigen und siegen zu sehen.

"Sagen Sie mir: Wie lange werden alle äußeren Zeichen des Nationalsozialismus hier aus dem Alltag verbannt bleiben? Und es sind nicht nur die 'äußeren Zeichen' — die Bilder des Führers, die Hakenkreuzfahnen und dergleichen. Ich vermisse die Selbstbehauptung der großen Tage — das, was die Feinde unseres Glaubens den 'Nazi-Hochmut' nennen, jene fröhliche, ungestüme Aggressivität, die ein Zeichen gesunder Jugend ist und die meinem Wesen so entgegenkommt. Wie lange soll ich noch ohne *diesen* Anblick auskommen?"

"Solange es Deutschlands Interesse ist, genau *das* nicht zu zeigen", antwortete Herr S.; "und solange es Deutschlands Interesse ist, dass jeder einzelne von uns (um sicher zu sein, es nicht versehentlich zu zeigen) *sich darin übt, nicht so zu fühlen* (außer manchmal); solange wir gezwungen sind, zu handeln, um zu leben und in einem Ausmaß, von dem Sie keine Ahnung haben, die glorreiche Rache vorzubereiten, nach der Sie sich so sehnen."

Seine Worte erinnerten mich auf seltsame Weise an die Worte der Frau, die ich in Nürnberg kennengelernt hatte — die Frau, die acht Jahre lang in Russland gefangen gewesen war.

"Seien Sie versichert", fügte er hinzu, "dass die Gefühle, die Sie so sehr schätzen, tief in unseren Herzen vorhanden sind. Sie sind lebendig. Aber wir können die Möglichkeit unseres Wiederaufbaus nicht beeinträchtigen, nur weil wir sie zeigen wollen.

"Was würde passieren", fragte ich, "wenn alle Deutschen, die diese Gefühle haben, plötzlich beschließen würden, sie nach außen zu tragen, und sei es auf legale Art und Weise?"

"Auf legale Weise?" Herr S. war überrascht. "Wie wollen Sie denn 'legal' Gefühle äußern, die in diesem heuchlerischen Regime der sogenannten individuellen Freiheit selbst 'illegal' sind?", fragte er.

"Nun, nehmen wir an, das ganze Land boykottiert die Wahlen, die, wie man mir sagt, im Herbst stattfinden sollen; ich meine, nehmen wir an, nur ein verschwindend geringer Teil des Volkes hat überhaupt gewählt, oder — noch besser — nehmen wir an, sie haben alle oder fast alle 'gewählt', *aber...* haben auf ihren Zetteln geschrieben 'Wir stimmen für Adolf Hitler' oder 'Wir wollen eure verkommene Demokratie nicht! Wir wollen ein nationalsozialistisches Regime. Das passt zu uns. Wir mögen es!' Eine deutsche Frau, die ich kenne, erzählte mir, dass sie 1949 auf diese Weise gewählt hatte, wozu ich ihr gratulierte."

"Wenn wir alle oder auch nur ein hoher Prozentsatz von uns das täten", antwortete Herr S., "bekämen wir wieder einen Vorgeschmack auf die Besatzung

von 1945: Kontrollen, Verbote, Bewegungseinschränkungen usw... . in einem Ausmaß, das Sie sich nicht vorstellen können, und wir sollten keine Chance bekommen, den Kopf zu heben. Darüber hinaus würden uns unsere Industrien entweder weggenommen oder vollständig unter ausländische Kontrolle gestellt werden, und jede finanzielle Hilfe der USA würde uns verweigert werden. Mit anderen Worten, wir würden die Tage des Morgenthau-Plans noch einmal erleben. Wollt ihr das?"

"Natürlich nicht!"

"Nun, in diesem Fall müssen Sie sich mit dem Anblick der langwierigen Farce abfinden, die wir diesen Leuten vorspielen *müssen*. Wir sind 'entnazifiziert' — oder *sollen es sein*. Wir müssen weiterhin *so tun, als ob wir es wären*. Wir leben — oder sollen leben — nur für "die Integration eines demokratischen Deutschlands in ein demokratisches Europa" unter amerikanischem Schutz. Wir betrachten — oder sollen betrachten — unsere glorreiche nationalsozialistische Zeit als eine 'Zeit der Tyrannei', und wir sind, oder zumindest wird angenommen, dass wir es sind, sehr bereit, all das 'wiedergutzumachen', was den 'armen Juden' während dieser Zeit angetan wurde. Wir dürfen nicht zulassen, dass die dummen Demokraten auch nur eine Minute lang den Verdacht hegen, dass all das, was sie über uns "vermuten" und "vermuten", auf nichts anderes als eine kindische Illusion hinausläuft. Wir müssen die Show aufrechterhalten. Und dafür werden uns trotz aller Kosten, die wir zu tragen haben, Millionen von Dollar geliehen, d.h. *geschenkt* (denn die künftige nationalsozialistische Regierung wird die Schulden der Bundesrepublik Deutschland niemals anerkennen), Millionen, mit denen wir wenigstens einige Häuser wieder aufbauen können. Und es werden uns neue, hochmoderne Maschinen gegeben, anstelle der alten, die diese Leute gestohlen haben, bevor sie uns als 'demokratische Nation' betrachteten. Sehen Sie, wie unsere Industrien wieder aufleben! Gehen Sie nach Essen, nach Duissburg, irgendwo im Industriegebiet, und sehen Sie, ob Sie die Skelette der Fabriken erkennen, die Sie vor drei Jahren zurückgelassen haben! Sehen Sie, wie sich die Räder in voller Fahrt drehen, wie die Ströme geschmolzenen Metalls aus den Hochöfen fließen, wie die Schornsteine unter der aufgehenden Sonne rauchen..."

Ich schloss die Augen und erinnerte mich an den Anblick der zerstörten Städte: — Duissburg, Essen, Dortmund. die ich so gut kannte, weil ich sie mehrmals unter Polizeibegleitung durchquert hatte, in dem Auto, das mich von Werl nach Düsseldorf und zurück brachte. Und ich lächelte bei der glorreichen Vision, die Herr S. heraufbeschwor: die rauchenden Schornsteine, die Ströme flüssigen Stahls, — der Sieg Deutschlands trotz der Katastrophe von 1945. Aber Herr S. sprach noch. "Und jetzt" — sagte er — "beschaffen wir Waffen und Munition... auf Kosten des amerikanischen Steuerzahlers..."

Doch der Gedanke an eine "Europäische Armee" unter amerikanischer Führung riss mich aus meiner glücklichen Betrachtung. "Waffen und Munition, um die Demokratie gegen ihre ehemaligen Verbündeten, die Kommunisten, zu

verteidigen; um die Deutschen zu Kanonenfutter für die Kriegsziele der Amis zu machen — eine Plage für sie! Kanonenfutter für den Profit der Juden an der Wall Street!"

"Nein", sagte Herr S. mit leiser Stimme, "*nein*, aber Kämpfer für ein Großdeutschland, das weiter reicht, als wir Nationalsozialisten es uns je erträumt haben: ein Großdeutschland, das ganz Europa umfasst..."

"Ein bastardisiertes Europa, in das der internationale Jude nichts lieber täte, als dass Deutschland darin aufgeht", protestierte ich.

"Nein, nein", antwortete Herr S., "sondern ein Europa, das wir durch unser Geschick beherrschen und dem wir auf lange Sicht unseren Glauben aufzwingen werden..."

"Wenn es wirklich so ist, dann ist es gut", sagte ich nach einer Pause. "Aber wenn die Besten das *Gefühl verlieren*, Adolf Hitlers privilegierte Landsleute zu sein, geboren, um zu herrschen; wenn sie nicht mehr das inspirierende Bewusstsein besitzen, eine gottgewollte Mission zu erfüllen, sondern sich nur noch als gute Demokraten sehen, die ihr Können 'in den Dienst der Menschheit' stellen — heuchlerische Demokraten wie der Rest von ihnen. ist es das dann wert? Was nützt es, die Welt zu erobern, wenn man seine Seele verliert? Ich finde nichts so wahr wie diesen Satz aus dem Evangelium, wenn man ihn richtig — psychologisch — interpretiert. Und ich fürchte nur, dass Deutschlands Seele durch die Bastardisierung der neuen, nach demokratischen Grundsätzen erzogenen Generationen verloren geht (die gelehrt werden, den Rassenstolz zu hassen, die gelehrt werden, Juden und Neger und was nicht alles als "Menschen wie andere" zu betrachten), wenn diese Demokratie noch fünfzig Jahre dauern sollte. Mir persönlich wäre die Atombombe und das Ende dieses Kontinents lieber als ein *solches Schicksal*. Was natürlich noch besser wäre, wäre die Atombombe und das Ende der Demokratien und die ungehinderte Herrschaft der arischen Elite auf ihren Ruinen."

"Leider ist die Atombombe nicht selektiv", antwortet Herr S. bitter. "Keine Bombe ist selektiv. Das haben wir in diesem Krieg praktisch vorgeführt bekommen. Sie scheinen nicht zu begreifen, welchen Ruin ein weiterer Krieg *für uns*, geschweige denn für ganz Europa, bedeuten würde. Möglicherweise würde sich unsere Bevölkerung auf etwa zehn Millionen reduzieren, die des ganzen Kontinents auf fünfzig Millionen — wenn überhaupt."

"Und was glauben Sie, wie viele echte, hundertprozentige Nationalsozialisten unter diesen zehn Millionen überleben würden?", fragte ich. "Mindestens hunderttausend?"

"Hunderttausend vielleicht", gab Herr S. zu.

Ich lächelte — obwohl mir diejenigen meines Glaubens leid taten, die *nicht* überleben würden. "Nun", sagte ich mit plötzlichem Enthusiasmus, "wäre nicht selbst das besser als endloser friedlicher Wohlstand unter einem Stolz und Rassen tötenden Regime? Würde das — selbst das — nicht ausreichen, um den Starken,

den Schönen, den Gesunden, den *Wertvollen* — den *Würdigsten* — die Herrschaft über die Zukunft zu sichern, selbst wenn noch etwa fünfzig Millionen zweibeinige Säugetiere über die Oberfläche dessen verstreut sind, was einmal 'die westliche Welt' gewesen sein wird? Ein Nazi kann fünfhundert Affen beherrschen — meinen Sie nicht auch?"

Herr S. schenkte mir ein warmes, liebliches Lächeln der Zustimmung. "Sie haben recht", rief er aus und reichte mir in einer Geste der Kameradschaft die Hand. "Ja, Sie *haben* recht." Und er fügte hinzu: "Im Herzen fühlen wir alle so wie Sie. Aber wie die meisten Nationalsozialisten, die im Ausland leben, begreifen Sie nicht die praktischen Schwierigkeiten, die uns im Wege stehen und die uns so lange behindern werden, bis Ost- und Westdeutschland wieder zu einem Staat vereinigt sind und der letzte ausländische Soldat weg ist. Wir sind gezwungen, eine Haltung einzunehmen, um dieses doppelte Ziel zu erreichen, das die Bedingung für unsere Rückkehr an die Macht ist. Verstehst du mich nicht?"

"Ich schon", sagte ich; "aber verliert dabei nicht eure Seelen! Und lasst nicht zu, dass Deutschlands Körper infiziert — verunreinigt — wird! Das ist meine einzige Warnung. Ich war entsetzt, hier in Frankfurt, über den Anblick so vieler blonder Mädchen, die in Gesellschaft amerikanischer Neger durch die Straßen gingen. Und was ist mit den Mischlingen? — Denn es muss ja welche geben...“

"Wir werden sie rechtzeitig sterilisieren — oder 'liquidieren'. keine Sorge! Und wir werden den jungen Generationen unsere saubere und virile Lebensweise beibringen. Es ist ja nur eine Frage von ein paar Jahren. Diejenigen, die jetzt zwei oder drei Jahre alt sind — vielleicht sogar diejenigen, die jetzt sechs oder sieben Jahre alt sind — werden alle in den Reihen der reorganisierten Hitlerjugend marschieren, wenn sie vierzehn sind."

"Oh, ich hoffe, Sie haben Recht! Das ist alles, was ich will."

"Wir *haben* Recht: Sie *und* ich und unsere Kameraden", sagte Herr S. Und das waren seine letzten Worte.

Ich gab ihm ein Exemplar meiner Bücher. Er gab mir die Adresse eines der besten Nationalsozialisten der Welt: ein echter, moderner germanischer Heide, der schon vor der Geburt der unsterblichen NSDAP für unsere Ideale gekämpft hat. "Er ist der richtige Mann, um Sie zu verstehen", sagte er einleitend, "ein alter Sonnenpriester und Schüler von Friedrich Nietzsche sowie von Adolf Hitler." Ich bedankte mich bei ihm. Und wir trennten uns, indem wir uns mit der rituellen Geste und den heiligen Worten begrüßten: "Heil Hitler!"

Zwischen Frankfurt und Koblenz, 29. April 1953

Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen des Ortes; der Zug rollte zu schnell daran vorbei. Aber ich erinnere mich — ich werde mich immer erinnern — an den Anblick: auf der rechten Seite der Bahnlinie: Triebwagen; helle und glänzende, bequem aussehende Triebwagen; und mehr und noch mehr Triebwagen — hellgrau; dunkelgrau; schwarz; grünlich-gelb; grau-gelb; in allen Farben — in aufeinanderfolgenden, regelmäßigen Reihen, die den Raum bedeckten, so weit meine Augen sehen konnten. Und eine ganze Doppelreihe von ihnen, die mir endlos erschien, schon auf den Flachwagen, die sie abtransportieren sollten... wohin? Ganz gleich wohin! In alle Himmelsrichtungen — überall dorthin, wo es eine Nachfrage nach Produkten der wiederauferstandenen deutschen Industrie gibt.

Vom Fenster des Waggons aus betrachtete ich sie mit Freude, mit Begeisterung, mit Liebe. Meine Augen füllten sich mit Tränen, und ich spürte einen Schauer unermesslicher, unaussprechlicher Freude — einer Freude, von der ich jahrelang geglaubt hatte, sie nie wieder erleben zu können; so etwas wie eine Wiederholung dessen, was ich zu Beginn der glorreichen Tage beim Anblick der Bilder von der unerhörten industriellen Expansion des neuen Deutschlands unter der Herrschaft Adolf Hitlers empfunden hatte.

War es wahr? Waren all diese Hunderte von Autos nicht nur ein Traum? War die heutige Industrieproduktion der gepeinigten Nation wirklich *so* groß? — Das übertraf definitiv meine Erwartungen! Und war dies ein Zeichen dafür, dass die glorreichen Tage bald wiederkehren würden? Ich war glücklich; aufrichtig, absolut glücklich; glücklicher, als wenn all diese Autos mir persönlich gehört hätten. (In der Tat *gehörten* sie mir in gewisser Weise — ja, intimer, "persönlicher", als sie es jemals für die Menschen sein würden, die sie kaufen würden. Sie waren das erste unerwartete Zeichen, das mir sagte, dass der lange Alptraum, den ich seit 1945 gelebt hatte, sich seinem Ende näherte. Sie waren Boten der Macht, Boten der Freude).

Ich schloss die Augen und erinnerte mich an den langen Alptraum — die seelische Qual, die ich jeden Tag seit meiner Rückkehr nach Europa und schon vorher erlebt hatte; seit der Kapitulation; seit der Zeit, als man praktisch sicher gewesen war, dass das nationalsozialistische Deutschland würde kapitulieren müssen. Ich erinnerte mich daran, wie ich im September 1946 in einem Garten in East Horseley, einem Ort in der Nähe von London, an der Seite von Mrs. Saint-Ruth saß, einer der wenigen Frauen in England, denen ich in jenen Tagen mein Herz ausschütten konnte. Und ich erinnerte mich, wie sie mir sagte: "Leider planen *sie*, Deutschlands Industrien zu entwurzeln, sie vollständig zu zerstören, Deutschland in ein reines Agrargebiet zu verwandeln. Ohne seine Industrien kann Deutschland seine Bevölkerung unmöglich ernähren. Aber das ist diesen Leuten egal. Sie wollen neun von zehn Deutschen dazu zwingen, auszuwandern und in

der gemischten Bevölkerung der äußeren Welt — insbesondere der USA — aufzugehen, damit sie aufhören, eine bewusste Kraft zu sein, ein kollektiver Wille, der sich gegen das internationale Judentum richtet. Das ist der Geist dieses satanischen Morgenthau-Plans, der auf nichts Geringeres als die Vernichtung Deutschlands abzielt." Erschüttert von der Vorstellung all der Möglichkeiten, die der Jude zu vernichten im Begriff war, und von dem Gefühl der völligen Ohnmacht gegenüber diesem Verbrechen, hatte ich damals geweint. *Jetzt* erinnerte ich mich an dieses schreckliche Erlebnis, wie man sich an einen schlechten Traum erinnert, wenn man wieder hellwach ist. Nun gehörte das alles der Vergangenheit an; eine Sache, die das Geschick einiger diplomatischer Deutscher, die den Demokraten gespielt hatten, und die Gunst der arischen Götter, Beschützer von Adolf Hitlers Vaterland, endgültig unmöglich gemacht hatten. Wie Stahl- und Lackkäfer glänzen sie in der Sonne, in endlosen Reihen, bereit für den Export — die Hunderte von Autos trotzen dem überholten Morgenthau-Plan, trotzen den Alliierten und ihren unheiligen Bemühungen, diesem Land ihren Willen aufzuzwingen!

Langsam lief eine Träne über meine Wange. Und ich lächelte. "Schauen Sie!", rief ich entzückt aus und wandte mich plötzlich an die einzige Person im Abteil, die mir gegenüber saß, einen Mann von etwa fünfzig Jahren, "schauen Sie! — Der Beginn des großen Neubeginns! — Morgen werden *sie* über alle Straßen der Welt rollen und der Welt sagen, dass nichts und niemand Deutschlands Lebenswillen brechen kann! Wie viele Jahre ist es her, dass man vom Morgenthau-Plan gehört hat? Sieben Jahre? Sechs Jahre? Es scheint ein Jahrhundert her zu sein; und doch war es erst gestern. Seht! In so kurzer Zeit, trotz Niederlage, Ruin, Besatzung und all dem Weg des Elends, den dies bedeutet; trotz aller Bemühungen des internationalen Juden und seiner abscheulichen Satelliten, den Geist dieses Landes zu brechen, blüht die deutsche Industrie wieder auf. Sei gegrüßt, unbesiegbares Volk! Ich bewundere euch, und ich liebe euch!"

Der Mann sah mich mit sympathischer Überraschung und Neugier an. "Aber sind Sie nicht selbst ein Deutscher?", fragte er mich.

"Nein. Ich bin nur ein Arier aus der Ferne, der zu den Deutschen als Verkörperung der besten Eigenschaften unserer gemeinsamen Rasse und als ihre natürlichen Führer aufschaut", antwortete ich.

Der Mann lächelte. "Ich wünschte, alle Arier der Welt würden so empfinden wie Sie!", sagte er nach einer kurzen Pause.

"Das tue ich auch! Wenn sie so fühlen würden wie ich — wenn sie 1939 so gefühlt *hätten* — wäre dieser Bruderkrieg zugunsten der Juden unmöglich gewesen!"

Wir haben uns lange unterhalten. Der Mann war einer von der richtigen Sorte. Schließlich, als er absteigen wollte, reichte er mir die Hand und sagte: "Sie haben die Wahrheit gesagt: *Wir sind das wahre Deutschland, wir Nationalsozialisten,* und wir werden auf lange Sicht gewinnen. In der

Zwischenzeit danke ich Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir mit Ihrer Offenheit entgegengebracht haben."

"Ich konnte nicht anders", antwortete ich. "Der Anblick dieser Autos hat mir mit einem Mal das alte Gefühl der Unbesiegbarkeit zurückgegeben, das ich in den ersten Monaten dieses Krieges so oft erlebt habe. Es ist das schönste Gefühl der Welt!"

"Es ist ein Gefühl, das man angesichts der außergewöhnlichen industriellen Expansion Deutschlands trotz aller Hindernisse um ein Vielfaches mehr erleben wird", sagte der Mann.

Und er hatte Recht.

"Wie groß könnte diese Expansion noch sein, wenn Deutschland nicht mit den Besatzungskosten und den 'Entschädigungen' an die sogenannten 'Opfer des Nationalsozialismus' im In- und Ausland und an den Staat Israel belastet wäre", dachte ich. Doch dann erinnerte ich mich an das, was Herr S. mir gesagt hatte: "Nur dadurch, dass wir so tun, als wären wir 'entnazifiziert', haben wir überhaupt wieder aufstehen können."

Ich hoffte nur, dass die Farce nicht allzu lange dauern würde.

Koblenz, 30. April bis 5. Mai 1953

"Heil Hitler, Bertel!"

"... Du, Savitri! — Heil Hitler! — Ich habe mich schon gefragt, wer das wohl sein könnte, der mich zu dieser nächtlichen Stunde mit den alten, unvergesslichen, ewigen Worten begrüßt. Komm herein und lass dich sehen! Ich bin so froh, dass du zurückgekommen bist!"

Dieser Grußaustausch fand in Koblenz statt, in einem stockdunklen Treppenhaus (das Licht war ausgefallen) gegen 23 Uhr. Es war schön, von einem der reinsten und feinsten Nationalsozialisten, die ich kenne, so begrüßt zu werden; schön, die freundliche Stimme — und die vertraute Anrede — nach diesen drei Jahren in der feindlichen Außenwelt zu hören.

"Kommen Sie herein. Du liebe Zeit, du bist ja völlig durchnässt! Also, es regnet immer noch...“

"Gießen!"

"Und Sie haben natürlich Ihren Schirm verloren...“

"Ich habe es im Flugzeug vergessen, zwischen Athen und Rom."

"Genau wie du! Komm, nimm deinen Mantel ab und setz dich, ich werde uns eine schöne Tasse Kaffee machen.

Ja, es war schön, nach Hause zu kommen. Denn hier, bei Fräulein B., *war* ich zu Hause.

Ich trat ein und setzte mich bequem in den Sessel, den sie mir anbot. Sie setzte Wasser zum Kochen auf und setzte sich an meine Seite.

"Ich dachte, du hättest uns *damals* gesagt, dass du aus Deutschland vertrieben worden bist", sagte sie. "Wie haben Sie es geschafft, zurückzukommen?"

"Oh, das ist eine schöne Geschichte", antwortete ich lächelnd. "Ich werde sie dir irgendwann erzählen — heute oder morgen. Sehen Sie, mein Fall ist nur ein Beispiel für eine allgemeine Tatsache, nämlich die folgende: Es ist immer leichter für einen von uns, unentdeckt durch die Maschen des demokratischen Netzes zu schlüpfen, als es für einen unserer Gegner wäre, sich unserer Kontrolle zu entziehen, wenn *wir* an der Macht wären...“

"Und doch", bemerkte Fräulein B. traurig, "wie viele *haben* sich in diesem Krieg unserer Kontrolle entzogen und uns verraten! Das wissen Sie doch selbst."

Sie ging hin und holte Marmelade und Honig und einen Kuchen, denn der Kaffee war jetzt fertig, und sie rief ihre Nachbarin, Fräulein K., die mich auch kannte und noch nicht zu Bett gegangen war, herbei, um zu sehen, "wer gekommen war" und an unserem Festmahl teilzunehmen. Weitere Begrüßungen, weitere Äußerungen der Freude fanden statt. Ich war glücklich — zutiefst glücklich; wir waren alle glücklich. Und doch gab es einen Schatten in dem Bild; etwas, das uns spüren ließ, dass es nie wieder "wie früher" sein würde. Und das war die Abwesenheit unseres geliebten Fritz Horn, der nach seiner Entlassung aus zwei alliierten Nachkriegs-Horrorlagern — Schwarzenborn und Darmstadt. in denen er drei Jahre verbracht hatte, in diesem Zimmer gewohnt hatte und hier am 12. Dezember 1949 gestorben war. Fräulein B. hatte eine Totenmaske von ihm anfertigen lassen. Und die — ihm so ähnlich, dass es kaum zu glauben war — hing an der Wand direkt gegenüber meinem Platz. Auf einem kleinen Regal davor standen ein paar frische Blumen in einer Vase. Daneben hing ein Foto seines einzigen Sohnes, eines gut aussehenden jungen Mannes von etwa fünfundzwanzig Jahren, der 1942 irgendwo auf dem Schlachtfeld an der russischen Front gefallen war. Und auf der anderen Seite — war *das denn* möglich? Hielt sie es wirklich für würdig, neben den Konterfeis dieser beiden für Deutschland gestorbenen Männer zu stehen?... — ein Bild von mir! Ein Foto, das ich ihr nach meiner Entlassung aus Werl geschickt hatte.

Ich warf einen Blick auf die anderen Wände. Sie waren mit Bildern von Schwarzenborn und Darmstadt geschmückt, die Fritz Horn während seiner Internierung selbst gezeichnet hatte. In dem Zimmer hatte sich seit der Abreise des Märtyrers kaum etwas verändert, nur dass es jetzt ein Bett statt zwei gab. Der ganze Ort war noch immer von seiner Anwesenheit erfüllt. Und seine Anwesenheit hat ihn geheiligt. Und jede unserer Versammlungen innerhalb seiner Mauern nahm eine ungewöhnliche Ernsthaftigkeit — ich würde fast sagen: eine Feierlichkeit — an, derer ich mir immer mehr bewusst wurde. Und es kam mir seltsam vor, Tassen und Untertassen, Brot und einen Topf mit Marmelade auf

dem Tisch zu sehen, an dem Adolf Hitlers lebenslanger Schüler gesessen und mir Passagen aus *Mein Kampf* vorgelesen hatte. Natürlich war das nur natürlich. Der alte Kämpfer war nun tot, und das Leben ging weiter... Dennoch war es seltsam, an einem heiligen Ort Kaffee zu trinken.

Ich sagte Fräulein B., was ich fühlte. Sie verstand es vollkommen. "Das habe ich auch oft gefühlt, obwohl ich in diesem Zimmer wohne, in dem ich den lieben Onkel Fritz bis zum Schluss gepflegt habe", antwortete sie. "Aber ich habe mich allmählich an seine unsichtbare Anwesenheit gewöhnt. Ich sage mir, wenn er hier wäre, in Fleisch und Blut, dann würde er es ganz natürlich finden, dass wir essen und trinken. Er selbst hat das getan, als er unter uns war. Weißt du noch, wie sehr er sich über das Pfund Kaffee gefreut hat, das du uns mitgebracht hast? Er liebte Kaffee. Und er brauchte ihn, um sein Herz am Schlagen zu halten. Das war vielleicht die einzige Medizin, die ihn hätte retten können. Aber Kaffee war damals ein teurer Luxus. Ich hatte kein Geld, um welchen zu kaufen. Du weißt doch noch, wie wir in diesen schrecklichen Tagen gelebt haben, nicht wahr?"

Hatte ich das nicht vergessen?

Ich erinnerte mich an die Begrüßung durch diese beiden vollkommenen Nationalsozialisten: den ehemaligen *Ortsgruppenleiter* Fritz Horn und seine ehemalige Sekretärin und treueste Genossin Fräulein B., die nichts von mir wußten, außer daß auch ich zu Adolf Hitler gehöre. Ich erinnerte mich an die Geschichte von den Höllenkammern, die mir Herr Horn aus eigenem Erleben und aus dem anderer Parteimänner in den amerikanischen Schreckenslagern erzählt hatte, — und an die Gelassenheit, die Abgeklärtheit, mit der er sprach, wie einer, der weiß, dass seine Tage gezählt sind, der aber dennoch nichts bereut, weil die Sache, für die er lebte und für die er stirbt, die der Wahrheit und die des Lebens ist. Ich erinnerte mich daran, wie er besonders schöne Passagen aus *Mein Kampf* heraussuchte, um sie mir noch einmal vorzulesen, und mir dann — an dem Tag, an dem ich Deutschland verließ — das unsterbliche Buch als Abschiedsgeschenk überreichte: Deutschlands Geschenk an mich, wie er selbst gesagt hatte. Es berührte mich zutiefst, dass Fräulein B. mein Bildnis neben das des Märtyrersohnes und neben seine eigene Totenmaske gestellt hatte. Ich konnte nicht umhin, ihr zu sagen, wie sehr sie mich damit geehrt hat. Ihre Antwort ehrte mich noch mehr: "Er hat Sie geliebt", sagte sie, indem sie von Fritz Horn sprach, "er mochte den jugendlichen Enthusiasmus, den Sie sich bewahrt haben, das Vertrauen in uns, das die Katastrophe von 1945 nicht geschmälert hat, und vor allem bewunderte er die Rechtgläubigkeit Ihrer Ansichten, die umso bemerkenswerter ist, als Sie sie so weit von uns entfernt entwickelt haben."

Ja", dachte ich, "wäre ich doch *nicht* so lange in der Ferne geblieben...“Und eine große Traurigkeit überkam mich bei dem Bewusstsein, was ich alles verpasst hatte. Aber es hatte keinen Sinn, meine Versäumnisse der Vergangenheit immer wieder zu beklagen. Das Beste, was ich jetzt tun konnte, war, mich der Zukunft zuzuwenden und die Erfahrungen, die ich im fernen Osten zu einem solchen Preis

erworben hatte, so gut wie möglich zu nutzen. Die Zukunft des Nationalsozialismus lag in den Männern der jüngeren Generation Deutschlands: alt genug, um verbittert zu sein wegen der Erinnerungen an 1945; jung genug, um fanatisch dem Gegenteil der importierten Demokratie zugetan zu sein, und stolz, aggressiv und gnadenlos im Jahre 1955. Die Zukunft war der junge Hermann, der Neffe von Fräulein B., der mit ihr gekommen war, um mich zu verabschieden, als ich Deutschland vor über drei Jahren verlassen hatte.

"Übrigens... wie geht es Hermann — meinem jungen nordischen Gott?", erkundigte ich mich. "Und wie geht es deiner Schwester und dem Rest der Familie?"

"Gut!", antwortete Fräulein B. "Du wirst sie alle wiedersehen. Hermann ist jetzt fast achtzehn, hübsch wie eh und je und so groß und männlich, dass man ihn kaum wiedererkennen würde. Er studiert immer noch. Er möchte gerne fliegen — eines Tages einen Bomber fliegen, wenn wir wieder eine eigene Luftflotte haben. Er ist durch und durch Nationalsozialist, trotz all des Drucks, den "diese Leute" auf unsere jungen Männer auszuüben versuchen. Dieser Druck hat seinen Hass auf die Alliierten — und insbesondere auf die Franzosen, mit denen wir es hier zu tun haben — nur noch mehr verstärkt. Er hat sich sehr über Ihre Bücher gefreut und war sehr stolz darauf, in einem von ihnen erwähnt zu werden! Klaus ist fünfzehn; ein liebes Kind; er arbeitet als Lehrling bei einem Optiker, weil er nicht mehr zur Schule gehen wollte. Doretta ist zwölf; sie geht natürlich noch zur Schule. Sie ist eifersüchtig, wenn du so begeistert über ihren älteren Bruder schreibst; "ich habe auch "Haare wie die Sonne" und germanische Züge", sagt sie. So sehr uns die ganze Sache missfällt, sie musste getauft werden und wird konfirmiert werden müssen — um Unannehmlichkeiten in ihrem Schulleben und Hindernisse in ihrer Karriere zu vermeiden (sie will Lehrerin werden, sagt sie. Und heutzutage, zumindest hier im Rheinland, *müssen* alle Schulmeister und alle Studenten, die Lehrer werden wollen, entweder "Katholiken" oder "Protestanten" sein, ob sie nun tatsächlich an das Christentum glauben oder nicht). Meine Schwester und ihr Mann haben sich auf diese Farce eingelassen, weil es gar nicht anders ging. Gewissensfreiheit', wie Sie sehen können!"

"Ja", sagte ich angewidert, "demokratische Freiheit! Aber ich hoffe, dass das alles vorbei ist — und unser Regime wiederhergestellt wird — bevor Doretta alt genug ist, um Lehrerin zu werden.

"Das hoffe ich auch", sagte Fräulein B. "Und das Kind glaubt kein Wort von dem Unsinn, den man ihm beibringt: dafür sorgen wir. Aber wir sind gezwungen, diesen Leuten — nach außen hin — etwas vorzuspielen, um zu leben. Nehmen Sie meinen eigenen Fall: Ich arbeite jetzt für eine von den Amerikanern gesponserte Zeitung, die einzige Arbeit, die ich finden konnte, nachdem ich zwei Jahre lang von einem staatlichen Darlehen von 20 Mark pro Woche gelebt hatte. Nun, ich musste schwören — *schwören*, wohlgemerkt! — dass ich "kein Faschist" bin, damit ich angenommen werden konnte. Ich habe es geschworen. Ich habe

sogar die Wahrheit geschworen. Ich *bin kein* 'Faschist', sondern ein Nationalsozialist. Das ist überhaupt nicht dasselbe, außer in den dummen Köpfen 'dieser Leute'."

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. "Während des Krieges", sagte ich, "wenn mein Mann einen langweiligen Dummkopf loswerden wollte, der ihm die Zeit stehlen wollte, stellte er ihm die Frage: 'Kannst du mir den Unterschied zwischen Nationalsozialismus und Faschismus erklären?' In neun von zehn Fällen würde der Dummkopf erklären, dass beides "dasselbe" sei. Daraufhin sagte mein Mann: "In diesem Fall — da du keinen Unterschied zwischen einer Lebensweise, die auf ewigen Grundsätzen beruht, und einem politisch-wirtschaftlichen System erkennen kannst — solltest du besser von etwas anderem sprechen. Sagen Sie mir zum Beispiel, welchen Preis Ihre Frau heute Morgen auf dem Markt für ein Pfund Fisch bezahlt hat. Ich nehme an, das wissen Sie.' Und in neun von zehn Fällen erfand der Narr eine Ausrede, um wegzugehen — zur Erleichterung meines Mannes! Von allen Säugetierarten, die ich kenne, ist keine dümmer als die Demokraten, ob sie nun Amerikaner, Bengalen oder was auch immer sind."

Fräulein B. lachte. "Du hast recht", sagte sie. "Und unser lieber Onkel Fritz hat das auch immer gesagt. Weit davon entfernt, seinen nationalsozialistischen Glauben zu erschüttern, hatte ihn der Kontakt mit diesen Reformern der Menschheit gestärkt. Armer Onkel Fritz! Ich *sehe* ihn an diesem Tisch sitzen, *Mein Kampf* lesen und mir sagen: "*Jetzt* — jetzt, nachdem ich gesehen habe, was Demokratie bedeutet — verstehe ich die Wahrheit dieser ewigen Sätze besser denn je. Jetzt — jetzt *weiß* ich besser als je zuvor, wie absolut richtig unser Führer liegt. *Es gibt kein Wort, das er geschrieben oder gesagt hat, das nicht richtig ist*.' Er hat jeden Tag im Buch gelesen und stundenlang über das Gelesene nachgedacht. Wie kann ich ihn verstehen!... Am Samstagnachmittag oder Sonntag — wenn ich frei habe — werden wir gemeinsam sein Grab besuchen."

"Ja", sagte ich. Und die lebhafte Erinnerung an den nationalsozialistischen Märtyrer trieb mir Tränen in die Augen.

Wir unterhielten uns noch lange — bis Fräulein K. ging und mir in ihrem Wohnzimmer auf einem bequemen Sofa einen Platz zum Schlafen bereitete.

Am folgenden Sonntag, dem 3. Mai, standen Fräulein B. und ich vor dem Grab von Fritz Horn.

Es war ein warmer Tag. Aber das Wetter war bewölkt — mit blauen Flecken zwischen den Wolken und gelegentlichem Sonnenschein. Der Ort, an dem das Grab ausgehoben wurde — an einem grasbewachsenen Hang zwischen zwei Wäldern, ganz oben auf dem großen Koblenzer Friedhof — ist einsam und schön. Durch die Bäume kann man in der Ferne etwas von der Stadt sehen. Das Grab ist einfach: ein Rechteck aus Erde und Kies; ein paar Blumen inmitten von

Gras; ein Name; ein Datum. Aber es ist gut gepflegt. Man sieht, dass der Mann, der hier liegt, nicht vergessen ist.

Wir legten die Blumen, die wir mitgebracht hatten — Narzissen und dunkle, samtige Stiefmütterchen — darauf. Und wir standen schweigend da, beide in unsere Gedanken versunken.

In Gedanken erinnerte ich mich an die letzten Worte von Herrn Horn an mich, als er mir das unbezahlbare Exemplar von *Mein Kampf* — das einzige, das er hatte — als Abschiedsgeschenk überreichte. "Geh dorthin, wo du am nützlichsten sein kannst", hatte er gesagt, "und warte. 'Hoffe und warte.' Eines Tages werden wir dich wieder willkommen heißen. In der Zwischenzeit, wenn ihr euch allein fühlt, habt ihr euren brennenden Glauben — unseren gemeinsamen Nazi-Glauben — um euch zu unterstützen. Und du hast dies: die unsterblichen Worte unseres Führers, eine Erinnerung aus Deutschland." Und ich erinnerte mich daran, wie er mich, nachdem ich ihm gedankt hatte, zum letzten Mal grüßte, indem er den Arm hob, als vollziehe er einen religiösen Ritus, und die zauberhaften Worte aussprach — die Worte, die mich mit ihm und allen meinen Kameraden und Vorgesetzten, lebend oder tot, für immer und ewig verbinden: — "Heil Hitler!"

Und ich konnte kaum glauben, dass er wirklich tot war, dass seine Knochen (wahrscheinlich alles, was von seinem großen und gut aussehenden Körper übrig war) unter der Erde und dem Gras lagen und dass ich ihn nie wieder sehen würde. Ich spürte die ganze Ironie des Schicksals in seinen Worten: "Eines Tages werden wir dich wieder willkommen heißen...“

Aber er hatte "wir" gesagt, nicht "ich". Und hatte er nicht recht? überlegte ich. Hatte nicht seine treue Genossin und Freundin, Fräulein B., mich — und mit welcher Freude, welcher Begeisterung! — erst vor ein paar Tagen empfangen? Und hatte er nicht auch Recht gehabt, als er mir sagte, dass ich, wenn ich nur vorsichtig wäre, Deutschland eines Tages meine schriftliche Liebeserklärung und Bewunderung *Gold im Ofen* geben würde? Das Buch war nun gedruckt und zirkulierte unter denjenigen, für die es bestimmt war. Gewiss, das Rad der Geschichte drehte sich nicht schnell genug, um uns zu erfreuen. Aber Fritz Horn hatte mir — auch in den letzten Tagen, die ich mit ihm in Koblenz verbrachte — gesagt: "Für uns, die wir die Wahrheit auf unserer Seite haben, zählt die Zeit nicht... Wir bauen für die Ewigkeit." Auch damit hatte er zweifellos recht.

Ich erinnerte mich an sein heiteres Gesicht und an die seltsame, übermenschliche Distanz — untrennbar mit absoluter Überzeugung verbunden. mit der er über "die abgrundtiefe Dummheit der Demokraten" zu sprechen pflegte, die die unwiederbringliche Zerstörung eben jener "Werte" vorbereiten, die sie zu vertreten vorgeben. "Sie sind in gewisser Weise gefährlicher als die Russen", pflegte er zu sagen, "gefährlicher gerade deshalb, weil sie ihre Brutalität unter einem humanitären Deckmantel verstecken. Dennoch sind sie dem Untergang geweiht, denn indem sie uns verfolgen, widersprechen sie ihrem eigenen

Bekenntnis zur 'individuellen Freiheit' und zu den 'Rechten eines jeden menschlichen Gewissens'. Hätten sie Deutschland 1945 wirklich "Freiheit" gegeben, — jedem Menschen das Recht zugestanden, sich zu äußern, ob er nun zu uns oder zu unseren Gegnern gehört. dann hätten sie *vielleicht* wenigstens eine Zeitlang das Herz Deutschlands gewinnen können. Jetzt ist es zu spät, auch wenn sie ihre Politik ändern. Sie haben den Respekt Deutschlands für immer verloren. Die Zusammenarbeit Deutschlands mit ihnen gegen das kommunistische Rußland, wenn sie denn überhaupt stattfindet, wird eine rein opportunistische Angelegenheit sein, kein ideologisches Bündnis. Und es ist genauso gut möglich, dass Deutschland mit Russland gegen sie kollaboriert, wenn Russland klug genug ist, *keine* Zusammenarbeit auf ideologischer Grundlage zu verlangen. In jedem Fall haben die westlichen Demokratien den Bus einfach verpasst. Wir werden die endgültigen Gewinner sein, was auch immer geschieht; die Wahrheit siegt, auf lange Sicht. Er sprach von den politischen — und psychologischen — Fehlern derer, die seine Gesundheit ruiniert und sein Leben zerstört hatten, mit der Gleichgültigkeit eines Erwachsenen, der über die Zerstörungswut einiger unangenehmer Bälger aus der Nachbarschaft spricht. Selten war ich einem Mann begegnet, dem jede Art von Eitelkeit so völlig fremd war; einem Mann, der nicht nur dachte, sondern auch *fühlte*, dass nichts wirklich zählte als der Triumph unserer Sache, der früher oder später ohnehin kommen musste.

Die Sonne erschien plötzlich in einem der blauen Himmelsflecken, und die Wälder, das Gras, die Gräber wurden im Handumdrehen verklärt. Ich dachte an den Einen, der "die Wärme-und-Licht-in-der-Sonnen-Scheibe" ist, an die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erde und an den Willen der besseren Menschen, die Menschlichkeit zu überwinden, und ich betete in meinem Herzen: "Mache auch *mich* frei von Eitelkeit, Kleinlichkeit und kränklicher Hast, wie den, der hier liegt, o Unpersönlicher, den ich nicht kenne, aber vage in mir und in der Natur fühle. Mache mich zu einem leidenschaftslosen Kämpfer für die Sache des Lebens und der Wahrheit, zu einem echten Nationalsozialisten!" Und eine Träne kullerte mir über die Wange, als ich die Schönheit von Fritz Horns Persönlichkeit erkannte.

Es war Fräulein B., die das Schweigen brach. "Er wurde so begraben, wie er gelebt hatte und gestorben war: als deutscher Heide", sagte sie und sprach von ihm, an den wir beide dachten. "Ich hielt es für eine Verhöhnung, einen christlichen Priester zu rufen, der über seinen Leichnam Worte murmelte, an die er nie geglaubt hatte. Aber ein Kamerad von uns, ein alter Kämpfer wie er, sprach ein paar Sätze und erinnerte uns an die Tugenden, die er besessen hatte, an seinen Werdegang, sein Martyrium und seinen Tod für die Liebe zu Deutschland und zur Wahrheit." Und sie fügte nach einer kurzen Pause hinzu: "Wir sollten nicht um ihn weinen. Wir sollten leben und der Sache Großdeutschlands, die die arische Sache ist, in dem Geiste dienen, in dem er ihr gedient hat; mit ähnlicher zielgerichteter Hingabe und, wenn möglich, mit ähnlicher Intelligenz,

Losgelöstheit und Effizienz. Ich habe Ihnen gesagt, wie schmerzlos und natürlich — und furchtlos — er in das große Unbekannte gegangen ist. Möge das Gedenken an seinen Tod uns einen stärkeren Glauben an unsere heidnischen Werte, an unseren Kampf, an unsere Kameraden, die er so sehr liebte und denen er vertraute, an unseren unsterblichen Führer (sichtbar oder unsichtbar), den er so sehr verehrte, schenken; neues Leben...“

"Ja", sagte ich mit leiser Stimme. Und plötzlich überkam mich ein seltsames Gefühl. Die letzten Worte von Fräulein B. erinnerten mich an die eines alten, sterbenden Kriegers in einem griechischen Volkslied, das ich in meiner weit zurückliegenden Jugend oft gesungen hatte: "... Weint nicht um mich, meine Kinder, denn der Tod eines tapferen Mannes schenkt der Jugend neues Leben." (Worte des berühmten griechischen Liedes "*O gero Demos*") Es war ein altes Lied aus der Türkenzeit, in dem die stolze und gewalttätige Seele einer reinblütigen, armen und freien Elite von griechischen Bergbewohnern, die *mein* Griechenland verkörperte, atmete. *Diese* Elite hatte nichts gemein mit den zeitungslesenden Papageien, Bewunderern der Demokratie und der "Großzügigkeit" der USA, die mir kürzlich in Athen aus humanitären Gründen — schon wieder! — für meine Treue zu Adolf Hitlers Volk. Und obwohl seine Nachkommen in diesem wie im letzten Krieg betrogen worden waren, blieben sie gesund, soweit sie reinblütig blieben, und es würde eines Tages Hoffnung für sie geben, in unserem neuen Europa... In der Zwischenzeit, in der Art, wie die Worte von Fräulein B. in meinem Herzen wie ein Echo des alten Liedes meiner Jugend aufklangen, hier, vor dem Grab dessen, der für unseren gemeinsamen Naziglauben gestorben war, wurde ich mir der Einheit meines Lebens bewusst, wie ich es selten zuvor getan hatte.

"O mein Bertel", rief ich aus, als wir langsam den grasbewachsenen Weg entlanggingen, "es ist so tröstlich, mit dir hierher zu kommen; und mich mit dir im Einklang mit dem nationalsozialistischen Deutschland, im Gedenken an Fritz Horn und an alle unsere Märtyrer zu fühlen! Was ich als Heranwachsender suchte, habe ich bei Euch, den Treuen meines Führers, gefunden — bei Euch, die niemand täuschen und bekehren konnte."

"Was ich als Heranwachsender suchte," dachte ich, "nämlich die kriegerische Gesinnung des Ariers, wie ich sie damals in der männlichen Poesie der reinblütigen griechischen Bergbewohner, — den *klephischen* Liedern — wahrnahm; — aber *das*, frei von allen christlichen Widersprüchen, bis zum Ende seiner inneren Logik geführt!"

Fräulein B. und ich schwiegen, bis wir die Pforten des Friedhofs erreichten und uns wieder in der Welt der Lebenden wiederfanden.

5. Mai 1953, im Zug

Ich saß in einer Ecke des Waggons am Fenster und betrachtete die Landschaft, die an mir vorbeirauschte. Die Geschwindigkeit des Zuges — ein Schnellzug — war zu groß, als dass ich Einzelheiten im Vordergrund hätte erkennen können. Aber der Hintergrund war im Vergleich dazu ruhig, obwohl auch er in die Ferne zu rasen schien, um kurz darauf wieder zu verschwinden... Ich lehnte mich aus dem offenen Fenster, das Gesicht gegen den Wind — wie auf meiner unvergesslichen ersten Reise durch das zerstörte Deutschland, am 15. und 16. Juni 1948 — und betrachtete es: blauer Himmel und rauchende Schornsteine; Hochöfen in einer Reihe; Öltanks (oder war es Gas? Oder Koks? Oder was? Es war mir eigentlich egal. Es war auf jeden Fall *etwas*, das in der wiedergeborenen deutschen Industrie verwendet oder produziert wurde; etwas, das bedeutete: aufkeimender Wohlstand). Und wieder Schornsteine — Reihen von stolzen Schornsteinen — alle rauchend!... Ich erinnerte mich an die Autos, die ich am Rande der Bahnstrecke gesehen hatte, nachdem ich Frankfurt verlassen hatte. Und ich lächelte. Und ich erinnerte mich daran, was Herr S. mir in Frankfurt gesagt hatte: "Sehen Sie, wie unsere Fabriken wieder zum Leben erwachen; sehen Sie die Ströme geschmolzenen Metalls, die aus den Hochöfen fließen; die rauchenden Schornsteine unter der aufgehenden Sonne! " Er hatte recht.

Blitzartig erinnerte ich mich an die albtraumhafte Landschaft, die sich 1948 von einem Ende des Landes zum anderen erstreckte: die zerrissenen und verkohlten Mauern, die Haufen verbogenen Eisens, die Städte, die *alle* wie Ausgrabungsfelder aussahen, die Fabriken, die entweder zerbombt waren oder von den Alliierten demontiert wurden... Und jetzt?... Oh, jetzt!...

Der Zug rollte weiter. Wäre ich allein im Waggon gewesen, hätte ich vor Freude singen können. Aber obwohl meine Lippen schwiegen, erhob sich in meinem Herzen eine Hymne auf die Herrlichkeit der unbesiegbaren Nation — eine Hymne des grenzenlosen Lobes, von der gleichen Qualität wie die, mit der ich (aus der Ferne) zwanzig Jahre zuvor die industrielle Expansion Deutschlands begrüßt hatte...“Oh, möge dies wirklich 'der Anfang des neuen Anfangs' sein", dachte ich mit der ganzen Sehnsucht meines Wesens.

Der Zug hielt in einem wichtigen Bahnhof. So sehr ich mich über den Wiederaufbau Deutschlands freute, hatte ich den Namen an der Seite des Bahnhofs nicht bemerkt. Ich frage meine Nachbarn, wo wir sind. "In Düsseldorf", war die Antwort. "Düsseldorf!" — die Stadt, in der vor über vier Jahren mein Prozess stattgefunden hatte; die Stadt, in der ich den schönsten Tag meines Lebens (nach den großen Tagen von 1933 und 1940) erlebt und den Verfolgern meines Führervolkes laut und deutlich öffentlich vor dem Militärgericht die Stirn geboten hatte! Ich konnte nichts sagen. Aber der Gedanke, dass ich noch einmal dort war, hat mich tief bewegt.

Aber *so* sah der Bahnhof *damals* sicher nicht aus! Ich hatte ihn 1949 noch nicht gesehen (ich war jedes Mal im Polizeiwagen — mit Eskorte — direkt zum Gericht gekommen). Aber ich hatte ihn 1948 gesehen, so kaputt wie jeder andere Bahnhof in Deutschland. Was für ein Unterschied innerhalb von fünf Jahren! Ich konnte ihn nicht wiedererkennen. Es waren dort kaum Spuren der Zerstörung zu sehen. Wieder dachte ich an Herrn S. und gab zu, dass an dem, was er mir erzählt hatte, etwas dran war.

Ich hätte meine Reise hier unterbrechen können, und ich sehnte mich sehr danach, noch einmal das Gebäude in der Mühlenstraße zu sehen, in dem ich vor meinen Richtern gestanden und gesagt hatte: "Ich bin gekommen, um den Demokratien, ihrem Geld und ihrer Macht zu trotzen und Ihnen und der Welt zu sagen, dass nichts und niemand *mich* 'entnazifizieren' kann!" Aber Fräulein B. hatte mir davon abgeraten. Die Genugtuung — hatte sie gesagt — war das Risiko nicht wert, entdeckt und... wieder verhaftet zu werden, weil ich ohne Erlaubnis der Besatzungsbehörden zurückgekommen war. So beschloss ich, im Zug zu bleiben.

Der Zug fuhr weiter und nahm bald seine Geschwindigkeit wieder auf. Er hielt in Duissburg; er hielt in Essen; in Dortmund... Im Korridor des Nord-Express, irgendwo zwischen Duissburg und Düsseldorf, gegen 3 Uhr morgens, fast fünf Jahre zuvor, hatten mir zwei deutsche Bahnbeamte in Uniform "im Namen von ganz Deutschland" für die in meinen Flugblättern enthaltene Botschaft der brüderlichen Solidarität — und der Hoffnung — gedankt, anstatt mich verhaften zu lassen; in Essen, auf einer meiner Fahrten zwischen Werl und Düsseldorf, hatte ich unter dem Vorwand "einer sehr dringenden Notwendigkeit" darum gebeten, aus dem Polizeiwagen aussteigen zu dürfen und....“Heil Hitler!" an eine zerstörte Mauer geschrieben; und ich erinnerte mich an das herzzerreißende Gefühl, das ich beim Anblick des verkohlten Skeletts des riesigen Eisen- und Stahlwerks von Krupp und Co. empfunden hatte — Deutschlands Stolz. das von den Bomben der Royal Air Force bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden war; in Dortmund hatte ich einmal einen jungen grünen Busch gesehen, der inmitten der Trümmer aus dem Schutt wuchs, und weinte vor Rührung bei dem Gedanken an die Unbesiegbarkeit des Lebens. Jeder Ort war also mit Episoden meines früheren Aufenthalts in Deutschland verbunden, mit Erinnerungen an Liebe und Hass — den lebendigsten und reichsten, die ich hatte. Dies *war* tatsächlich meine geistige Heimat, dieses deutsche Land. Überwältigt betrachtete ich es nach diesen drei Jahren der Abwesenheit wieder.

Ich wäre gerne an jeder Station ausgestiegen und hätte ein oder zwei Tage in jeder Stadt verbracht, die sich im Wiederaufbau befand; ich hätte die wiedererstandenen Fabriken besucht — insbesondere die Krupp-Werke. wenn es möglich gewesen wäre; ich hätte den Arbeitern gratuliert, die den Nachkriegskampf um das Überleben und den weiteren Ausbau der deutschen Industrie gewonnen hatten. Aber beim besten Willen konnte ich mir das nicht

leisten. Das wenige Geld, das ich noch besaß, musste reichen, bis ich einen Ort in der Nähe von Lübeck erreichte, wo ich einige Tage zu bleiben gedachte und wo ich — so hoffte ich — von meinem Mann ein paar Pfund erhalten würde. Und auf meinem Weg wollte ich an mindestens drei Orten Halt machen. Aus diesem Grund musste ich mich mit einem Blick auf dieses außergewöhnliche Industriegebiet begnügen, das sich durch unermüdliche, methodische Arbeit — durch Entschlossenheit und Geduld und Diplomatie und alle Arten von Intelligenz und Geschicklichkeit, die in den Dienst des einen Willens gestellt wurden — trotz der Montanunion nach und nach von der Kontrolle der Alliierten befreite (und dazu beitrug, Deutschland zu befreien). Das war alles, was ich tun konnte. Und eines Tages, wenn der Wiederaufbau noch vollständiger sein würde, würde ich wiederkommen... In der Zwischenzeit hielt ich den Kopf am Fenster und schaute und schaute.

War es in Duisburg? War es in Essen? Ich konnte es nicht sagen. Aus irgendeiner chemischen Fabrik ganz in der Nähe des Bahnhofs, wo der Zug hielt, kam in dicken, sich entfaltenden Windungen, wie Rauch, ein gewaltiger Schwall orangefarbenen Gases: höchstwahrscheinlich Azot-Peroxid — NO^2. Das Produkt erinnerte mich an die Zeit, als ich selbst Chemiestudent in Frankreich gewesen war, 1930 und 1931; an die Zeit, als die Sieger des Ersten Weltkriegs noch vergeblich versuchten, Deutschland niederzuhalten. Jetzt hätten die Sieger des Zweiten Weltkriegs gerne versucht, dasselbe zu tun. Aber ihre ehemaligen "tapferen Alliierten" hatten ihnen nicht lange eine Chance dazu gegeben. Die russische Gefahr hatte sie gezwungen, den Morgenthau-Plan aufzugeben; sie zwang sie nun, auf ihre Kosten — durch ihre "Hilfe" — die Fabriken wieder aufzubauen, die sie zerstört oder demontiert hatten. Und die Flut der deutschen Macht und der darauf folgenden Selbstbehauptung — die alte Flut des Nationalismus, gestützt auf industrielle und militärische Effizienz — stieg an, stieg unwiderstehlich an... Ich erinnerte mich an die Hinweise des alten Professors Grignard auf die Leistungen der deutschen Wissenschaftler und dachte: "Heute wie *damals* bewundert die Welt ihr Genie und fürchtet ihr Können...“Aber *ich* hatte nichts zu befürchten — im Gegenteil! Ich hatte mich mit dem geliebten Volk meines Führers identifiziert; ich begrüßte mit ungetrübter Begeisterung jedes Zeichen seiner neuen industriellen Expansion. Ich betrachtete die Hochöfen und rauchenden Schornsteine, die ich in der Ferne sehen konnte, während der Zug weiterfuhr, und lehnte mich aus dem Fenster, um die schweren Spulen aus feuerfarbenem Gas so lange wie möglich zu beobachten, und fühlte, dass ich in den letzten zehn Jahren nie so glücklich gewesen war.

Wie der Rauch der stolzen neuen Schornsteine, wie das Glühen der Ströme geschmolzenen Stahls, war diese immer neue Wolke aus Azot-Peroxid eine Ironie, eine Herausforderung und ein Siegesschrei. Wie schön war es, sie in den hellen Himmel aufsteigen zu sehen, die Ohnmacht derer zu verkünden — und die Vernichtung anzukündigen. die einst den berüchtigten Morgenthau-Plan erdacht

oder unterstützt hatten; und noch einmal in meinem Herzen zu wiederholen: "Heil, unbesiegbares Deutschland!"

Hoheneggelsen, 6. Mai, 1951

Wir folgten einem Feldweg und näherten uns dem Friedhof, auf dem einer der Sieben von Landsberg begraben ist. (Die sieben *letzten* Deutschen, die am 7. Juni 1951 von den Amerikanern legal ermordet wurden, weil sie ihre Pflicht getan hatten.) Ich ging an der Seite der Witwe des Märtyrers und dachte über das außergewöhnliche Schicksal nach, das uns zusammengeführt hatte.

Ich hatte in den letzten achtzehn Monaten mit ihr korrespondiert, aber ich hatte sie erst am Abend zuvor zum ersten Mal gesehen, als sie zum Bahnhof gekommen war, um mich zu begrüßen, mich in ihr Haus mitnahm und mich wie eine Schwester aufnahm. Ich werde diesen Empfang und diese Aufnahme nie vergessen — diese heimelige Atmosphäre, die sie um mich herum geschaffen hatte, als ob sie mich schon seit Jahren kennen würde. Und das nur, weil ich *damals* — zwei Jahre zuvor — zusammen mit vielen anderen mein Bestes getan hatte, um das Leben des Mannes zu retten, von dem ihre Seele ein Teil war; des Mannes, den sie geliebt hatte und dessen Kampf um die glorreiche Idee sie schon in ihren jungen Tagen geteilt hatte, bevor sie seine Frau geworden war und ihm Söhne und Töchter geboren hatte; weil sie wusste, dass ich ihn bewunderte und seine Kinder liebte. Er — der Märtyrer; der Mann, den "sie" getötet hatten, weil er für unsere Wahrheit gelebt und gekämpft hatte — war das Bindeglied zwischen uns; ein Bindeglied, das im Laufe der Zeit immer stärker werden würde...

Ich hatte von ihm und seinem Werdegang (wie auch von dem der anderen sechs) durch die Zeitungen des Feindes erfahren; auch durch einen besonderen Hinweis auf ihn in dem verbotenen Buch von Maurice Bardèche über die Nürnberger Prozesse. Das erste, was meine Bewunderung geweckt hatte, war die furchtlose Unbekümmertheit, mit der er den alliierten Richtern über seine eigenen Aktivitäten berichtet hatte. Er hatte die ganze Zeit gewusst, dass er, wenn er sich seiner Verantwortung voll und ganz stellte, nur ein Todesurteil erreichen konnte. Aber er hatte gespürt, dass es ein Verrat an den Idealen gewesen wäre, die er sein ganzes Leben lang hochgehalten hatte; dass in dieser heutigen Nachkriegswelt, die durch die Torheit irregeführter Millionen in die Hände selbstsüchtiger Heuchler und willfähriger Sklaven der Juden gegeben wurde — gleichgültig gegenüber allen menschlichen Werten, entweder völlig kindisch oder völlig verbrecherisch. das Leben eines aktiven und prominenten Nationalsozialisten wie er kein logischeres Ende haben konnte. Und er hatte das Ende — den Abschluß seines eigenen Lebensdramas — begrüßt, so wie er das Leben selbst und jede Gelegenheit begrüßt hatte, die sich ihm geboten hatte, um der Wahrheit zu dienen

und ein neues Großdeutschland zu verteidigen, das auf der Wahrheit aufbaut. Und seine Stimme hatte laut und deutlich, würdevoll, leidenschaftslos — natürlich — in der messerscharfen Stille des Nürnberger Gerichtssaals geklungen, den ich gesehen hatte; sie hatte über den Köpfen der Lügner geklungen, die dort versammelt waren, um ihn — und uns — im Namen eines "universellen Gewissens" zu verurteilen, das es nie gegeben hat und nie geben kann: "Ja, als Befehlshaber meiner *Einsatzgruppe* habe ich als Soldat auf Befehl und im Namen der höheren staatlichen Notwendigkeiten, die ich bereits erwähnt habe, die Hinrichtung von über neunzigtausend gefährlichen Elementen veranlasst..."(Ich konnte mich nicht Wort für Wort an seine Antwort erinnern, aber ich rief mir den Inhalt in Erinnerung, während ich schweigend den Feldweg entlangging, an der Seite der Witwe des Märtyrers).

Und ich erinnerte mich auch an einen Artikel, den ich kurz vor der gerichtlichen Ermordung der Sieben in einer führenden französischen Zeitung gelesen hatte: den *Bericht* über ein Interview mit dem Letzteren, das einem französischen Journalisten über die amerikanischen Behörden gewährt worden war. Der Journalist hatte mit diesem Mann über seine sogenannten "Kriegsverbrechen" gesprochen. Und der Mann, der bald sterben sollte, hatte mit Würde geantwortet: War Ihre alliierte Massenbombardierung der Zivilbevölkerung in irgendeiner Weise "humaner" als unsere Massenexekutionen von Partisanen und Juden — tatsächlichen oder möglichen Feinden? Krieg ist Krieg, in welcher Form er auch immer sein mag. Und im Krieg wie im Frieden zählt das *individuelle Leben nicht*. *Allein die Pflicht zählt*." Der *Figaro* hatte über diese Worte berichtet, um unseren Glauben in den Augen des christlichen Abendlandes zu verurteilen. *Ich* aber hatte in ihnen einen Ausdruck der uralten kriegerischen Weisheit der Arier gesehen: Worte ganz im Sinne der Bhagavad-Gita, in der es heißt: "Nimm Sieg und Unglück, Gewinn und Verlust, Freude und Schmerz als gleichwertig hin, kämpfe mit aller Kraft", denn das ist deine Pflicht "als Mitglied der herrschenden Rasse" (Als *Kshatriya*.) Und ich hatte den modernen arischen Helden mehr denn je bewundert.

Ich erinnerte mich an sein letztes Bild, das kurz vor dem letzten Weihnachtsfest, das er auf dieser Erde verbracht hatte, aufgenommen worden war. Er war ein überaus stattlicher Mann gewesen. Aber mehr noch als die edlen Züge hatten der heitere Ausdruck seines Gesichts, die Gelassenheit, die Stärke und der Glaube, die man in seinen friedlichen Augen lesen konnte, ihn in meiner Wertschätzung als einen der Besten unter meinen Vorgesetzten geprägt.

Und nun näherte ich mich in Begleitung seiner Witwe, die für mich zur Freundin geworden war, dem Friedhof, auf dem seine sterblichen Überreste liegen. Es war, als hätte ich die Ehre, sein eigener posthumer Freund zu sein. Traurig dachte ich: "Wäre ich nur vor Jahren gekommen, hätte ich ihn *vielleicht* persönlich kennengelernt, wer weiß?" Und wieder einmal dachte ich an all jene, die ich nie getroffen hatte und nie treffen würde, und an all das, was ich verpasst

hatte. Und das bekannte, schreckliche Gefühl — die alte Qual, die in den Worten zum Ausdruck kommt: "Zu spät!" — zerrte an den Nerven in meiner Brust und warf den Schatten der Verzweiflung auf mich.

Wir erreichten den Friedhof, folgten der Hauptallee, bogen nach links ab und nahmen eine weitere Gasse, die parallel zur ersten verlief. Rechts von uns stand ein Felsen, unter dem man auf einer glatten Steinplatte die Inschrift lesen konnte: *Ruhstätte der Familie O...* Innerhalb der alten Einfriedung war ein neues Grab zu sehen. Die Witwe sagte zu mir: "Es ist hier."

Ich blieb eine Weile regungslos stehen und war mir bewusst, dass ich mich auf heiligem Boden befand. Dann ging ich hin und füllte eine Vase mit Wasser, stellte die mitgebrachten Blumen hinein und stellte sie auf das Grab. Und wieder stand ich schweigend an der Seite der Frau des Märtyrers. Ich konnte kaum glauben, dass ich wirklich dort stand, vor dem Grab jenes Soldaten und Denkers, den ich so sehr bewunderte und dessen Leben ich so sehr hatte retten wollen — und so aktiv versucht hatte — zu retten. "*Ruhstätte der Familie O...*" Der Name, den ich so oft in den Zeitungen des Feindes gelesen hatte, zog nun meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er bedeutete unbedingte Treue, — Treue bis zum bitteren Ende — zu allem, was ich verehre; er bedeutete die lebendige Umsetzung des Wahlspruchs, der auf dem Gürtel eines jeden SS-Soldaten eingraviert ist: "*Meine Ehre ist Treue*". Aber unterhalb des Familiennamens bemerkte ich nun auf dem Stein Worte, die halb hinter grünen Blättern verborgen waren: "Gott ist Liebe" — Gott ist Liebe... Dieses Grab war das eines Mannes, der seinen Führer — unseren gemeinsamen Führer — und sein Volk über alles geliebt hatte und für sie gestorben war. Die christlichen Worte erinnerten mich an eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen, die ganz anders waren als unsere harte und stolze nationalsozialistische Weisheit und in mancherlei Hinsicht im Gegensatz zu ihr standen. Sie schienen mir nicht zur Bedeutung dieses Grabes zu passen, zur Bedeutung dieses Lebens als immerwährendes Beispiel für die Hingabe an andere — und meiner Meinung nach höhere — Werte. Oder irrte ich mich, und hatte der Märtyrer in seinem Herzen das "positive" — ewige — Christentum mit dem ewigen Glauben an Blut und Boden, für den er starb, verbunden? Hatte er das "positive Christentum" im neuen Licht des Nationalsozialismus gelebt, und den Nationalsozialismus im Licht der *gesamten* westlichen Tradition? Nach dem, was mir seine Witwe erzählt hatte, war ich geneigt, das zu glauben. Aber ich wollte es nicht wirklich wissen. Ich war nicht gekommen, um über Metaphysik zu diskutieren, weder in der Verborgenheit meines Herzens noch in Gesprächen. Ich war gekommen, um vor dem Grab eines deutschen Soldaten zu schweigen, der einer meiner großen Vorgesetzten war und bleibt; eines Mannes, der, was auch immer seine religiösen Ansichten gewesen sein mögen, jahrelang für das eine Volk in der Welt gekämpft hatte, das in der Neuzeit *kollektiv* meine Ideale verherrlicht hatte; eines Mannes, der gelitten hatte und gestorben war, um sein

Recht auf Herrschaft zu behaupten... während *ich* noch lebte und nicht gelitten hatte — außer geistig.

Vielleicht besser als je zuvor wurde mir bewusst, wie unwichtig alle Metaphysik ist und wie sinnlos alle Diskussionen im Vergleich zu diesen großen Realitäten: der Kampf, der Gehorsam, der Tod, die Treue zum Eid im Leben und im Tod — diese eine Religion der Ehre, die über allen Religionen steht und frei von Metaphysik ist. In meinen Gedanken erinnerte ich mich an den Eid der SS-Männer. Dieses Grab bedeutete für mich die Treue zu diesem Eid vor jedem anderen Glauben — ja, trotz jedes anderen Glaubens, wenn die Gebote (oder Implikationen) eines anderen mit ihm kollidieren.

Man hörte nichts, außer ab und zu das Rascheln der Blätter im Wind — eine warme Frühlingsbrise. Der Himmel war bewölkt. Und es lag Frieden in der Luft — ein überwältigender, alles durchdringender Friede, der *nicht* der Friede des Todes war, sondern der des ewigen Lebens, in Gelassenheit, in Harmonie, in *Liebe* im höchsten, unpersönlichen, übermenschlichen Sinn des Wortes: das Bewusstsein der eigenen Einheit mit dem Kosmos. Ich erinnerte mich daran, dass die alte Mutter des Märtyrers mir erzählte, dass eine Nachtigall in einem Baum in der Nähe des Grabes gesungen hatte, im feierlichsten Moment der Beerdigung. Der Frieden dieses heiligen Ortes war der eines Gartens, der von der ätherischen Musik der Nachtigall erfüllt war. Einmal mehr erregten die Worte unter dem Familiennamen des Helden meine Aufmerksamkeit: "Gott ist Liebe." Aber jetzt empfand ich sie nicht mehr als seltsam. Sie drückten eine höchste Weisheit der Harmonie aus, die jenseits aller Kämpfe, auch der unseren, liegt — die Weisheit, zu der auch wir in der Tat *tendieren*. Was spielte es für eine Rolle, ob man diese Weisheit auf dem christlichen oder einem anderen Weg erlangte, vorausgesetzt, man erfüllte bis zum Ende seine Pflicht als Kämpfer, wie es dieser junge Hochoffizier getan hatte? Und vorausgesetzt, man starb tapfer und unbeirrt, wie er es auch getan hatte? Die Worte des Evangeliums erschienen mir nicht mehr als Gegensatz zu dem glorreichen Eid, sondern im Gegenteil als dessen Verlängerung. Es waren ewige Worte, die mehr als eine Interpretation zuließen: Worte, die auch wir in aller Aufrichtigkeit aussprechen konnten. Hier, vor dem Grab dieses modernen Ritters, fühlte ich etwas Ähnliches wie das Gefühl, das ich in der kleinen Kirche von Leonding beim Gedanken an die fromme, einfache und weise Mutter meines Führers empfunden hatte. Langsam kullerte eine Träne über meine Wange.

Meine Gedanken flogen zurück zu jenen Tagen der Angst — Anfang 1951 — als ich alles in meiner Macht Stehende getan hatte, um das Leben der Sieben zu retten. Ich erinnerte mich an meinen langen Brief an McCloy, den Hochkommissar der Vereinigten Staaten in Deutschland, vom 2. Februar und an mein langes Telegramm an Präsident Truman vom 15. Februar. Ich erinnerte mich an mich selbst an jenem schrecklichen Tag, als ich aus dem Hauptpostamt in Lyon kam, nachdem ich meine Bitte abgeschickt hatte, und mitten auf der Brücke über

die Rhone stehen blieb, auf das schäumende grüne Wasser blickte und betete — mit welch verzweifelter Inbrunst! — zu dem, der in allen Dingen ist, dass die Sieben leben dürfen. Und das tosende Wasser war weitergerollt — ein großartiges, lebendiges Bild des unwiderstehlichen Schicksals — und alles war vergeblich gewesen... Und ich erinnerte mich an die unsagbare Nacht der Angst, die ich wach verbracht hatte, indem ich an *sie* dachte und all meine Energie darauf richtete, mit *ihnen* in einem Geist der Liebe und Ehrfurcht zu kommunizieren, als ob ich gewusst — gefühlt — hätte, dass es *ihre* letzte Nacht war... Und die Nachricht in den Zeitungen des nächsten Tages: dass die Sieben soeben "in alphabetischer Reihenfolge zwischen ein und drei Uhr morgens" gehängt worden waren; und meine Reaktion auf diese Nachricht (nach den ersten Minuten akuter Trauer und Empörung): dass ich mit einem seltsamen Gefühl übernatürlichen Zwangs aufstand; dass ich meinen rechten Arm in Richtung Deutschland ausstreckte und laut sang, mit einer Stimme, die ich selbst nicht erkennen konnte: "*Einst kommt der Tag der Rache, einmal da werden wir frei...*", als ob die Kräfte, die Deutschlands Verfolger durch diese unheilvolle Tat gegen sich selbst aufgebracht haben, mich auserwählt hätten, den Zauber der Zerstörung zu singen, der im unsichtbaren Reich die neue Kette von Folgen in Gang setzen sollte, die den Untergang der Demokratien beschleunigen sollten.

Und bei dem Gedanken an die Qualen der Sieben — und all unserer Märtyrer — habe ich geweint.

"Ich habe mich so sehr bemüht, *sie* zu retten", sagte ich schließlich und wandte mich an die Witwe, die an meiner Seite stand; "ich habe mich so sehr bemüht und so intensiv gebetet! Warum konnte mir nicht wenigstens McCloy meine Bitte gewähren, an *ihrer* Stelle zu sterben, wenn der Unsichtbare meinem Gebet gegenüber taub war?"

"Weil McCloy lediglich ein Instrument des Unsichtbaren war", antwortete die Witwe mit Gelassenheit. "Das musste wohl so *sein*. Es war schwer für mich, es zu akzeptieren. Aber ich *habe* es dennoch akzeptiert, so wie 'er' es getan hatte. Er und ich kannten uns aus der Anfangszeit des Kampfes. Wir lebten für die Idee und akzeptierten unsere Verantwortung. Wir sagten 'Ja' zu unserem Schicksal im Leben. Wir sagten auch "Ja" zu unserem Schicksal im Tod. Er starb mutig und voller Vertrauen; ich lebe, um unsere Kinder in seinem Geist zu erziehen.

"Mögen er und all die anderen millionenfach gerächt werden", rief ich voller Leidenschaft. "Und möge *ich* (neben vielen anderen) ein Instrument des Untergangs unserer Verfolger sein!"

"Er wollte nicht gerächt werden", antwortete Frau O. "Ich werde Ihnen seine letzten schriftlichen Worte zeigen. Er wollte, dass sein Tod zu einer Quelle konstruktiver Kraft für den Aufbau einer neuen Welt wird, — nicht zu einem Grund für Bitterkeit. Die Energie, die wir für den Hass aufwenden, ist für unsere schöpferische Arbeit verloren."

"Ist der Hass auf die Mächte des Bösen nicht untrennbar mit der Liebe zu allem, wofür wir stehen, verbunden?", wagte ich zu fragen.

Und die Witwe des Märtyrers antwortete: "Mein Mann führte den Krieg ohne Hass im Geiste des absoluten Gehorsams gegenüber seinen hierarchischen Vorgesetzten und gegenüber seinen Lebensidealen. Wir können nicht danach streben, ihn in einem gegenteiligen — oder gar anderen — Geist zu rächen, sondern nur die schöpferische Anstrengung, die sein Kampf darstellt, unermüdlich weiterführen. Das unbarmherzige Spiel von Aktion und Reaktion wird ihn — und die anderen — automatisch rächen, auf eine Weise, die wir nicht kennen. Das ist nicht *unsere* Sache."

Ich dachte an die Lehre der Bhagavad-Gita: die arische Lehre der losgelösten Gewalt. Ich dachte an den Titel eines Buches mit den Erinnerungen und Ansichten von General Rommel *Krieg ohne Hass*. Ich dachte an meine eigene gelegentliche Einsicht in die höhere Wahrheit unseres nationalsozialistischen Glaubensbekenntnisses (auch wenn ich zu primitiv war, um dieser Einsicht jeden Tag meines Lebens gerecht zu werden). Ich erinnerte mich an wahre Worte, die ich zufällig in einem Moment der Inspiration geschrieben hatte:... der vollkommene Nationalsozialist ist ein Mann ohne Leidenschaft; ein kühl denkender, weitsichtiger, selbstloser Mann, stark wie Stahl, rein wie reines Gold; ein Mann, der das Interesse der arischen Sache — die das höchste Interesse der Welt ist — immer über alles stellen wird, sogar über seine eigene grenzenlose Liebe zu ihr; ein Mann, der niemals eine höhere Zweckmäßigkeit irgendetwas opfern würde, *nicht einmal der Lust an spektakulärer Rache*."

Nach einem kurzen Schweigen verließen wir den Friedhof. "Ach, wenn die, die uns hassen, doch nur begreifen könnten, was wir *wirklich* verkörpern", dachte ich, als wir in der Ruhe der hereinbrechenden Dämmerung die feierliche Gasse und dann wieder den Feldweg entlanggingen. "Wie unermesslich hoch steht das eigentliche Ideal der SS über all dem, was sich die Welt in ihrer Unwissenheit heute vorstellt!

Und ich verehrte den toten Helden in meinem Herzen; ich verehrte in ihm den vollkommenen SS-Hochoffizier, was für mich den höchsten Typus des Deutschen bedeutet — den schönsten Westarier, den ich mir vorstellen kann. Und in ihm war die *Essenz* des traditionellen Ideals des christlichen Ritters, das untrennbar mit der europäischen Geschichte verbunden ist, nicht ausgeschlossen, sondern *integriert*. Seine letzten Briefe, von denen ich in den folgenden Tagen einige lesen durfte, lange Briefe, in denen er kurz vor seiner Hinrichtung philosophische Themen in der brillantesten Sprache, im orthodoxesten nationalsozialistischen Geist und mit bewundernswerter Distanz erörterte, — bestätigten mich in diesem Gefühl. In der Liebe, mit der mich seine würdige Witwe und mehrere schöne Kinder, seine Mutter und sein Bruder empfingen, erlebte ich etwas von ihm als lebendige Person; etwas wie eine Hand, die mir von jenseits der Pforten des zeitlosen Lebens entgegengestreckt wurde; etwas wie ein

flüchtiges Lächeln — umso herzzerreißender, als es natürlicher und freundlicher war. das seine edlen Züge aufhellte, als er mich dort im Kreise seiner Familie sitzen sah.

Hannover, 10. und 11. Mai 1953

Herr S. — den ich in Frankfurt getroffen hatte — hatte mir die Adresse von Herrn B. als die eines "deutschen Heiden nach meinem Herzen" gegeben. Und jeder Nerv meines Körpers war vor Erwartung angespannt, als ich läutete. Ein älterer Mann von stolzer Haltung, mit silberweißem Haar, hellen Augen und den klassischen Zügen eines Ariers aus der Eiszeit, öffnete die Tür. "Frau Savitri Devi?", fragte er mit sympathischer Stimme.

"Ja", antwortete ich.

Der alte Arier aus der Eiszeit und von heute — aus allen Zeiten — sagte einfach: "Kommt herein, ihr seid herzlich willkommen. Ich habe auf dich gewartet."

Ich trete ein und bin tief bewegt. Die Worte des Herrn waren nicht besonders bemerkenswert: Jeder hätte sie sagen können, nachdem er ein Telegramm erhalten hatte, das meine Ankunft ankündigte. Aber mein unmittelbarer Eindruck bei der Begegnung mit diesem fast siebzigjährigen Kämpfer für unsere Sache kam der "Liebe auf den ersten Blick" am nächsten, die ich in meinem Leben erlebt habe. Irgendwie fühlte ich in ihm den genauen Vertreter all dessen, wofür ich stehe. Und ich gab seinen Worten eine symbolische Bedeutung: Er war Deutschland, das in mir den Arier der zukünftigen Außenwelt willkommen hieß — den Ausländer, der aus Liebe zu Adolf Hitler, dem Retter des Abendlandes, seine Führung übernommen hatte. "Ja, wie lange habt ihr auf mich gewartet, mein Führervolk?", dachte ich, als ich seinen letzten Satz hörte. "Ach, warum bin ich nicht schon früher gekommen? Und warum hat die arische Außenwelt deine Führung noch nicht angenommen?

Ich wurde in einen gemütlichen Raum voller Bücher geführt. An der Wand, die mir zugewandt war, befand sich eine Wandtafel, deren gesamte Oberfläche von einem schönen Hakenkreuz in geschwungener Form mit einem Kreis in der Mitte eingenommen wurde. Ich wurde der Frau meines Gastgebers vorgestellt, einer sympathischen Frau mittleren Alters, mit dunklen Augen wie ich. Und ich fühlte mich in *der* Atmosphäre, in der ich mein ganzes Leben lang leben wollte.

Wir sprachen zunächst ein wenig über Herrn S., den Genossen in Frankfurt, der mich gebeten hatte, "den alten deutschen Heiden" herzlich zu grüßen. Dann zeigte ich ihm — zur weiteren Einführung — die beiden letzten Muster, die ich von den Flugblättern hatte, die mich in Werl inhaftiert hatten. Und ich stellte ihm die brennende Frage, auf die ich bis heute die richtige Antwort nicht weiß.

"Alles, was ich hier gegen die Besatzung geschrieben habe, ist zweifellos richtig", sagte ich, als ich von meinen Flugblättern sprach. "Aber hatte ich Recht — nicht nur *symbolisch*, sondern streng genommen — zu behaupten, dass 'unser Führer lebt'? Ach, sagen Sie es mir doch! Ich habe nie die Ehre und Freude gehabt, ihn zu sehen. Soll ich sie nie haben — nie? Ist es wirklich 'zu spät'? Und selbst wenn ich ihn nie zu Gesicht bekäme, wäre ich doch so froh, wenigstens *zu wissen*, dass er lebt...“

Ich sprach mit stockender Stimme, mit Leidenschaft, als hinge mein Leben von der Antwort des treuen alten Kämpfers ab. Ich hatte blindes Vertrauen zu ihm, weil ich wusste, dass er unseren Führer nicht nur *genauso* fanatisch liebte wie ich, sondern mit derselben Art von Fanatismus: mit religiöser Hingabe. "Sagen Sie mir, ob er wirklich noch lebt?", bat ich nach einigen Sekunden des Schweigens.

Die Augen des alten Kämpfers blickten mich an, hart und inspiriert. Sein ganzes Gesicht hellte sich auf — er sah plötzlich dreißig Jahre jünger aus. Und er sprach mit einem Lächeln, das das meine hätte sein können, wenn ich in den Kreisen, in denen ich frei bin, über Adolf Hitler spreche.

"Er ist unsterblich", sagte er mit Begeisterung. "Mehr als unsterblich: — ewig. In fünf Jahren: der *Mythos* der deutschen Nation; in zehn Jahren: die Sehnsucht der ganzen Welt", so habe ich 1945, als wir, sein Volk, am Boden des Abgrunds der Erniedrigung und Ohnmacht lagen, die Geschichte seines zweiten und wirklichen Aufstiegs zu Ruhm und Macht zusammengefasst.

"Es kann sein, dass er irgendwo auf der Oberfläche dieser Erde atmet. In diesem Fall werden wir eines Tages seine Rückkehr bejubeln. Und die größten Demonstrationen kollektiver Liebe, die an Verehrung grenzen, die ihn in vergangenen Tagen begrüßten, werden im Vergleich zu dem delirierenden Empfang, den Deutschland ihm dann bereiten wird, mickrig erscheinen. Es kann sein, dass er *tot* ist. In diesem Fall werden wir ihn nicht mehr sehen oder hören. Aber wir werden ihn für den Rest des Lebens in Deutschland als den Mann verehren, der uns unsere kollektive Seele zurückgegeben hat. Unter dem Zeichen der Sonne, das er in unsere Flagge geprägt hat, werden wir uns erheben und die Führung der arischen Rasse übernehmen. Und seine vergöttlichten Züge werden unser nationales Leben und die weitere Entwicklung der überlegenen Menschheit beherrschen. Auf jeden Fall beginnt das Schicksal des Nationalsozialismus 1945, als wir aufhörten, eine 'Partei' zu sein, um bewusster und fanatischer als je zuvor inmitten der Verfolgung die ersten wenigen Gläubigen der wahren Religion dieser Erde und die Begründer der neuen Zivilisation des Westens zu werden."

Ich spürte entlang meiner Wirbelsäule und in meinem ganzen Körper dieses eigentümliche Gefühl heiliger Ehrfurcht, das ich immer empfinde, wenn ich mir erneut bewusst werde, dass ich in etwas Großartiges und Ewiges eingebunden bin. In meinem Hochgefühl vergaß ich, dass Herr B. meine präzise Frage nicht beantwortet hatte — anscheinend nicht beantworten *konnte*. Eine Zeit lang schien

jede mögliche Antwort im Vergleich zu der überwältigenden Gewissheit, die er mir gab, an Bedeutung zu verlieren. Oh, es hatte sich gelohnt, drei lange Jahre lang die Erfahrung völliger Verzweiflung gemacht zu haben — den Schrecken eines Lebens, das einer sternenlosen Nacht glich; es hatte sich gelohnt, Armut und Dunkelheit — völlige Bedeutungslosigkeit in den Augen der Welt — zusammen mit kompromisslosem Glauben gewählt zu haben; Treue zu meinem Führer, ob im Sieg oder in der Niederlage. um *dies* von einem deutschen Nationalsozialisten zu hören, der mir bei weitem überlegen war; von einem Mann, der nicht dreißig, sondern sechzig Jahre für die arische Sache gelebt und gekämpft hatte! Blitzartig erinnerte ich mich an die Worte aus der Bhagavad-Gita: "Ich komme wieder... Ich werde von Zeitalter zu Zeitalter geboren, um auf Erden die Herrschaft der Wahrheit zu errichten." "Mein geliebter Führer", dachte ich, "*du bist Er*; ich wusste es die ganze Zeit!"

Und als ich Herrn B. mit brennenden Augen ansah, die wirklich vom Bild Adolf Hitlers erfüllt waren, sagte ich, — auch ich, inspiriert: — "Ich habe 'ihn' von Anfang an vergöttert — denn *was* ist 'ein Gott', wenn nicht ein vollkommener Vertreter der höheren Menschheit? Ich habe in ihm die Verkörperung des ewigen Selbst der arischen Rasse begrüßt: Ihn, der bei der Morgendämmerung — oder *vor der* Morgendämmerung — eines jeden neuen Zeitalters wiederkommt, um die Neue Ordnung der Wahrheit, das Abbild der ewigen Ordnung der Natur, im menschlichen Maßstab zu errichten, — denn Er, der wiederkommt, ist nichts anderes als das. Wo so viele einer politischen Partei gedient haben, habe ich einen religiösen Glauben gelebt: den immerwährenden Glauben des Lichts und des Lebens, der in dieser Erde verwurzelt ist, aber den Kosmos umfasst — denn die Religion der Rasse ist nichts anderes als das. Ich hatte also recht?"

Der Mann, der Adolf Hitler seit den frühesten Tagen der Bewegung persönlich gekannt hatte, der Mann, der zuvor aktiv an allen kleineren Bewegungen teilgenommen hatte, die den Boden für die N.S.D.A.P. bereitet hatten, der als junger Mann für Hans Krebs' Idee des Großreichs auf rassischer Grundlage gekämpft hatte und der als Heranwachsender die ähnliche Idee Friedrich Langes begrüßt hatte, blickte mich mit seinen hellen, stahlblauen Augen an und antwortete: "Du hattest recht; du *hast* recht — rigoros, absolut recht!"

Wieder lief mir das eisige Gefühl religiöser Ehrfurcht — das Wort ist nicht zu stark — über den Rücken. Der alte Kämpfer — moderner Priester des Lichts und des Lebens im Namen der kollektiven Seele Deutschlands, der den nationalen Riten im Dritten Reich vorgestanden hatte — hatte meine Lebenshingabe an unseren gemeinsamen nationalsozialistischen Glauben akzeptiert; hatte *mich* in *"die eiserne Schar, die kämpft für Freiheit, gegen Judengefahr..." (Worte eines nationalsozialistischen Liedes)* aufgenommen*:* die eine Miliz der Kräfte des Lichts und des Lebens und der Ordnung in der modernen Welt. Könnte das wahr sein?

Ich fühlte mich wie einer, der einen hohen Ort erreicht hat und auf den gewundenen Pfad hinunterblickt, der ihn dorthin geführt hat — und auch auf andere mögliche Wege, die vielleicht kürzer oder weniger trostlos waren. Aber was macht der Weg schon aus, wenn man den Gipfel erreicht hat und sich die Weite der schneebedeckten Berge und der Welt unter einem im Sonnenschein ausbreitet? "Was bedeutet schon der trübe Verlauf eines gescheiterten Lebens", dachte ich, "wenn man endlich die klare Erkenntnis von Dir in Deiner ewigen Wirklichkeit erobert hat, mein Führer?"

Aber die Frau war eine Zeit lang stärker in mir als der selbstlose Nationalsozialist. Und die Frau sprach: "Und doch...! Wie gerne würde ich mein Leben geben, um 'ihn' für fünf Minuten zu sehen! — Den Arm zum Gruß zu heben und zu sagen: '*Heil, mein Führer*!', und sei es nur einmal!" Und bei dem Bewusstsein dessen, was ich vielleicht unwiederbringlich verpasst hatte, kullerte eine Träne über meine Wange.

Der Mann, der für unseren Glauben gekämpft hatte, noch bevor er in der modernen Geschichte einen Namen hatte, erinnerte mich an meine Nichtigkeit: "Wir sind nicht geboren, um unser persönliches Glück in dieser oder einer anderen Welt zu suchen", sagte er. "Wir sind keine Christen, die Hoffnungen und Trost und 'etwas zum Anlehnen' und 'jemanden, der uns liebt' brauchen. Wir sind die Starken *schlechthin*, die allein dastehen, gleichgültig gegenüber Hoffnung und Furcht, ausschließlich beseelt von unserem verbindlichen Pflichtgefühl und unserer bedingungslosen Liebe zu unserem Führer und zu allem, was er repräsentiert und was er liebt. Es spielt keine Rolle, ob Sie ihn jemals sehen werden oder nicht. In Ihrem Fall kommt es nur darauf an, dass Sie ihm und seinem Volk weiterhin mit ganzem Herzen, Willen und Verstand dienen. Keiner von uns zählt, außer als Vertreter seines Willens, als Instrumente zur Verwirklichung seines Programms."

"Sie meinen natürlich seine weltweite Neue Ordnung", kommentierte ich, "der *Geist* der Fünfundzwanzig Punkte gilt für alle Lebensbereiche, nicht nur für ihre streng politischen Lehren...“

"Ja, natürlich. Ich meine die neue Zivilisation, die um die Idee der Blutreinheit und den Glauben an die grundsätzliche Überlegenheit des Ariers kreist. Die Konzeption einer solchen Zivilisation ist zweifellos in den Fünfundzwanzig Punkten enthalten, aber ihre Realität übersteigt ihren Rahmen und ihre Reichweite. In dem Maße, in dem wir zum Entstehen *dieser* Realität beitragen, sind wir nützlich und des Lobes Adolf Hitlers würdig — auch wenn wir ihn nie sehen werden."

"Es ist wahr", gab ich zu — ich war *gezwungen*, es zuzugeben: — "es ist besser, seine Anerkennung zu verdienen und ihn nie zu sehen, als ihn zu sehen und sie nicht oder in geringerem Maße zu verdienen."

Ich habe Herrn B. eine andere Frage gestellt. "Einige scheinen zu glauben, sie könnten Nationalsozialisten sein, während sie das, was sie als 'das

Wesentliche' der christlichen Lehre bezeichnen, beibehalten: solche moralischen Gebote wie 'Liebe deinen Nächsten' usw... . Sie sind Nationalsozialisten (oder fühlen sich als solche), weil sie gute Deutsche sind. Und sie scheinen das Wesentliche des christlichen Menschenbildes beibehalten zu wollen, weil sie Menschen sind. Ich dagegen würde alles tun, alles geben, alles erdulden, um Deutschlands Interessen zu fördern, weil ich in ihm — trotz allem — die Hochburg der neuen (oder sehr alten) durch und durch antichristlichen nationalsozialistischen *Weltanschauung* sehe. Ich liebe unsere *Weltanschauung* gerade deshalb, weil sie mir als das genaue Gegenteil dieses jüdisch-lateinischen (oder jüdisch-griechischen) Bastardprodukts erscheint: Das Christentum; weil ich sowohl aus ästhetischen als auch aus moralischen — und rassischen — Gründen einer der aufrichtigsten und unerbittlichsten Feinde war, bin und bleiben werde, die das Christentum je hatte. Und ich habe nie aufgehört, die Unvereinbarkeit der beiden Doktrinen zu betonen. Habe ich Recht?"

"Die beiden Doktrinen sind absolut unvereinbar", antwortete Herr B. ohne zu zögern. "Und abgesehen davon, dass Ihr Weg ein glänzender Tribut an die Größe Deutschlands ist, war und ist er der logischste, den ein rassisch bewusster nicht-deutscher Arier gehen konnte. Diejenigen, die meinen, unseren Hitler-Glauben mit dem von Jesus Christus in Einklang bringen zu können, unterschätzen die Bedeutung des Nationalsozialismus, indem sie ihn für eine rein politische Bewegung halten, während Adolf Hitler ganz klar verkündet hat, er bringe "nicht eine neue Wahlparole, sondern eine neue Weltanschauung" — eine neue Philosophie und einen neuen Lebensweg. Vielleicht verwechseln sie aber auch die Tat mit dem Geist. *In der Praxis* ist es keinem Regime besser gelungen als dem unseren, den Menschen füreinander Gefühle zu vermitteln, die man als "christlich" zu bezeichnen gewohnt ist; kein Regime hat so viel für den sozialen Dienst getan. Es war — und könnte noch lange Zeit sein — *zweckmäßig*, dies als "positives Christentum" zu bezeichnen. In Wirklichkeit ist es gar kein Christentum. Wir lieben einander nicht, weil wir "Menschen" sind, sondern weil wir Blutsbrüder sind — Deutsche, Arier. die gemeinsam Adolf Hitlers große Neue Ordnung aufbauen. Wir lieben und helfen unseren Leuten nicht, weil sie "Menschen" mit einer "unsterblichen Seele" sind, und auch nicht, wie die Kommunisten, einfach weil sie "Menschen" sind, die aufgrund ihrer angeblichen "Vernunft" wertvoller sind als der Rest der Säugetiere, sondern weil sie Deutsche sind, — tatsächliche oder potentielle Mitglieder der natürlichen *Elite* der Menschheit, d.h. des einen Teils der Menschheit, der wirklich das Königtum über den Rest der Lebenden verdient. Wir würden in der Tat — wie die Christen — jedem Menschen in Not helfen, aber nicht, weil er "ein Mann" oder eine Frau ist, sondern weil er ein Lebewesen ist. Wir würden *jedem Lebewesen in Not* helfen, was mehr ist, als die Christen zu tun gelehrt werden. Nur wir 'liquidieren' gefährliche Kreaturen *aller* Art: Ungeziefer, Juden, gefährliche Elemente unserer eigenen Rasse, wenn überhaupt. Wir glauben nicht an die angebliche "Würde der

menschlichen Person", wer auch immer diese Person sein mag, — nur weil sie zufällig "menschlich" ist. Nein, eine solche Idee ist reiner Unsinn. Aber wir lieben und respektieren alle Geschöpfe, die unserer von Gott gewollten Expansion nicht im Wege stehen.

"Es ist nicht so sehr *das, was* wir getan haben und wieder zu tun bereit sind, was uns von den Christen trennt — nicht einmal die Vergasung der Juden, die uns von einer heuchlerischen Welt so bitter vorgehalten wird (der Juden, deren Zahl übrigens so ungeheuerlich übertrieben wurde — leider! Ich wünschte, die verlogenen Statistiken unserer Feinde zu diesem Thema *wären* wahr!). In dieser Hinsicht übertreffen die Gräueltaten der christlichen Kirchen in der Vergangenheit (als sie noch jung waren) die unseren bei weitem. Nein, was uns von den Christen unterscheidet, ist der Geist und die Prinzipien, in deren Namen wir die genannten Dinge tun. Es ist nicht so, dass wir Juden vergast haben und uns nichts dabei denken. Es ist die Tatsache, dass wir sie nur vergast haben, um sie auf die schnellste und billigste Weise loszuwerden, *nicht* um sie für ihren Glauben zu bestrafen, nicht um ihre Seelen zu retten. Es ist die Tatsache, dass keine zivile oder religiöse Zeremonie — keine Taufe, keine Einbürgerung — sie vor ihrem Schicksal hätte bewahren können, geschweige denn irgendjemanden von ihnen zu einem von uns machen können; die Tatsache, dass wir eine Blutsbrüderschaft sind, unabhängig von irgendwelchen unwesentlichen persönlichen Überzeugungen, und *nicht* eine Bruderschaft von Überzeugungen, Meinungen oder Geschmäckern, unabhängig vom Blut. Es ist die Tatsache, dass wir *wegen* unseres Blutes an unserer Hitler-Doktrin festhalten, nicht trotz oder ungeachtet unseres Blutes. Auch Sie, ein Nicht-Deutscher, sind als Arier zu uns gekommen."

"Ja", sagte ich, "und im Namen der Schönheit und Männlichkeit des Ariers wurde ich ein so fanatischer Feind des Christentums. Ich machte diesen internationalen Schädling für die Blutvermischung verantwortlich, die die privilegierte Rasse in der hellenischen Welt der ersten Jahrhunderte der christlichen Ära verunstaltete. Und ich sah in dem Aberglauben an den "Wert des Menschen" — der mir ohnehin so zuwider ist. der ihm zugrunde liegt, den psychologischen Faktor, der dieser Sünde und ihren Folgen zugrunde liegt. Und nicht minder kategorisch verurteilte ich bald jene sogenannten "mystischen" Philosophien, die zumeist von oder mit Hilfe der griechisch sprechenden Juden von Alexandria ausgeheckt wurden (wie jener Philo, dessen Beitrag zum Verfall des wahren Hellenismus unser Feind Eduard Herriot so eloquent aufgezeigt hat, ohne es zu wollen) und die dem christlichen Glauben im Nahen Osten den Weg bereiteten. Die Theosophie, die Anthroposophie, der Rosenkreuzerorden, die Freimaurerei und ihre verschiedenen, mehr oder weniger verbundenen Organisationen sind die modernen Entsprechungen solcher Sekten... Sie alle sind genauso gefährlich wie das Christentum, obwohl die Kirchen erklären, sie zu verabscheuen. Es ist wahr, dass die Verunreinigung durch Blut sowohl *die*

Ursache als auch die Folge der Gedankenströmungen ist, die sie rechtfertigen, fördern oder als gleichgültig betrachten. Timotheus, der Halbjude, nahm Paulus' neue Interpretation des jüdischen Messianismus (ein jüdischer Schwindel für den arischen Konsum) bereitwillig an. Und Halbjuden gab es in den griechischen Hafenstädten der damaligen Zeit reichlich. Und der jenseitige Schwindel sollte bald die Geburt vieler weiterer Juden fördern. Ein Teufelskreis aus Schande und Verfall. Wir sehen heute dasselbe: Halbjuden lieben antirassistische Lehren; Lehren, die ihnen das Gefühl geben, dass sie so gut sind, wie jeder andere sein kann. Und rassenfeindliche Lehren aller Art — jenseitige und diesseitige — fördern die Geburt weiterer Halbjuden. Der Teufelskreis, außerhalb dessen wir stehen, ist noch nicht durchbrochen. Oder besser gesagt, unser Hitler hatte ihn durchbrochen, zumindest hier in Deutschland; nach der Katastrophe von 1945 haben seine Feinde ihn wieder in Gang gesetzt."

"Die Kirchen und die Logen (oder ihre Entsprechungen) sind in unserer Zeit nur zwei parallele Formen der Macht der Rassenauflösung, von der wir uns befreien wollen: die Macht des Weltjudentums.

Es herrschte Stille. Frau B. hatte den Raum verlassen, um den Kaffee zu kochen. Herr B. war aufgestanden, um in seiner Bibliothek ein Buch mit dem Titel *Der politische Aspekt der Freimaurerei zu* suchen, das er geschrieben hatte; er wollte mir ein Exemplar davon überreichen. Ich dachte an all die großen und kleinen pseudo-"spirituellen" Gesellschaften, die ich auf meinen Reisen im Osten und im Westen kennengelernt hatte.

"Wie unser Führer in *Mein Kampf* so deutlich dargelegt hat", sagte ich, "ist es die Gewohnheit des Juden, 'Religion' oder 'spirituelle Bestrebungen' zu benutzen, um die Macht der arischen Staaten zu untergraben und, was noch schlimmer ist, wenn es schlimmer sein kann, die arische Rasse zu entmannen. Man muss nur die Kriegsausgaben von *Conscience* — der offiziellen Zeitung der Theosophischen Gesellschaft, die in Adyar, Südindien, herausgegeben wird — lesen, um zu erkennen, was für eine finstere Organisation der internationalen Hexerei die Theosophie ist. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass während des Krieges öffentliche Gebete für den Sieg der Alliierten von Dr. Arundale — *entre nous*, eine umstrittene Persönlichkeit — gesprochen wurden, der damals Präsident der gesamten Organisation war; und die Tatsache, dass ein sehr hoher Anteil der Theosophen — in Island praktisch alle — gleichzeitig Freimaurer sind. (In Reykjavik finden die Freimaurertreffen — zumindest 1947, als ich dort war — in einem Raum der Wohnung statt, in der der Präsident der örtlichen Theosophischen Gesellschaft wohnt, über dem Saal der Gesellschaft selbst: Ingolfsgata 22, soweit ich mich erinnern kann. Man erwartet natürlich nicht, dass ich das weiß. Ich erzähle Ihnen, wie ich es herausgefunden habe; es ist eine lustige Geschichte...)."

Aber Herr B. hatte gefunden, was er gesucht hatte. Er hielt ein Exemplar von *Das politische Gesicht der Freimaurerei* in der Hand. "Hier", sagte er, "in

diesem Buch, das ich Ihnen (zusammen mit meinem Geschichtsbuch für Kinder *So ward das Reich*) zur Erinnerung gebe, finden Sie die Theosophische Gesellschaft und viele andere, äußerlich nicht weniger 'geistige', in der Tat nicht weniger gefährliche Körperschaften, auf der Liste der Organisationen, mit denen ein Nationalsozialist nichts zu tun haben sollte. Die Freimaurer haben mir nie verziehen, dass ich dieses Buch geschrieben habe. Und das war auch der Grund, warum ich nach der Katastrophe so schäbig behandelt wurde."

"Ich danke Ihnen", rief ich und nahm die beiden Bücher. "Ich werde sie in Ehren halten."

Frau B. war mit dem Kaffee und den Kuchen zurückgekommen. Sie füllte meine Tasse. Und wir setzten unser Gespräch fort. Ich stellte Herrn B. eine Frage zur moralischen Disziplin. "Einige unserer Kameraden sagen mir, dass mein Rachedurst eine Schwäche sei", sagte ich. "Ich spreche natürlich nicht von persönlicher Rache: dieses Verlangen ist mir fremd. Ich spreche von der Freude, unsere Verfolger völlig ohnmächtig im Staube liegen zu sehen, von dem Verlangen, sie ihrerseits zu verfolgen, wenn unser Tag gekommen ist. Würde unser Führer mich für diesen Wunsch tadeln? Würde *er* mir befehlen, mich 'darüber zu erheben'?

"Niemals!", antwortete Herr B. entschlossen. "Er ist nicht der Mann, der von seinen Schülern unnatürliche Leistungen verlangt. Er steht für Gesundheit und Aufrichtigkeit. Und nichts ist ungesünder und weniger aufrichtig als das weit verbreitete Vorurteil gegen Rache. Es hat seine Wurzeln in der christlichen Lehre "Vergeltet Böses mit Gutem und liebt, die euch hassen" — die übrigens kein Christ im täglichen Leben, geschweige denn im Krieg anwendet. Seit 1945 lebe *ich* Tag und Nacht für die Rache Deutschlands. Und einer der ältesten und edelsten Deutschen der Geschichte, Hermann der Cherusker (der alles andere als ein Christ war), pflegte zu sagen: 'Solange der Feind uns auf deutschem Boden die Stirn bietet, ist Hass unser Gesetz und unsere Pflicht: Rache!' Wir sagen dasselbe."

"Es ist erfrischend, Sie sprechen zu hören", sagte ich, erfreut darüber, endlich *sicher zu* sein, dass meine von Natur aus heftigen Gefühle aus unserer Sicht nichts Ketzerisches an sich hatten.

Herr B. sprach lange — über unsere Grundsätze; über den Krieg und die Verräter, die das Unglück herbeigeführt haben; über sein eigenes Leben in den dunkelsten Jahren, als er trotz seines hohen Alters gezwungen war, unter der Peitsche der Sieger Steine entlang der Straßen zu brechen und bei der Reparatur von Kanälen zu helfen.

"Einige von uns mussten unter der Aufsicht von Negern arbeiten", erklärte er. "Zuerst dachten wir, dass wir noch die weniger Unglücklichen waren, denn unsere Aufseher waren Engländer. Aber wir änderten bald unsere Meinung. Diejenigen, die unter Neger-Aufsehern arbeiteten, wurden viel besser behandelt als wir; es kam vor, dass man ihnen ab und zu eine Zigarette anbot; und sie wurden

nicht — wie *wir* — mit dem Gewehrkolben ihrer Aufseher geschlagen, sobald sie für zwei Sekunden die Arbeit unterbrachen, um Luft zu holen."

"... Hass ist unser Gesetz, und unsere Pflicht: Rache!", zitierte ich. "Du hast recht: Hermanns zweitausend Jahre alte Worte sind so wahr wie eh und je. Vergiss niemals diese schrecklichen Jahre! Und vergebe niemals!"

"Seien Sie versichert, dass wir nicht vergessen werden", antwortete Herr B. "Doch eines Tages werden wir auf all dies als unsere notwendige Prüfung zurückblicken. Wie Sie in Ihren ersten Flugblättern schrieben, sind wir das reine Gold, das in den Ofen geworfen wird, um geprüft zu werden... Insofern wir wirklich reines Gold *waren*, haben wir die Prüfung bestanden. Wir sind bewusster, lebendiger — bewusster unserer eigentlichen Werteskala und unserer Endziele — als je zuvor, wir, die echten Nationalsozialisten. Und wir sind viel zahlreicher, als die Welt glaubt."

"Ich bin froh, das zu hören!"

"Wir sind uns auch unserer Fehler bewusster als je zuvor", fuhr Herr B. fort, "... und entschlossen, sie nicht zu wiederholen."

"Was nennen Sie 'unsere Fehler'?", fragte ich. "Glauben Sie, wie ich, dass wir in den Tagen unserer Macht zu nachsichtig waren?"

"Sicherlich zu nachsichtig", antwortete er, "aber vor allem nicht selektiv genug. Die Partei hätte geschlossen werden müssen, sobald wir die Geschicke Deutschlands in die Hand genommen haben. Die meisten derjenigen, die *nach* 1933 zu uns kamen, waren keine Nationalsozialisten, sondern Zeitsoldaten. Sie hatten in der Partei nichts zu suchen. Was den Gruß betrifft, so haben wir ihn entwertet — um nicht zu sagen entweiht. indem wir ihn im offiziellen Leben zur Pflicht gemacht haben, und im normalen Leben praktisch zur Pflicht. Er hätte das Monopol der alten, hundertprozentigen Nazis der Anfangszeit bleiben sollen — und das der neuen Generationen, die unter unserem Regime aufgewachsen sind, die aufrichtig an unseren Prinzipien festhielten und bereit waren, dafür zu sterben. Andere Menschen hätten sich damit begnügen sollen, sich die Hand zu geben und 'Guten Morgen!' oder 'Guten Tag!' zu sagen, wenn sie sich auf der Straße begegneten."

"Du hast soeben das ausgedrückt, was ich im Grunde meines Herzens immer gefühlt habe, ohne mich zu trauen, es einem unserer Genossen zu sagen, damit man mir nicht vorwirft, dass ich falsch fühle", sagte ich. "Nun, da ich höre, dass *du* genauso fühlst, muss ich diesen Vorwurf nicht mehr fürchten. Ich weiß, dass drastische polizeiliche Maßnahmen praktisch jeden dazu zwingen können, etwas zu tun oder zu sagen (außer Menschen, die so kompromisslos sind wie wir, und die sind selten). Aber unter den Dingen, die unter solchem Druck getan oder gesagt werden, sind einige wichtiger als andere; einige sind wesentlich, andere nicht. Es macht wenig aus, wie sehr wir unsere Gegner verletzen — und dadurch ihren Hass vergrößern. wenn wir um diesen Preis eine nützliche Arbeit leisten, die zum Erfolg unserer konstruktiven Pläne oder zur Verteidigung des Reiches

und des Regimes beiträgt. Aber weitere Wellen des Hasses gegen uns zu schüren, nur um Menschen, *die das nicht wollen*, dazu zu bringen, den rechten Arm zu heben und "Heil Hitler" zu rufen, halte ich für nutzlos und sogar für gefährlich. Ich bin dieser Meinung, weil ich an die Macht der Gedanken ebenso glaube wie an die Macht der Liebe und des Hasses, und weil ich aus eigener Erfahrung weiß, dass alle Bemühungen unserer Feinde, *mich* auf ihre Lebensauffassung einzuschwören, nur dazu geführt haben, dass ich mir meiner eigenen Werteskala bewusster geworden bin, kompromissloser und aggressiver denn je. Ich hoffe, dass sich unsere Fehler in der Psychologie beim nächsten Mal nicht wiederholen werden...“

"Das werden sie nicht, seien Sie versichert", antwortete Herr B. "Bittere Erfahrungen haben uns eines Besseren belehrt...“

Ich wollte noch hinzufügen, dass *ich* hoffte, "das nächste Mal" mit dem rituellen Gruß grüßen zu dürfen und zusammen mit der privilegierten Minderheit die Worte "Heil Hitler" sagen zu dürfen. — die ich immer so gerne gesagt hatte, auch *nachdem* sie verboten worden waren. Aber ich tat es nicht. Ich hatte Angst, kindisch zu wirken. Und ich war mir irgendwie sicher, dass die Antwort nur ein ganz bestimmtes "Natürlich!" sein konnte. In der Person von Herrn B. und so vielen anderen von denen, die ich bewundere, hatte *mich das* nationalsozialistische Deutschland bereits akzeptiert.

Es war schon spät, als ich die B.s verließ. "Wir würden Sie gerne einladen, bei uns zu übernachten, wenn wir nur Platz hätten", sagte Frau B. "Leider haben wir nur dieses Zimmer und eine Küche (die wir mit anderen Mietern teilen)."

Die Nacht verbrachte ich in einem nahegelegenen Hotel, den nächsten Tag wieder in der Gesellschaft des alten Heidenkämpfers und seiner Frau. Als ich mich endlich von ihnen verabschiedete — um den Zug nach Celle zu nehmen — konnte ich nicht umhin, noch einmal mit besonderer Intensität zu fühlen, was ich schon wußte, nämlich daß sie und die übrige eiserne Minderheit der wahren Nationalsozialisten — meine Glaubensbrüder, meine Vorgesetzten: — meine einzige wirkliche Familie sind; die einzigen Menschen, zu denen ich in dieser weiten Welt gehöre.

Obwohl der Bahnhof weit weg ist, bestand Herr B. darauf, mich zu verabschieden. Wir verabschiedeten uns, wie immer, mit den heiligen Worten "Heil Hitler!" oder vielmehr (denn dies war ein öffentlicher Ort, an dem man nicht unbeobachtet war) mit einer uns bekannten Formel, die genau dasselbe bedeutet.

Uelzen, 17. Mai 1953

Im Waggon saß neben mir Anni H., eine der wenigen meiner Kameraden des "D-Flügels" — also der als "Kriegsverbrecher" Verurteilten. mit denen ich in Werl persönlich in Kontakt gekommen war. Und wir waren beide auf dem Weg

zu Hertha E. — meine geliebte Hertha E., endlich frei! Ich konnte es kaum glauben.

Ich sah die fröhliche, adrett gekleidete Frau mittleren Alters an, in deren Gesellschaft ich gerade eine ganze Woche in Celle verbracht hatte, und zum hundertsten Mal erinnerte ich mich an dieselbe Frau in der dunkelblauen Häftlingsuniform. Ich erinnerte mich daran, wie sie vier Jahre zuvor in meiner Zelle saß und mir sagte, dass "nichts mich beliebter gemacht hat" bei meinen Kameraden des D-Flügels als der Befehl des britischen Gouverneurs, dass ich nicht mit ihnen in Kontakt kommen dürfe. Wer konnte mich nun daran hindern, an Annis Seite zu sitzen? Wer konnte uns daran hindern, uns gegenseitig als *du anzusprechen* und uns für immer aneinander und an alle unsere Kameraden, Frauen und Männer, gebunden zu fühlen? Wer konnte uns verbieten, eine Fahrkarte nach Uelzen zu buchen und uns mit Hertha E. zu treffen (die zweifellos schon am Bahnhof auf uns wartete)? Ich fühlte mich beflügelt von dem Bewusstsein, dass jede meiner Bewegungen — und vor allem meine bloße Anwesenheit in Deutschland — ein Akt des Trotzes war, eine Provokation gegenüber den alliierten Besatzungsbehörden und den Alliierten selbst, den Verfolgern des Nationalsozialismus. Und ich träumte von dem Tag, an dem ich — endlich! — Gelegenheit erhalten würde, ihnen offen zu trotzen, ihre fortan ohnmächtigen fliehenden Truppen *einzeln* zu beschimpfen (wie *sie* uns 1945 zu beschimpfen pflegten), bis ich jedem Menschen Tränen der Wut (und der Verzweiflung) in die Augen treiben würde; die Möglichkeit, sie zu zwingen, nicht nur die Niederlage ihrer jeweiligen Länder und der Demokratie einzugestehen, sondern auch den völligen Bankrott ihrer christlichen Werte, ihrer Lebensweise, all dessen, was sie zu verehren gelernt hatten (und verehrten, wie folgsame Schafe), und mich nach Herzenslust als echter "Barbar" zu brüsten — ich, der ich nie etwas anderes war, in der Tat. (Aber ist es nicht besser, ein bewusster Barbar zu sein als ein verblendetes Schaf?). Ich schwelgte in dem Gedanken an dieses zukünftige Vergnügen, als der Zug in den Bahnhof Uelzen einfuhr.

"Schau! Schau, ich kann sie sehen!", rief Anni, als der Zug anhielt.

"Wo? Ich kann aus der Ferne nicht gut sehen, wie Sie wissen...“

"Da! — an die Reling gelehnt, mit zwei Männern an ihrer Seite, einer groß und der andere mittelgroß... Sie hat uns gesehen und winkt uns jetzt zu...“

Es war wahr. Da war sie. Unsere Kutsche hielt direkt vor dem Eingang des Geländers, wo sie stand. Wir stiegen aus. Sie kam auf uns zu, gefolgt von den beiden Männern, und warf sich in unsere Arme. "Anni und 'Muki'!", rief sie, "es ist eine Freude, euch wiederzusehen!"

Sie war so hübsch wie eh und je und sah jünger aus als vier Jahre zuvor. Ihr glänzendes, hellblondes Haar, das sie in Werl immer glatt gekämmt hatte, war jetzt "dauergewellt" und glänzte im Sonnenschein in metallischen Locken um ihre ebenmäßigen, klassischen Gesichtszüge. Und in ihrem stolzen Lächeln und ihren leuchtenden Augen — es waren dieselben großen, himmelblauen Augen, die ich

schon so oft voller Sehnsucht gesehen hatte — lag Freude und Selbstvertrauen, Zuversicht in das Schicksal. Sie trug ein gut geschnittenes Kleid aus graublauem Seidenstoff, Nylonstrümpfe und elegante Schuhe. Und die Perlenohrringe, die ich ihr am Tag meiner Entlassung zurückgelassen hatte, schmückten sie. Ich war froh zu sehen, dass sie ihr ordnungsgemäß übergeben worden waren. Ich freute mich, dass sie so gut aussah und so glücklich war. Niemand hätte glauben können, dass sie gerade über acht Jahre in einer Gefängniszelle verbracht hatte. Ich betrachtete sie mit Liebe und Bewunderung, ja mit einer Art von Ehrfurcht, denn sie war ein Wunder und ein Symbol: das Wunder des deutschen Lebenswillens, den keine Gewalt brechen kann — die gottgewollte Unbesiegbarkeit, die der Mensch nicht töten kann — und das Symbol von uns allen, die wir die Niederlage nie anerkannt haben.

"Meine schöne Hertha", rief ich aus, unfähig, meinen Blick von ihr abzuwenden. Und ich fügte in meinem Herzen, aber ohne sie auszusprechen, genau die Worte hinzu, die ich an sie gerichtet hatte, als wir uns das letzte Mal heimlich getroffen hatten, am Vorabend meiner Entlassung: "Mein lebendiges Deutschland!...“

Sie stellte mir die beiden Männer vor — und einen dritten, der im Hintergrund stand und den ich nicht bemerkt hatte: "Longin B. — wir nennen ihn 'Leo' — ehemaliger *Oberscharführer* S.S., vor zehn Tagen zusammen mit mir aus Werl entlassen: Heinz G., ein weiterer S.S.-Kamerad, letztes Jahr aus Werl entlassen; Erich X., lange Jahre Gefangener der Russen." Und sie stellte mich den beiden vor: "Das ist unser 'Muki', von dem ich dir schon die Geschichte erzählt habe", sagte sie. Und sie stellte unsere Genossin Anni vor. (In Werl wurden wir bei unseren Nachnamen genannt. Mein Nachname — Mukherji — wurde im Mund des Gefängnispersonals und meiner Kameraden zu "Muki", "Mukchen" usw....)

Die drei Männer reichten uns die Hand. Leo B., der Große, den Anni schon im Eisenbahnwagen gesehen hatte, klopfte mir auf die Schulter und sagte mit einem glücklichen Lächeln: "Ich bin sehr, *sehr* froh, Sie endlich kennenzulernen; Hertha hat uns allen so viel von Ihnen erzählt!" Währenddessen fügte Hertha, zu mir gewandt, hinzu: "Hier kannst du frei sprechen, wir sind unter uns."

Oh, mich nach diesen drei Jahren der Trennung wieder unter Menschen meines eigenen Glaubens, meiner eigenen Ideale zu fühlen! Nach all den Anfeindungen und dem Schwachsinn, dem ich im Ausland begegnet war, frei — und intelligent — mit echten Nationalsozialisten sprechen zu können! Wieder dachte ich an meine eigenen Worte an meine Mutter (die gegen uns ist): "Sie, — meine Kameraden; meine Vorgesetzten; die echten Anhänger Adolf Hitlers — sind meine wahre und einzige Familie." Und ich blickte mit bewundernden Augen zu meinen Gefährten auf.

Ein Auto wartete auf uns. Erich, der fahren sollte, saß vorne. Die beiden SS-Männer versuchten, sich an seine Seite zu quetschen, konnten es aber nicht:

Leo B. war mit seinen fast zwei Metern Körpergröße sehr groß, und Heinz war nicht gerade dünn. Wir lachten.

"Komm!", rief Hertha schließlich zu Leo. "Lass Heinz hinten bei uns sitzen. Siehst du nicht, dass du den ganzen Platz für dich brauchst?"

"Als ob vier hinten sitzen können, wenn *du* einer von ihnen bist, du Fettsack", erwiderte er. "Und Heinz ist kaum kleiner als ich; und Anni...“

"Muki ist das Federgewicht unter uns, ich nehme sie auf meinen Schoß", antwortete Hertha. "Komm Heinz; und setz dich zwischen Anni und mich!"

Und so fuhren wir mit Vollgas durch die ruhigen Straßen des Städtchens und dann über eine schöne Landstraße zwischen Büschen und Blumenwiesen.

"Ich bringe dich in ein nettes kleines Café, wo wir allein sein werden — und frei. Ich kenne den Besitzer", sagte Erich.

"Wunderbar!", rief Hertha.

"Es ist wirklich schön, dass du wieder so gut aussiehst", sagte Anni.

"Mir geht es nicht so gut, wie ich aussehe", antwortete Hertha, "meine Nerven sind in einem schlechten Zustand, sagt der Arzt. Und was auf den ersten Blick als "Fett" in meinem Körper erscheint, ist nichts anderes als Wassereinlagerungen; das Ergebnis von acht Jahren Gefängnisdiät."

"Es ist eine Freude, Sie frei zu sehen, und so fest wie immer in unserem glorreichen nationalsozialistischen Glauben".

"Stärker und kompromissloser als je zuvor! Wir sind bereit, neu anzufangen, unsere toten Kameraden zu rächen und diesen Schweinen alles heimzuzahlen, was wir erlitten haben", sagte Leo, drehte sich um und drückte mir die Hand als Zeichen herzlicher Zustimmung.

"Stimmt genau! Und wir fangen wieder an!", rief Heinz an meiner Seite.

Ich schloss für zwei oder drei Sekunden die Augen und erinnerte mich... an eine Szene, die mir in den dunkelsten Tagen beschrieben worden war: eine lange Reihe von schneebedeckten Viehwaggons, die 1945 durch den Saarbrücker Bahnhof rollten, vollgepackt mit SS-Männern auf dem Weg in die Kammern der Hölle — in verschiedene Anti-Nazi-Vernichtungslager im besetzten Deutschland. Und aus diesen kalten, feuchten, schmutzigen Waggons, in denen die Männer Gott allein weiß wie lange gestanden hatten, ohne Essen oder Schlaf — oder Wasser — erklang das Lied der Unbesiegten: "Wenn alle untreu werden, bleiben wir treu...“Ich hatte nie an diese Episode gedacht, ohne zu erschaudern... Nun blickte ich auf den ehemaligen Gefangenen in Russland und auf die beiden SS-Männer an meiner Seite und auf meine beiden Freundinnen Hertha und Anni, alle so voller Energie und Glauben *nach* und *trotz* dieser langen Jahre im Gefängnis... Sie waren diejenigen, die die Prüfung siegreich bestanden hatten; das "Gold im Ofen". Ihre ausgelassene Fröhlichkeit, ihr Trotz, ihre Kampfbereitschaft — für mich so erfrischend — verlängerten ununterbrochen das Lied der SS-Männer von 1945 auf ihrem Weg in Hunger, Folter und Tod... Sie waren das unbesiegbare Deutschland, sie waren der Keim der neuen, sich fest verwurzelnden

nationalsozialistischen Zivilisation, für Jahrhunderte... Ich streckte meine Arme aus, als ob. Ich wollte sie alle fünf umarmen — und darüber hinaus die ganze heldenhafte Legion meiner Glaubensbrüder — und stimmte lächelnd das Lied der SS-Männer an, die triumphale Hymne, die 1945 den Wagen des Todes entstiegen war und den Mächten der Finsternis getrotzt hatte: *Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu*...

Die anderen schlossen sich mir an. Leo drehte sich um und sah mich eine Sekunde lang mit strahlendem Gesicht an, während er weiter sang. Das Auto rollte weiter...

Entlang der sonnenbeschienenen Landstraße erklang in der Pracht des Frühlings das Lied der Eisenmänner: ein Echo der letzten großen Jahre und ein Zauber, der den Anbruch der kommenden großen Jahre vorwegnimmt.

Das kleine Café war schön — und einsam. Ich saß zwischen Hertha und Anni, gegenüber den drei Männern.

"Was darf es sein?" fragte mich Hertha. "Ein Glas Bier?"

"Ich würde eine Tasse Kaffee vorziehen."

"Du und dein Kaffee! Trinken Sie ein Glas Bier, Bier ist deutsch, Kaffee nicht."

Ich lächelte. "Meine Hertha!" rief ich aus und legte meine Arme um ihren Hals — wie an jenem unvergesslichen Tag, an dem sie zum ersten Mal in meine Zelle gekommen war — "es gibt niemanden wie dich, der das Argument findet, das mich überzeugen wird! Ich werde ein Glas Bier trinken."

"Sechs Bier!", befahl Heinz.

"Nun sag mir, wie es in Werl aussieht, wie viele von uns sind noch dort?", fragte ich.

"Siebenundneunzig Männer, soweit ich weiß", antwortete Leo.

"Und fünf Frauen", fügte Hertha hinzu: "Frau B., Frau G., Ella S., Gretel R., Marta D. Andererseits ist der Ort voll von politischen Gefangenen einer ganz anderen Art: Kommunisten, die meist wegen Spionage für Russland angeklagt sind. Sie wurden alle in den A-Trakt gepfercht und sind vom Rest des Gefängnisses völlig abgeschnitten. Und (so wurde mir gesagt) sie werden oft langen Kreuzverhören unterzogen, gelegentlich auch mit Hilfe von Folter. Der gegenwärtige Gouverneur des Gefängnisses, Meech — ein weitaus schlimmerer Typ als Vickers, den Sie kannten, es je war — hatte die Frechheit zu fragen, ob jemand von uns bereit wäre, den Engländern bei diesem üblen Geschäft zu "helfen", im Austausch für besseres Essen und ein paar Zigaretten pro Woche. Frau S., die *Oberwachmeisterin*, wurde gebeten, mir den Vorschlag zu übermitteln, den ich mit Verachtung ablehnte. Warum sollte ausgerechnet *ich* den Engländern bei der Unterdrückung ihrer ehemaligen "galanten Verbündeten", den Kommunisten, helfen, nachdem sich England uns, den natürlichen Feinden des

Kommunismus, gegenüber so widerwärtig verhalten hat? Und diese Frauen, die ins Kreuzverhör genommen werden, sind deutsche Frauen, was auch immer ihre Ansichten sein mögen. Warum sollte ich der ausländischen Besatzung helfen, ihnen zu schaden, um ein Regime zu verteidigen, das wir verabscheuen? Zwischen der parlamentarischen Demokratie westlicher Prägung und dem Kommunismus — den beiden modernen Formen jüdischer Herrschaft — gibt es nichts zu wählen.

"Ich bin froh, dass du dich geweigert hast, dem Feind zu helfen. Und ich bin froh, dich so reden zu hören."

"Diese Bastarde würden uns jetzt gerne auf ihrer Seite haben", fügte Heinz hinzu. "Aber ich fürchte, es ist zu spät, sie haben den Bus verpasst."

"Sollen sie doch erst einmal all diejenigen von uns freilassen, die sie noch hinter Gittern halten", sagte Leo. "In der Männerabteilung in Werl sind, wie ich dir sagte, siebenundneunzig von uns, die noch darauf warten, herauszukommen — und die Großen, wie General Meyer, du weißt schon: 'Panzer-Meyer'. . Und wie viele mehr in Wittlich und in Landsberg, ganz zu schweigen von den Gefängnissen in Frankreich und Holland und anderen Ländern der sogenannten 'freien' Welt, die wir jetzt 'gegen den Bolschewismus' verteidigen sollen?"

"Mehrere Hundert in Landsberg, wie es scheint", erklärte Hertha, "Hans F. hat das vorgestern gesagt. Und er wurde erst vor ein paar Monaten von dort entlassen."

"In Frankreich, wo ich, wie Sie wissen, bis zum letzten Jahr war, werden immer noch Deutsche zum Tode verurteilt, weil sie ihre Pflicht getan haben. Am 3. März 1950 hat das Militärgericht von Lyon von dreizehn SS-Männern, die wegen der üblichen 'Kriegsverbrechen' angeklagt waren — Erschießen von *Partisanen* im Krieg usw... — verurteilt das Militärgericht von Lyon acht zum Tode. Der Pariser Anwalt Ditte, der Kaeniast, einen der Angeklagten, verteidigte, war selbst empört über die Art und Weise, wie über sie geurteilt wurde. "Das ist keine Gerechtigkeit, sondern Hass", erklärte er und fasste in wenigen Worten die gesamte Haltung der französischen Gerichte, ja des französischen Volkes gegenüber unseren Genossen und dem nationalsozialistischen Deutschland insgesamt zusammen. (Bericht in der Lyoner Zeitung *Le Progrès* zur Zeit des Prozesses.) Seitdem haben viele weitere "Kriegsverbrecher"-Prozesse stattgefunden. An einen erinnere ich mich besonders gut, denn Herr Claps, ein Rechtsanwalt, dessen Frau mit mir an der Universität studiert hat, plädierte für den Hauptangeklagten, einen Offizier namens Eckert. Dieser wurde zum Tode verurteilt, obwohl der Anwalt eindringlich auf die Ungerechtigkeit aller "Kriegsverbrecher"-Prozesse hinwies. Und nun, wieder — nun, im Jahr 1953! — begann am 12. Januar vor dem Militärgericht von Bordeaux der Prozess gegen zweiundzwanzig SS-Männer, die angeklagt waren, 1944 an den Repressalien in Oradour teilgenommen zu haben... Von den zweiundzwanzig waren acht, oder besser gesagt neun, Deutsche. (Ich sage 'neun', denn der Elsässer Boos, der so kühn seine

Zugehörigkeit zu Deutschland und seinen Glauben an Adolf Hitler bis zum Schluss verkündet hat, verdient es, als Deutscher bezeichnet zu werden.) Zwei — Boos und Lenz — wurden zum Tode verurteilt, sechs zu langen Zuchthausstrafen, einer wurde freigesprochen: er hatte offensichtlich keinen Anteil an den Repressalien...“

Hertha unterbrach mich. "Ja", sagte sie, "ich habe ihn getroffen. Er ist bei uns im Fischerhof — dem Genesungsheim. Sein Name ist Degenhat...“

Ich traute meinen Ohren kaum. "Was, Degenhat vom Oradour-Prozess, *hier*? Und ich kann ihn sehen?"

"Sie werden ihn heute Nachmittag sehen. Ich werde Sie ihm vorstellen. "Ich muss ihn über den Prozess befragen... Aber sag mir: Wie sieht er aus?"

"Ein blonder junger Mann mit nachdenklichen blauen Augen — sehr jung; sehr ruhig; und harmlos wie ein Lamm. Er spricht fast gar nicht...“

"Armer Junge! Ich kann mir vorstellen, was er in diesen acht langen Jahren unter den Händen dieser Bestien gelitten haben muss", sagte ich. "Übrigens: Wissen Sie, *warum* es in Oradour Repressalien gab — warum es Repressalien geben musste? Die meisten Leute wissen es nicht. Aber drei Personen, von denen zwei Franzosen waren, haben es mir 1946 erzählt. Es war eines der ersten Dinge, die ich bei meiner Rückkehr nach Europa hörte. Es scheint, dass die "Helden" der französischen Résistance zwölf deutsche Offiziere gefangen genommen, gefesselt und in einer riesigen Weinpresse zu Tode gepresst haben... Und noch etwas, was mir ein Franzose letztes Jahr erzählte: Es scheint, dass sie auch drei SS-Männer ergriffen, sie an den Füßen an einen Lastwagen banden und sie, nachdem sie sie einige Kilometer über die Straße geschleift hatten, vor einer Metzgerei im oder in der Nähe des Dorfes an Krummstäben aufhängten, die sie sich unter dem Kinn durch das Fleisch stachen. Mir wurde gesagt, dass sie noch lebten, als Männer der SS-Division *Dais Reich vorbeikamen* und sie sahen. Wer hätte das Dorf nach solchen Gräueln *nicht* niedergebrannt?"

"Stimmt genau! Und wir waren in Sachen Repressalien nicht rücksichtslos genug, wenn Sie mich fragen", fügte Heinz hinzu.

So unterhielten wir uns, bis es Mittag wurde — Zeit für Hertha und Leo, zurück in das Erholungsheim zu gehen, in das sie nach ihrer Entlassung aus Werl verlegt worden waren. Heinz zeigte uns einige Fotos vom Gefängnis und einige Bilder, die er selbst in ein "Erinnerungsbuch" gezeichnet hatte, in das er und andere Häftlinge bei verschiedenen Gelegenheiten geschrieben hatten. Hertha verglich den heutigen Gouverneur in Werl, — Meech — mit Oberst Vickers, der zu meiner Zeit für uns zuständig war — sehr zum Nachteil des Ersteren. Anni erzählte von Ilse F., einem anderen Opfer des Belsen-Prozesses, das zur gleichen Zeit wie sie entlassen wurde. Ilses Gesundheit war durch die besonders grausame Behandlung, die sie 1945 durch die Briten erfahren hatte, für ihr Leben zerstört worden. Ich sprach von der Ewigkeit der nationalsozialistischen *Weltanschauung* und von der kommenden Rache Deutschlands. Erich, der sehr wenig sprach,

erklärte jedoch, dass sich auf lange Sicht nichts unserer Wahrheit in den Weg stellen kann, und "dass er hofft, dass das russische Volk selbst eines Tages den Marxismus ablehnt und ihn anerkennt.

Endlich saßen wir alle wieder im Auto, und Erich fuhr uns auf einer schönen Straße durch den Wald zum Genesungsheim "Fischerhof".

"Ihr bleibt doch bis morgen bei uns, Muki und Anni, oder?", sagte Hertha, als wir uns dem Haus näherten. "Es gibt genug Platz. Ich werde mit der behandelnden Ärztin sprechen. Und sie wird sicher einverstanden sein."

"Es tut mir leid, ich kann nicht. Ich muss morgen früh zur Arbeit", antwortete Anni, die sich seit ihrer Entlassung eine Stelle in einer Fabrik gesichert hatte.

"Schade! Es ist wirklich schade. Aber du wirst doch bleiben, nicht wahr, Muki? Heute Nachmittag geben wir eine Party, um unsere glückliche Rückkehr in die Freiheit zu feiern (es gibt noch mehr von uns in diesem Haus, wie du bald sehen wirst). Ich werde dir unseren Freund Hans F. vorstellen, einen Mann, der dir gefallen wird — ein ehemaliger *Sturmführer* S.S., der vor kurzem aus Landsberg entlassen wurde. Sie *müssen* ihn sehen!"

"Ich werde bleiben", antwortete ich, von Freude überwältigt. Und ich konnte nicht umhin, hinzuzufügen, als mir plötzlich eine Szene aus der Vergangenheit in den Sinn kam: "Erinnerst du dich, meine Hertha, wie deprimiert du einmal in Werl warst und wie du weinend in meiner Zelle standest und mich gefragt hast: 'Wie lange, wie lange wird dieses Leben hinter Gittern noch dauern?' Und ich sagte dir: 'Das geht vorbei wie ein böser Traum. Eines *Tages wirst du frei sein*. Eines Tages werden du und ich und andere unserer Kameraden ungehindert miteinander reden können! Habe ich das nicht gesagt? Seht, der Tag ist gekommen! Und es werden noch größere Tage kommen. Oh, ich bin glücklich!"

Ich *war* in der Tat glücklich.

Der Tag verging, ohne dass ich es bemerkte: das Mittagessen mit Hertha und Leo (während Anni an einem anderen Tisch saß, weil es keinen Platz gab); der Kaffee in einem gemütlichen kleinen Raum neben dem Speisesaal; mein Gespräch mit neuen Kameraden; dann die Party im Café und die Fahrt zum Bahnhof — um Anni zu verabschieden — und die Rückkehr durch den Wald, die sich wie Szenen einer Kinovorstellung aneinanderreihten. Und der zweite Tag brach an — und verging: eine flüchtige Erfahrung der Welt, in der ich all die Jahre so gern gelebt hätte; der Welt, zu der ich wirklich gehöre: *in* Europa, zweifellos, und "einer europäischen Welt" im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber innerlich weiter entfernt vom traditionellen christlichen Europa und ihm fremder als alle Kreise, mit denen ich in Indien in Berührung gekommen war (mit ein oder zwei

Ausnahmen); von der Welt der ersten modernen Arier, die als Arier denken und fühlen.

Ich kann Herthas Einführungen nie vergessen: "Hans F., *Sturmführer* S.S., soeben aus Landsberg entlassen; Lydia V., von den Franzosen zum Tode verurteilt und soeben aus Fresnes entlassen; Leo B., von den Briten zum Tode verurteilt und zur gleichen Zeit wie ich aus Werl entlassen, d.h., am vorletzten Donnerstag; Anni H., eine von uns aus dem Belsen-Prozess, 1951 aus Werl entlassen; unsere 'Muki', vor drei Jahren aus Werl entlassen, Autorin von *Gold im Ofen* — Hilfe zum *Trotz* — unsere Geschichte — und... Sie kennen mich, Hertha E., ehemalige Aufseherin in Belsen...“

Ich erinnerte mich an die Worte, die General Ramke in Verden vor etwa fünftausend SS-Männern gesprochen hatte: "Eines Tages werden die schwarzen Listen Ehrenlisten sein...“ Und ich war glücklich. Wir sind schon — und wir fühlen uns schon — eine Legion der Ehre. Aber wie klein fühlte ich mich in der Mitte, an der Seite der eisernen Männer, die nicht nur Monate, sondern *Jahre* im Gefängnis verbracht hatten und herauskamen, treu wie eh und je, lebendig für unseren Führer und für unsere Ideale! Ich konnte nicht umhin zu sagen: "Es ist nicht meine Schuld, wenn die Briten mich freilassen, bevor ich meine Strafe abgesessen habe. Ich war — weiß Gott! — freimütig und mutig genug vor meinen Richtern. Aber anscheinend sind alle Demokraten Dummköpfe...“

"Das *sind* sie, ganz bestimmt!" rief Hans F. gut gelaunt. Nehmen Sie zum Beispiel meinen Fall. Sie haben mich zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt für Dinge, die ich nie getan habe, und sie haben mit keinem Wort erwähnt, was ich wirklich getan habe, aus dem einfachen Grund, weil sie nichts davon wissen."

"Sie scheinen nichts von *meinen* wirklichen Aktivitäten in Indien während des Krieges zu wissen", sagte ich. "Eines Tages, wenn wir frei und mächtig sind — und sie machtlos. werde ich es ihnen erzählen. Es wird mich amüsieren, ihre Gesichter zu sehen...“

Wir haben gelacht. Dann begannen wir über unsere Nachkriegserfahrungen mit unseren Verfolgern zu sprechen. Lydia V. erzählte uns etwas über ihren Prozess in Frankreich, wo sie während des Krieges als Dolmetscherin gedient hatte. Ihr wurde vorgeworfen, — indirekt — zur Hinrichtung mehrerer Personen beigetragen zu haben, die der französischen *Résistance* angehörten. "("Wenn Sie Frankreich kennen", fügte sie hinzu und wandte sich mir zu, "können Sie sich gut vorstellen, wie ein Prozess gegen Kriegsverbrecher in diesem Land im Jahr 1945 aussah.) Trotzdem gelang es mir, einen Satz zu sagen. Ich sagte 'ihnen', dass ich meine Pflicht als Deutscher getan hätte und dass es mir leid täte — sehr leid. dass ich nicht *mehr* getan hätte."

"Und was haben 'die' dazu gesagt?"

"Nichts. Sie haben mich zum Tode verurteilt, was nach einiger Zeit in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt wurde.

"Und wie haben 'sie' Sie und die anderen deutschen Gefangenen behandelt?"

"Eine Schande", antwortete Lydia. "Ich selbst war tatsächlich wochenlang in Ketten. Und ich war nicht die Einzige. Dann steckten sie uns in einen großen Raum, der gleichzeitig Schlafsaal, Arbeitsraum und Speisesaal war, zusammen mit den gewöhnlichen Verbrechern. Über zweihundert Frauen mussten in diesem Raum leben: fünfundzwanzig oder dreißig von uns, die so genannten "Kriegsverbrecherinnen", und — der Rest — Diebe und Mörderinnen. Können Sie sich vorstellen, wie unser Leben war, Tag und Nacht an diesem Ort, ohne jede Privatsphäre und ohne etwas zu lesen, *jahrelang*? Kannst du dir vorstellen, was für ein Haufen grober und meist entwürdigender Frauentypen wir waren, mit denen wir ständig in Kontakt waren — einige sangen, einige stritten, einige erzählten schmutzige Geschichten,... einige benutzten die Eimer? Und wie viele von ihnen uns beschimpften, weil wir Nazis waren? (*Sie* waren in der französischen *Résistance* gewesen, die meisten von ihnen!) Tausendmal wünschte ich *mir,* getötet zu werden... Dann, irgendwann Anfang letzten Jahres, erfuhr ich, dass meine Strafe auf zwanzig Jahre umgewandelt worden war. Aber 'zwanzig Jahre' klingt nicht besser als fünfzig, wenn man in einer solchen Hölle lebt. Die 'gute Nachricht' ließ mich gleichgültig. Ich betete nur, dass ich nicht bis zum Ende meiner Strafe leben möge. Dann, eines Tages — vor einem Monat — wurde ich wieder angerufen und mir wurde gesagt, dass ich sofort entlassen würde; dass ich meine wenigen Sachen packen und gehen könnte... noch einmal in die Welt der Freien; zurück nach Deutschland — nach Hause! Ich wurde ohnmächtig."

"Das kann ich Ihnen glauben", sagte ich.

Mit der ganzen Lebendigkeit meiner Vorstellungskraft malte ich mir diese langen, trostlosen Jahre aus, in denen ich von Stunde zu Stunde gereizt und gedemütigt wurde und gelegentlich verzweifelt war; diese Jahre der Hölle, wie Lydia sie selbst beschrieben hatte. Und ich fügte hinzu: "Möge *mir* eines Tages die Macht und die Gelegenheit gegeben werden, dich zu rächen!"

Hans F. spricht von Landsberg, wo über tausend Männer inhaftiert — und über dreihundert gehängt — wurden, weil sie ihre Pflicht bis zum Ende erfüllt hatten. Er spricht von der Furchtlosigkeit und Gelassenheit der Märtyrer, die glücklich waren, für Deutschland und die arische Sache zu sterben, weil sie wussten, dass sie im Recht waren und dass die Geschichte ihre Taten rechtfertigen und die Richtigkeit der nationalsozialistischen Prinzipien beweisen würde. Er sprach von den Juden als von denen, die hinter all den Qualen standen, die unseren Kameraden zugefügt wurden, und davor hinter der übelsten Propaganda gegen Deutschland und der ganzen Politik Englands, die den Zweiten Weltkrieg unvermeidlich gemacht hatte.

"Ganz recht!" rief ich aus. "Ganz recht! Wie gut erinnere ich mich an diese weltweite Kampagne der Lügen! Sie hatte ihre Vertreter — und auch ihre Auswirkungen — in Indien, wo ich war. Aber lassen Sie mich hier wiederholen,

was ich im Laufe meines Lebens schon so oft betont habe; lassen Sie es mich noch einmal betonen, auch wenn es langweilig klingen mag: Was *ich* den Juden in *erster Linie* vorwerfe, ist das Christentum, ihre älteste und erfolgreichste Erfindung, um die arische Rasse zu entmannen. Wäre die ganze Welt, einschließlich der nichtchristlichen Länder wie Indien, nicht seit Hunderten von Jahren mit dem Christentum durchtränkt worden; ich meine, wären die christlichen *Werte* — die "Würde" jedes zweibeinigen Säugetiers, gleich welcher Form oder Farbe; das "Recht" jeder Sorte zweibeiniger Säugetiere auf Leben und Gedeihen und anderes solches Zeug — nicht von praktisch *der ganzen* Menschheit (außer uns und vielleicht unseren Verbündeten, den Japanern) als Grundlage einer universellen Ethik akzeptiert worden, hätte die jüdische Kampagne der Anschuldigungen gegen uns keine Antwort gefunden. Mein ganzes Leben lang habe ich mit Zähnen und Klauen gegen diese christlichen Werte gekämpft (Gott sei Dank war ich selbst, durch die Gnade der Natur, frei von ihrem Einfluss). Und was ich liebe, was ich am Dritten Reich verehre, ist die Tatsache, dass es endlich eine Elite — die SS — hervorgebracht hat, die sich auch im Namen der natürlichen, ewigen Werte von Blut und Boden und des arischen Stolzes gegen sie erhoben hat. Ehre sei der SS, der frühen Vorhut des regenerierten Aryandoms meiner Träume! Möge ich eines Tages sehen, wie ihre überlebenden Veteranen die Macht ergreifen und die Erde beherrschen!"

"Unser 'Muki'! Es ist eine Freude, dich zehn Tage nach deiner Entlassung sprechen zu hören", sagte Leo, legte mir in einer Geste der Kameradschaft seine starke Hand auf die Schulter und sah mich mit einem glücklichen Lächeln an.

Hans F. betrachtete mich ernsthaft, als ob seine harten blauen Augen in meinen die Geschichte eines Lebens lesen würden, das unserer Idee gewidmet war.

"Sie haben die richtige Sicht der Dinge, die auch die unsere ist", sagte er schließlich, "die Sicht jener wenigen Männer, die den tieferen Sinn unseres Kampfes gegen das Judentum verstanden und die unser Handeln inspiriert und geleitet haben. *Wir* sind, wie Sie sagen, frei von dem Einfluß der verlogenen Lehre, die unserem deutschen Lande vor über tausend Jahren durch Feuer und Schwert aufgezwungen wurde — der Lehre von der 'Sanftmut', ja! — der schamloseste Schwindel, den es je gab. Auschwitz und Treblinka waren unsere leidenschaftslose Antwort auf diese ständige Schande und ständige Lüge, auf den Willen, uns zu erniedrigen, der seit dem "Kreuzzug" Karls des Großen gegen das heidnische Deutschland unerbittlich am Werk war. Wir haben die Juden nicht *gehasst*. (Wie Sie selbst sagen, wer *hasst schon* Ungeziefer?) Aber wir haben sie systematisch beseitigt — wenn auch leider nicht so gründlich, wie wir es hätten tun sollen. weil wir wussten, welche Gefahr sie als Kollektiv in allen arischen Ländern darstellen. Und wir haben Deutschland und wir haben der arischen Welt gezeigt, wie leicht es ist, gefährliche Menschen loszuwerden, *ohne Hass und ohne*

Reue, wenn man unseren Geist hat, d.h., wie Sie sagen, wenn man frei ist vom Einfluss der christlichen Lüge."

"... Von den Lügen eines jeden menschenbezogenen Glaubens, um genau zu sein", fügte ich hinzu.

Und Hans F. erzählte von den Judentransporten, die er selbst zum Ort des Schicksals begleitet hatte. Und er beschrieb die Tätigkeit der Krematorien und die "großen hellroten Flammen", die aus dem Hauptschornstein hervortraten, wenn neues Brennmaterial in den darunter liegenden Ofen gefüllt wurde. "*Du* hättest diese schönen großen roten Flammen gerne gesehen", sagte er zu mir.

"Hier ist endlich einer, der nicht mehr als eine halbe Stunde braucht, um mich gründlich kennenzulernen", dachte ich, "Gleichgesinnte *spüren* einander, nehme ich an." Und ich erinnerte mich blitzartig an die Tausenden von Dummköpfen, die es gewagt hatten, mir zu sagen, dass ich "sicher aufgehört hätte, Nationalsozialist zu sein", wenn ich "nur Auschwitz gesehen hätte", und fühlte: "Meine Güte, was für eine Erleichterung, unter den eigenen Leuten zu sein!" Und ich wandte mich mit einem Lächeln an den ehemaligen *Sturmführer*:

"Ja, zweifellos", antwortete ich und bezog mich auf das Bild, das er heraufbeschworen hatte, "denn dies war der Purpur des Sonnenuntergangs, der die Dämmerung einer Welt ankündigte, die ich seit Jahren hasse (vielleicht seit Jahrhunderten, wenn der Glaube an aufeinanderfolgende Geburten richtig ist) und die ich mit all meiner Kraft zu töten versucht habe. Wie andere Flammen, die von Insel zu Insel in der Ägäis entzündet wurden, einst die Zerstörung Trojas ankündigten, so verkündeten diese Flammen der Welt das Ende der jüdisch-christlichen Zivilisation — endlich!"

"Und die Morgendämmerung der unseren", sagte Hans-Georg P., ein hübscher junger Blondschopf mit ausgeprägtem Geschmack für Geschichte und Philosophie — ein perfekter Nationalsozialist, aber zu jung, um ein "Kriegsverbrecher" zu sein. der gerade in unseren Kreis eingetreten war.

"Nein", protestierte ich, "noch nicht! Zwischen Sonnenuntergang und Morgengrauen liegt die Nacht — die lange Nacht der Verfolgung und scheinbaren Vernichtung, die wir jetzt erleben. Unsere Morgendämmerung wird leuchten, wenn neue und mächtigere rote Flammen aus den Schornsteinen von Auschwitz aufsteigen, wenn die Leichen nicht nur von Juden, sondern von Verrätern arischen Blutes — von Sklaven des Judentums aus allen Ländern — ins Feuer geworfen werden. Das ist es, was ich wirklich gerne sehen würde!"

"Du wirst es eines Tages sehen — hoffe ich", antwortete Hans F.

"Übrigens", sagte ich, "es scheint, dass die Demokraten in ihrem Wunsch, den Touristen zu zeigen, wie 'schrecklich' wir waren, Gaskammern in ehemaligen Lagern gebaut haben, in denen es keine gab, und neue an Orten wie Auschwitz hinzugefügt haben... Ist das wahr?"

"Das ist doch genau wie bei denen", lachte Hans F. "Aber sollen sie doch! Das erspart uns beim nächsten Mal den Ärger — und die Kosten — für neue Installationen...“

Doch plötzlich wurde er ernst, ja düster. "Wir haben Juden verbrannt (wenn auch zugegebenermaßen nicht so viele, wie wir hätten verbrennen sollen)", sagte er; "aber *sie waren tot* — alle, schon tot; wer das leugnet, lügt. Während die gutherzigen Alliierten, die uns anklagen, *uns bei lebendigem Leibe* verbrannten: — mehr als drei Millionen Zivilisten — mit ihren Phosphorbomben. Schande über ihre Heuchelei!"

Wir sprachen über die Zukunft und ihre Möglichkeiten.

"Werde ich ihn jemals sehen, den ich nie die Freude hatte zu begrüßen: unseren Führer?", fragte ich. "Lebt er wirklich?"

"Ja", antwortete Lydia V. "Dessen bin ich mir sicher. Und diese Gewissheit hat mich durch diese schrecklichen Jahre getragen — zur Zeit der Katastrophe und danach."

"Andererseits habe ich mit in Argentinien lebenden Genossen gesprochen, die mir definitiv gesagt haben, dass er tot ist", so Hans-Georg P. "Wir sollten den Mut haben, uns der Tatsache zu stellen, so bitter sie auch sein mag."

"Ich kann Ihnen sagen: Wir sind entschlossen, den Kampf fortzuführen, mit allen Mitteln, die den heutigen Notwendigkeiten, die sich von denen der Vergangenheit unterscheiden, am besten entsprechen. Unsere Taktik kann sich ändern — muss sich sogar ändern — je nach der neuen Situation, die sich uns nach all diesen Jahren bietet. Aber unsere Prinzipien bleiben dieselben, *sie sind ewig*: Es sind die Prinzipien, die in *Mein Kampf* für alle Zeiten niedergelegt sind. Und wir werden siegen, früher oder später, weil wir fanatisch von einem Glauben beseelt sind, der sich auf objektive Wahrheit gründet, während die Kommunisten einen Glauben haben, der auf einer Illusion beruht (die den Test der Zeit nicht bestehen wird), und die Demokraten westlicher Prägung einfach überhaupt keinen Glauben haben. Ihr Christentum? Ein Bündel von Vorurteilen, nicht eine Quelle lebendiger Inspiration. Sie können ihm nicht die Begeisterung, die Intoleranz und die Kraft der Jugend zurückgeben."

"Ich bin in meinem Leben zwei echten Christen begegnet", sagte ich: "Der eine ist ein Neger, der 1946 in London in meinem Beisein erklärte, die Alliierten sollten alle sogenannten 'Kriegsverbrecher' freilassen, gemäß dem Gebot Christi 'Liebe deine Feinde und tue Gutes denen, die dich hassen'; die andere ist eine Französin, eine frühere Schulkameradin von mir, die, obwohl sie weiß, dass ich ein Feind von allem bin, wofür sie steht, sich dennoch um Nachhilfe für mich bemühte, — mir half, Geld zu verdienen und Geschenke an meine deutschen Kameraden zu schicken, und teure Luftpostsendungen von Druckfahnen an denjenigen, der damals meine Bücher im fernen Indien verlegte — solange ich in Frankreich war. Und wissen Sie, was ausgerechnet diese Frau mir einmal gesagt hat? Sie erklärte — am 6. Dezember 1950, ich erinnere mich an das Datum. dass

sie froh wäre, wenn ihre Glaubensgenossen Jesus Christus nur halb so sehr lieben würden wie ich Adolf Hitler...!"

"Schmeichelhaft für uns", bemerkte Hertha.

"Und ermutigend", sagte Hans F.

Den ganzen nächsten Tag verbrachte ich in Gesprächen mit Kameraden, insbesondere mit Lydia V. und mit dem jungen Mann vom Oradour-Prozess. Letzteren fragte ich, ob die Schrecken, die man mir erzählt hatte, wahr seien.

"Nur zu wahr", antwortete er.

"Und warum haben Sie diese Tatsachen in Ihrem Prozess nicht erwähnt?", fragte ich. "Warum hat keiner von Ihnen oder Ihren Anwälten ein Wort darüber verloren?"

"Wir durften weder direkt noch indirekt auf sie anspielen", antwortete der ehemalige SS-Soldat. "Man sagte uns unverblümt, dass wir damit nur die Möglichkeit, unser Leben zu retten, beeinträchtigen würden. Diejenigen, die wussten, dass sie keine Chance hatten, ihr Leben zu retten — und denen es egal war — (wie Boos) sprachen nicht, weil sie fürchteten, dass ihre Kühnheit bestraft *werden* würde."

"Demokratische Gerechtigkeit", sagte ich bitter. "Oh, wann wird der Tag der Abrechnung kommen? Ich hätte die Frau, die mir von der Gräueltat in der Kelterei erzählt hatte, gedrängt, selbst vor dem Militärgericht von Bordeaux darüber zu sprechen. Leider war sie bereits 1947 oder 1948 verstorben. Ihr Name war L.L. und sie lebte in Nevers. (Ich habe die vollständige Adresse der Frau angegeben.)

Lydia V. erschrak und starrte mich erstaunt an. "Woher kennst *du* diese Frau?", fragte sie mich.

"Ich kenne sie nicht. Ich bin ihr vielleicht zehnmal in meinem Leben begegnet", sagte ich. "Ich hatte den Eindruck, dass sie mehr oder weniger auf unserer Seite war."

"Sie war auf *keiner* Seite und arbeitete während des Krieges sowohl für uns als auch für unsere Feinde. Und sie hat von beiden Geld genommen", betont Lydia.

"Sind Sie sicher, ganz sicher, dass es dieselbe Frau ist?", fragte ich. Ich war völlig verblüfft; — sprachlos.

"Das kann nur sie sein... Der gleiche Name, die gleiche Adresse... Ich erinnere mich so gut an sie!"

"Nun", sagte ich, "sie muss von den Heldentaten ihrer Freunde gewusst haben, wenn sie, wie du sagst, auch in der *Résistance* war... Aber Gott, wie klein die Welt ist! Und die Wahrheit wird früher oder später ans Licht kommen..."

Nach dem Abendessen begleitete mich Hertha zum Bahnhof. Arm in Arm sind wir durch den Wald nach Uelzen gelaufen. Unterwegs haben wir das Horst-Wessel-Lied gesungen.

"Oh, ich bin glücklich", sagte ich, als die letzten Töne der siegreichen Melodie in die duftende Ruhe des Abends verklungen waren. "Ich bin glücklich, dass ich durch dich mit einigen unserer Kameraden in Kontakt gekommen bin. Ich würde mein Leben für jeden von ihnen geben. Ich liebe 'ihn' in ihnen, und sie in 'ihm'."

Wir hielten für ein oder zwei Minuten inne. "Und ich liebe dich", fuhr ich fort. "Ich bewundere dich. Ich wollte dir etwas schenken, als Erinnerung an deine Freilassung. Ich bin zu arm, um etwas Wertvolles zu kaufen, und sei es nur eine Schachtel Pralinen. Aber ich habe das hier..." Und ich löste die goldene Kette, die ich um meinen Hals trug — meine letzte Kette — und legte sie ihr um.

"Ich war in Kalkutta — in Sicherheit, obwohl mein Leben damals eine lange seelische Qual war — während du gezwungen warst, unter der Bedrohung durch britische Bajonette Leichen zu begraben und mit den Händen Dreck aufzusammeln. Und du warst acht Jahre im Gefängnis, um *meiner* Ideale willen,... während ich... weniger als acht Monate dort war. Du hast das besser verdient als ich."

"Aber... 'Muki',... wie kann ich das?"

"Nimm es", beharrte ich, "ich schenke es dir von ganzem Herzen. Es ist indisches Gold. Behalte es zum Andenken an Rue, dich, die Verkörperung jener überlegenen arischen Menschheit, in deren Namen und Interesse ich in Indien meinen einsamen Kampf gegen alle Bekenntnisse zur Rassengleichheit geführt habe. Und lasst uns hier auseinandergehen, denn wir können uns nicht am Bahnhof begrüßen, wie wir wollen."

Sie ließ ihr Gesicht auf meiner Schulter ruhen und küsste mich, wie an dem Tag, als wir uns in meiner Zelle in Werl zum ersten Mal begegnet waren. Dann hob sie den rechten Arm und sprach die heiligen Silben aus — jetzt wie *damals*, jetzt wie vor langer Zeit, jetzt wie in den kommenden Tagen: "Heil Hitler!"

"Heil Hitler!", wiederholte ich.

Uelzen, 30. Mai 1953

Einige Tage später trafen wir uns wieder: Der *Heimkehrerverband* gab in Uelzen ein Tanzfest, und wir waren alle eingeladen.

Hans und Hertha begrüßten mich begeistert am Eingang des Fischerhofs und führten mich in das Zimmer, in dem sie gerade Kaffee tranken. "Komm, komm, Muki, wir haben eine gute Nachricht für dich, eine ausgezeichnete Nachricht: wir — oder vielmehr, wie du sagst, die himmlischen Mächte durch *uns*

— haben eine Lösung für deine finanziellen Schwierigkeiten gefunden, und du kannst in Deutschland bleiben, solange du willst... Aber trinken Sie erst einmal eine Tasse Kaffee. Danach werden wir es Ihnen erzählen."

Tränen stiegen mir in die Augen. Ich konnte es kaum glauben, und doch wusste ich, dass es wahr war. Es war ein Detail in den Abläufen jenes gewaltigen Schicksals, mit dem ich das meine verknüpft hatte: das Schicksal des Großen Reiches, dem ich so sehr zu dienen wünschte. Es war die Antwort der Herren des Unsichtbaren Reiches auf mein tägliches Gebet: "Schicke mich *oder behalte mich*, wo immer ich bin, um der heiligen nationalsozialistischen Sache am nützlichsten zu sein!" Offenbar sollte ich — vorläufig — hier, bei meinen Glaubensbrüdern, nützlich sein.

Ich setzte mich an den Tisch, Hans-Georg P., Herr K. (den ich bei meinem ersten Besuch auf dem Fischerhof kennengelernt hatte), Edith — Herthas Zimmergenossin; ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, kürzlich aus einem russischen Sklavenarbeitslager entlassen, wo sie acht Jahre verbracht hatte — Lydia, alle begrüßten mich wieder. Aber Leo konnte ich nicht sehen. "Wo ist er?", erkundigte ich mich.

"Oben, in seinem Zimmer, grübelt", antwortete Hans F. streng. "Er hat eine ordentliche Standpauke von mir bekommen und darf nicht mit uns zusammensitzen...“

"Oh, warum?", fragte ich, aufrichtig betrübt über den Tonfall unseres Kameraden, nicht weniger als über die Tatsache, dass Leo — den ich bewunderte — *in die Quarantäne* versetzt worden war. "Armer Leo! Was hat er getan?"

"Er kann sich nicht benehmen", erklärt Hans F. "Er kann seine Pfoten nicht von den Frauen lassen... Die Leute beschweren sich. Und er macht hier einen sehr unangenehmen Eindruck auf die Patienten, die nicht unserem Glauben angehören. Die wissen natürlich alle, wer er ist. Und sie sagen: 'Diese Nazis! Schaut sie euch an!', als ob wir alle ein Haufen Ziegenböcke wären, wir alle. Es ist eine Schande."

"Armer Leo", wiederholte ich. "Kannst du ihm nicht verzeihen? Immerhin war er acht Jahre lang in einer Gefängniszelle eingesperrt. Und er ist ideologisch untadelig — so treu und hingebungsvoll für die Sache, wie es nur die besten von uns sein können. Mir persönlich ist es völlig gleichgültig, was er mit Frauen tut oder zu tun versucht, solange er ein perfekter Nationalsozialist bleibt. Und was die Leute betrifft, die solche dummen Vorfälle zum Vorwand nehmen, um uns zu kritisieren, nun... sie werden uns sowieso kritisieren, was immer wir auch tun. Sagen Sie ihnen, sie sollen zur Hölle fahren!" Ich hatte Mitleid mit der allzu menschlichen Schwäche des hübschen SS-Mannes und amüsierte mich ein wenig über die Bedeutung, die Hans F. (und auch Hertha, die keineswegs eine prüde Frau war) ihr beizumessen schienen.

Aber Hans F. versuchte, mir seinen Standpunkt klar zu machen. "Ich habe nichts dagegen, wenn sie uns unsere Rücksichtslosigkeit vorwerfen", sagte er über unsere Gegner. "Rücksichtslosigkeit ist eine Tugend. Aber ich lasse nicht zu, dass

man uns mangelnde Selbstdisziplin vorwirft. Dieser Mann war acht Jahre in Werl, sagst du. Nun, ich war acht Jahre in Landsberg. Wir haben alle gelitten. Das ist keine Entschuldigung für den Verlust unserer Würde. Ein Nationalsozialist — und besonders ein SS-Mann — sollte Herr seiner selbst sein."

"Bei *mir* hat er sich perfekt benommen", sagte ich.

Doch Hertha unterbrach mich. "Ich habe deinen Brief von Nusse erhalten", sagte sie. Meine Güte, was für eine Idee, mit deinen zarten Händen auf den Rübenfeldern zu arbeiten!..."

"Es war eine Erfahrung für mich", antwortete ich, "auch wenn ich es nur drei Tage lang gemacht habe. Und ich habe es genossen, so todmüde ich auch war. Ich hätte weitergemacht, aber ich arbeite zu langsam. Ich habe in drei Tagen etwa zwei Mark verdient, weil ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet habe. Das war es nicht wert."

"Und du bist auch nach Hamburg gefahren? Du hast in deinem Brief geschrieben, dass du hinfährst."

"Ja! Ah, lass mich dir von Hamburg erzählen!", sagte ich mit Begeisterung. "*Das* war etwas Unvergessliches! Ich war drei Tage dort, suchte Arbeit und fand keine. Ich zahlte vier Mark pro Tag für mein Zimmer und lebte von Brot und Kaffee, nachdem ich *erst einmal* meine Fahrkarte nach Uelzen gebucht hatte — um das Geld nicht auszugeben und nicht kommen zu können. Ich hatte erwartet, dass auf dem Postamt in Nusse eine kleine Summe — mindestens zwei Pfund — auf mich warten würde. Aber es war nichts da. Mein Mann war offenbar nicht in der Lage gewesen, es zu schicken. (Es ist nicht mehr so wie früher, als er mir unter meinem eigenen Namen zwölf Pfund im Monat schicken durfte...) Um es kurz zu machen, ich hatte schließlich eine Mark vierzig, — eine Mark vierzig, und meine letzten Armbänder: alles, was ich auf der Welt habe. Und ich ging zu mehreren Juwelieren und versuchte, ein oder zwei meiner Armbänder zu verkaufen... Aber, ich sage Ihnen ehrlich: Ich kam und ging und tat alles, was ich tun musste, mechanisch. Es war für mich, als wäre ich ein anderer Mensch, dessen Geld knapp geworden war und dessen unmittelbare Zukunft mir völlig unbekannt war. Ich konnte mich nicht wirklich für mein eigenes Schicksal interessieren, wenn Sie mir glauben können. Ich hatte längst aufgehört, mir darüber Gedanken zu machen, und hatte es ganz den Göttern überlassen. Ich hatte nur Augen und Interesse für eine Sache: dafür, dass Hamburg aus seiner Asche auferstand.

"Ich war 1948 durch die geschundene Stadt gefahren. Und der entsetzliche Anblick hatte mich seither nicht mehr losgelassen. Aber jetzt — oh, jetzt! — sah ich an dem Ort, an dem ich nichts als Reihen von verbrannten und gesprengten Mauern gesehen hatte, die nach Rache schrien, eine riesige neue Metropole, die bereits vor Leben strotzte: — Gebäude, Geschäfte, Fabriken, Parks, Alleen,... und der Hafen! — das Wunder des deutschen Willens, der deutschen Beharrlichkeit, der deutschen Energie, des Selbstbewusstseins und des Lebenswillens, das die Unbesiegbarkeit des Volkes meines Führers verkündet. Wie könnte ich angesichts

dieses grandiosen Anblicks an meine kleinen persönlichen Probleme denken? Ich war glücklich. Eine Mark vierzig in meiner Tasche, das mag sein. Aber diese wiedergeborene Metropole gehörte *mir*: Sie war mein Traum, meine Sehnsucht, die sich materiell verwirklichte (bevor sie sich auch ideologisch, zum gegebenen Zeitpunkt, verwirklichte). Sie war die Vorahnung des kommenden neuen Lebens und des neuen Wohlstands. Und Autos fuhren vorbei: schöne große neue Autos. Keiner von denen, die so bequem darin saßen, war glücklicher als ich. Und nachts konnte ich durch die großen erleuchteten Fenster halb sehen — erahnen. neue, gut eingerichtete, komfortable Wohnungen, dort, wo ich fünf Jahre zuvor nur Trostlosigkeit gesehen hatte. Und keiner von denen, die in diesen Wohnungen leben, war glücklicher als ich... Wie oft habe ich mich in diesen drei Tagen an den Alptraum der Phosphorhölle erinnert (soweit man ihn sich vorstellen kann, ohne ihn erlebt zu haben) und an den Alptraum der schwarzen, zerrissenen Wände und der verlassenen Straßen voller Trümmer, die ich erlebt *habe*. Und mit Tränen in den Augen und einem Gefühl grenzenloser Freude, das mich über mich selbst erhob, dankte ich den unsichtbaren himmlischen Mächten, die das gemarterte Volk meines Führers zur Herrlichkeit der Auferstehung führen — zum zurückeroberten Wohlstand, dem ersten Schritt zur zurückeroberten Macht."

"Aber Hamburg ist eine der 'rotesten' Städte Deutschlands, eine Hochburg der SPD, wussten Sie das?", sagte Hans F.

"Nein, das habe ich nicht gewusst. Aber das ist zweitrangig. Wie lange werden all diese Scheinparteien — S.P.D., C.D.U. und dergleichen — überhaupt noch bestehen? So lange wie die Besatzung und die alliierten Kontrollen. Diese *können nicht* ewig bestehen. Wenn sie gehen, ob freiwillig oder gegen ihren Willen, dann wird der eigentliche, offene Kampf für die nationalsozialistische Minderheit beginnen. Ich weiß nicht, *wie* wir in diesem neuen Kampf triumphieren werden: die praktischen Probleme der *Realpolitik übersteigen den* Verstand meiner Frau zu sehr. Aber ich weiß, dass wir siegen werden, weil wir die einzigen sind, die einen wahren Glauben haben, den wir *leben*. Und wen kümmert es dann, für wen die Schafe 1953 gestimmt haben? Alles, was zählt, ist, dass es in Deutschland gesunde junge Menschen geben wird, die die neue westliche Zivilisation aufbauen — die harte und stolze und schöne heidnische Zivilisation Europas, die für immer bestehen wird, zur Ehre unseres Führers."

"Du bist ein Optimist", sagte Hertha. "Aber es ist etwas dran an dem, was du sagst. Jedenfalls gibt es uns das Gefühl, dass das Leben noch lebenswert ist, und *das* ist doch etwas."

Ich sah meine Kameraden an — meine Vorgesetzten, die acht Jahre im Gefängnis waren, während *ich* nur ein paar Monate dort war. "Es ist vielleicht töricht von mir, zu sprechen, da ich nicht gelitten habe", sagte ich. "Ihr alle wart unvergleichlich nützlicher als ich, während des Krieges und davor. Und nach der Katastrophe habt ihr euch in der Not, wenn nicht sogar in der physischen Folter, bewährt, während ich — leider — nie die Gelegenheit dazu hatte. Alles, was ich

habe, ist mein aufrichtiger Glaube an unseren Führer und an das Großdeutsche Reich — das westliche Aryandom unter der Führung des neuen Deutschlands — und an unsere Lebensweise. Hätte ich nicht *das*, was ich liebe und wofür ich lebe, könnte ich mich ertränken — so bedrückend wäre das Gefühl der Leere in meinem Leben. Alles, was ich will, ist unser Triumph, — *dein* Triumph, der Triumph unseres Führers, ob er nun noch lebt oder nicht. Wo immer ich sein werde, wenn die Zeit gekommen ist, rufe mich und setze mich dort ein, wo ich am nützlichsten sein werde."

Ich hielt eine Sekunde inne und sagte dann, vor allem an den unerschrockenen Hans F. gewandt: "Ich persönlich würde gerne aktiv an der Unterdrückung der Anti-Nazi-Kräfte teilnehmen, wenn unser Tag kommt; *nicht* um deutsche Verräter zu bestrafen — das überlasse ich euch; es ist nicht meine Aufgabe, mich mit ihnen zu befassen. sondern um an der Spitze eines Lagers für ausländische Anti-Nazis zu stehen, oder noch besser, für Juden, wenn ihr ein Mitspracherecht in dieser Angelegenheit habt. Und wenn ich Dinge tue, die der zimperlichen, heuchlerischen Außenwelt nicht gefallen, können Sie immer sagen: 'Sie ist keine Deutsche, wir sind für ihre Taten nicht verantwortlich.'"

Hans F. lachte. "Bleib vorläufig ruhig in deiner Ecke", sagte er; "und wir werden dich rufen, wenn wir so weit sind, — oder vielleicht schon vorher. Seien Sie sich dessen sicher!"

"Und nun", fügte Hertha hinzu, "möchte ich Ihnen die Neuigkeit erzählen. Eine sehr sympathische Frau, die als Patientin hier war, hat Sie neulich sprechen hören (sie hat anscheinend hinter der Tür gelauscht, was sicher sehr unanständig ist, aber in diesem Fall gut war). Da sie selbst eine begeisterte Nationalsozialistin ist, gefiel ihr, was Sie sagten. Und nachdem sie durch uns mehr über Sie erfahren hat, möchte sie Sie als Gast haben, solange es den himmlischen Mächten gefällt, die sie auf Ihren Weg gebracht haben. Ihr Name ist Leokardia U., aber alle nennen sie Katja. Sie ist eine in Russland geborene Deutsche und lebt jetzt irgendwo in Westfalen mit ihrem Mann — der auch auf unserer Seite ist — und zwei kleinen Kindern. Sie holt Sie morgen früh ab und bringt Sie mit dem Auto zu ihrem Haus. Bei ihr brauchen Sie sich um nichts zu kümmern, sondern können in Ruhe und vor allem in einer nationalsozialistischen Atmosphäre schreiben..."

Ich konnte es kaum glauben. Es war wieder eines dieser außergewöhnlichen Dinge, die in meinem Leben passieren. Ich war dieser unbekannten Frau U. unendlich dankbar, und noch mehr meinem geheimnisvollen Schicksal; auch Hertha gegenüber, denn durch sie war ich (indirekt) mit Frau U. in Kontakt gekommen.

"Meine Hertha", sagte ich, "das rührt mich *wirklich*! Es klingt alles wie ein Märchen; aber Märchen werden wahr, bei mir. Ich weiß, ich werde dort glücklich sein. Es *ist* etwas, geliebt und wie ein Freund aufgenommen zu werden, *wegen* dem, was ich bin, und nicht (wie es fast überall außerhalb Deutschlands der Fall

war, mit Ausnahme der Heimat meines Mannes und ganz bestimmter indischer Kreise) trotz dem, was ich bin. Nun sagen Sie mir, wie sieht Frau U. aus...“

"Sie ist groß, kräftig gebaut, blond, mit schönen großen, blaugrauen Augen. Typisch germanisch. Sie wird dir gefallen. Und sie ist erst sechsundzwanzig, und voller Glauben und Feuer. War früher bei der B.D.M. und nach dem Krieg zwei Jahre lang Gefangene in Polen. Sie wird dir ihre Geschichte erzählen...“

In meinem Herzen segnete ich meinen neuen, jungen, noch unbekannten Kameraden und dankte einmal mehr den unsichtbaren Mächten.

Hans F. kam nicht zum Tanzabend *des Heimkehrerverbandes*. Hans-Georg P. auch nicht. Aber Leo kam. Und Heinz, Erich und wir anderen auch: Hertha, Edith, Lydia und Anni. Und Herthas Mann war auch da: Er war extra aus Bad Homburg gekommen, um sie zu sehen.

Hertha hatte mich gewarnt: "Seien Sie vorsichtig und halten Sie den Mund, falls Sie jemandem begegnen, den Sie nicht kennen. Der Ort wird, wie immer, voller Spione sein.

Wir hatten einen Tisch für uns allein. Aber ein Kerl, der darauf bestanden hatte, mit uns vom "Fischerhof" zu kommen, saß zwischen uns, ja, direkt neben mir. Er hatte sich als "Mitglied des *Heimkehrerverbandes*" vorgestellt. Hertha saß neben mir auf der anderen Seite. Sie flüsterte mir ins Ohr: "Ich mag den Kerl nicht. Ich habe ihn im 'Fischerhof' gesehen. Er gehört nicht zu uns. Und wenn du mich fragst, ist er hinter dir her. Er vermutet etwas und will es herausfinden. Versuchen Sie, ihn loszuwerden."

"Ich werde es versuchen", sagte ich.

Der Mann schien sich tatsächlich für mich zu interessieren, d.h. für meine Ansichten (keineswegs für meine Person). Er stellte mir peinliche Fragen. Ich gab ihm ausweichende Antworten und führte ihn allmählich zum Thema der indischen Religionen; hielt ihm eine halbe Stunde lang einen Vortrag über die Geschichte des Verschwindens des Buddhismus aus Indien und versuchte ihm eine weitere halbe Stunde lang das Wenige zu erklären, das ich über die verschiedenen Vorstellungen vom *Nirwana* weiß. Er war gelangweilt und ging weg — zweifellos in der Überzeugung, dass ich mich viel zu sehr für den Osten interessierte, um in Deutschland in irgendeiner Weise "politisch gefährlich" zu sein.

"Es gibt nichts Besseres, als pedantisch zu sein — oder so auszusehen. um unerwünschte Männer abzuschrecken", erklärte ich, sobald er weg war. "Bei mir hat es jedenfalls immer funktioniert."

Aber die Musik spielte schon wieder. Bis dahin hatte mich niemand zum Tanzen aufgefordert, da ich so ernsthaft in ein Gespräch vertieft war. Jetzt stand ein Kavalier vor mir: ein großer, gut aussehender Mann mit stahlblauen Augen, der mich anlächelte: — Leo.

"Aber ich kann nicht tanzen", sagte ich zögernd. Und es stimmte: Ich hatte nie tanzen *gelernt* — außer griechische Volkstänze. Der einzige Gesellschaftstanz, den ich einigermaßen beherrschte, war der Walzer. Und selbst den hatte ich in den letzten dreißig Jahren nicht mehr getanzt. Aber Leo glaubte mir nicht.

"Nicht einmal mit *mir*, — ein Genosse?", fragte er.

"Ja, ich werde mit dir tanzen; ich werde es versuchen...“, sagte ich, stand auf und lächelte. Und als ich nahe genug bei ihm stand, um sprechen zu können, ohne dass jemand anderes es hörte, fügte ich hinzu: "... mit Ihnen, einem SS-Mann, der um all derer willen, die ich liebe, gelitten hat.

Er sah mich mit einem Gefühl an, das nichts, aber *auch gar nichts* mit Begierde zu tun hatte, sondern als eine Mischung aus Respekt und Stolz beschrieben werden konnte.

"Ich habe getan, was ich konnte", antwortete er. "Und ich habe erfahren, was die von Menschen gemachte Hölle ist. Und ich bin bereit, wieder zu kämpfen, nicht um wiederzugewinnen, was ich verloren habe (es gibt Dinge, die man nicht wiedergewinnen kann), sondern um unsere Kameraden zu rächen, die unter der Folter gestorben sind, mit dem Namen des Führers auf den Lippen; um unser jetzt zerstückeltes Reich zu rächen und es wieder aufzubauen, stärker als je zuvor, auf der Asche derer, die es zerstört haben."

Ich schaute zu ihm auf und freute mich. "Ich höre dich gerne so sprechen", sagte ich. "Dann fühle ich, dass ich nicht allein bin in diesem Land, das ich 'meine geistige Heimat' genannt habe."

"Ihr *seid nicht* allein, das kann ich euch sagen! In wessen Herzen können deine Worte — deine brennenden Worte 'Niemals vergessen! Niemals verzeihen!' — einen besseren Widerhall finden als in unserem?" Und er drückte mich an seine Brust, während wir zur Walzermusik herumwirbelten. (Zum Glück für mich war es ein Walzer!)

Blitzartig erinnerte ich mich an den anderen SS-Mann, Gerhard W., der 1949 Plakate für mich geklebt hatte. Auch er hatte mich in einer spontanen Geste der unpersönlichen Begeisterung in den Arm genommen, als er meine Botschaft schwarz auf weiß gelesen hatte: "Widersteht unseren Verfolgern! Hoffe und warte. Heil Hitler!" Dann erinnerte ich mich daran, dass Leo B. mehr als sieben Monate in der "Todeszelle" verbracht hatte und darauf wartete, gehängt zu werden, bevor die Briten sein Urteil in eine lebenslange Haftstrafe umwandelten. Wie die anderen war er zum Tode verurteilt worden, weil er Befehle befolgt hatte — weil er ein Soldat war. Aber er lebte — ja, er war sehr lebendig und in vielerlei Hinsicht lebendig, wenn ich den Geschichten glauben sollte, die mir andere Kameraden über ihn erzählt hatten. Lebendig, und treu. Und seine Vitalität und seine unerschütterliche Treue trotzten den Kräften der "Entnazifizierung"; waren einer der unzähligen individuellen Nachkriegssiege unserer *Weltanschauung* und der gewaltigen unsichtbaren Mächte des Lichts, die hinter ihr stehen.

Ich konnte nicht umhin, ihm das zu sagen. "Jeder Atemzug, jeder Schritt, jede Bewegung von dir ist ein Triumphschrei — ein Lachen des Trotzes — gegenüber denen, die dich töten wollten, weil du dem Dritten Reich mit ganzem Herzen gedient hast."

Während ich das sagte, kamen Lydia V. und ihr Partner an uns vorbei getanzt. Auch sie war zum Tode verurteilt worden. Und die junge Edith, die acht Jahre lang täglich Hunger und Qualen in einem russischen Zwangsarbeitslager erlitten hatte, tanzte ebenfalls mit einem so genannten "Kriegsverbrecher", der, wer weiß, was für detaillierte Erfahrungen mit dem Schrecken demokratischen Verhaltens hatte. Heinz und Hertha tanzten zusammen.

Ich dachte an all diejenigen, die noch immer hinter Gittern warten — in Spandau, in Werl, in Landsberg, in Wittlich, in Breda, in Fresnes, in Stein und in all den Gefängnissen und Lagern Polens und der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und Griechenlands und Russlands und Sibiriens... Ich wartete darauf, dass unser Tag anbrechen würde. Ich dachte an all jene, die ihr Leben für den stolzen Traum von der Herrschaft der Besten geopfert haben. Eine Episode, die Anni mir erzählt hatte, als ich in Celle war, kam mir wieder in den Sinn: die Geschichte eines SS-Mannes, eines Aufsehers in Belsen, den die Briten zwingen wollten, einen falschen Bericht über die so genannten "Nazi-Gräuel" zu unterschreiben. Er war in einem solchen Zustand in die Krankenstation gebracht worden, dass man kaum erwarten konnte, dass er überleben würde. Der britische Offizier, der ihn begleitete, hatte dem deutschen Arzt gesagt: "Sehen Sie zu, dass er wenigstens bis morgen früh durchhält: Er *muss* sprechen!" Blind, mit gebrochenen Knochen, der ganze Körper eine einzige blutende Wunde, lag der unglückliche Deutsche auf dem Bett. Die zuständige Schwester (die Anni von ihm erzählt hatte) hatte gesagt: "Hoffentlich stirbt er so schnell wie möglich — und wird erlöst!" Dann, am frühen Morgen, hatte er versucht, sich zu bewegen, konnte es aber nicht. Die Schwester, die ihn betreute, dachte, er wolle vielleicht etwas sagen, und beugte sich über das Bett. Und die Lippen des Märtyrers hatten sich bewegt...“Heil Hitler!", sagte er im höchsten Flüsterton, als das Leben aus ihm wich.

Ich erschauderte, als ich mich inmitten der fröhlichen Walzermusik plötzlich an diese Episode erinnerte. Und für eine Weile legte sich ein Schatten über mich. Aber als ich mich auf der Abendveranstaltung des *Heimkehrerverbandes* umsah, fühlte ich mich wieder hoffnungsvoll, wenn auch noch nicht *glücklich*. Denn es lag Hoffnung in Leos Worten: "Ich bin bereit, wieder zu kämpfen — um unsere unter der Folter gestorbenen Kameraden zu rächen; um das Großdeutsche Reich neu aufzubauen." Es gab Hoffnung in Ediths siegreicher Jugend, die den Idealen der B.D.M. treu blieb; in Herthas ermutigender Zustimmung zu meiner Angriffslust; in Lydias leidenschaftlicher Gewissheit, dass unser Führer lebt; in Heinz' trotzigem Geist; in Katjas spontaner Bereitschaft, einem Ausländer, den sie noch nie gesehen hatte, ein Zuhause zu geben, allein aus dem Grund, dass dieser Ausländer Adolf Hitler und allem, was

er repräsentiert, bedingungslos die Treue gehalten hatte. Es gab Hoffnung in Hans F.s Streben nach der Vervollkommnung der integralen nationalsozialistischen Lebensweise, in seinem Ideal eines Lebens ohne Schwäche — Hoffnung, ja sogar in der strengen Intoleranz, in deren Namen er dem armen Leo seine moralische Zurückhaltung aufzuerlegen versuchte. Die Hoffnung lag in der Vitalität der eisernen Männer, in ihrem unbeugsamen Willen, und bei den Besten von ihnen in dem klaren Bewusstsein, was der Nationalsozialismus *wirklich* bedeutet, und in der Gewissheit seiner Ewigkeit als Weltanschauung und Werteskala.

Kapitel 8

HERMANNS DENKMAL UND DAS TAL DER ADLER

Detmold, 23. Oktober 1953

Die Straßenbahnlinie führt durch den Wald. Und die Wälder hatten die prächtigen Farben des Herbstes: hellbraun, dunkelbraun, orange, leuchtend gelb, dunkelrot, blutrot, im Kontrast zu Flecken von ewigem Dunkelgrün. Ich lehnte mit dem Gesicht am Fenster und betrachtete die Landschaft: auf der linken Seite der Straße bewaldete Hügel — steile Hänge, die sich direkt von der Straßenebene aus erhoben; vor mir die ständig wechselnde Perspektive eines gewundenen Tals inmitten eines Waldes; auf der rechten Seite die Weite des Tals: weitere bewaldete Flächen, die zu bewaldeten Hügeln führen; das Spiel der Sonne in den Ästen; dann plötzlich eine helle Wasserfläche, in der sich der blaue Himmel, die Sonne, die auf den Kopf gestellten Bilder der angrenzenden Bäume und die weichen Umrisse der angrenzenden Hügel spiegeln, deren kräftige Rot- und Brauntöne in einiger Entfernung in einen herrlichen goldenen Dunst übergehen.

Und weit weg, auf der Spitze des höchsten Hügels, der den Horizont abschließt, — über den bewaldeten Hängen im Herbstkleid, über der sumpfigen Weite, dem ganzen Tal, dem ganzen Land, — stand *etwas*, das ich mit meinem schlechten Augenlicht inmitten des leuchtenden Dunstes kaum erkennen konnte: ein langes und scharf aussehendes Ding — wie ein Schwert, das in den Himmel zeigt, — auf das mich mein Nachbar im Straßenbahnwagen (der zweifellos bemerkte, wie sehr ich mich für die Landschaft interessierte) mit den Worten aufmerksam machte: "Das da oben ist das Hermannsdenkmal."

"Hermann, (auch *Arminius* genannt) ...", wiederholte ich, als ob ich zu mir selbst spräche, aber anscheinend mit solcher Begeisterung, dass sich die Hälfte der Fahrgäste in der Straßenbahn umdrehte, um mich anzusehen; "Hermann der Befreier! Man hätte keinen besseren Platz für sein Bildnis finden können!"

Die Straßenbahn rollte weiter — jetzt mit voller Geschwindigkeit, denn wir waren außerhalb der Stadt. Die Perspektive war von Sekunde zu Sekunde anders. Wir entfernten uns immer weiter von der Grenze des Wasserspiegels. Die gegenüberliegenden Hügel und ihre auf den Kopf gestellten Bilder verschwanden schnell in der Ferne, und neue Hügel tauchten auf, die mit demselben braunen

Mantel aus sterbenden Blättern bedeckt waren. Und die Hänge auf der linken Seite der Straße wurden allmählich weniger steil und weiter entfernt.

Aber das Denkmal zum Ruhme des Befreiers beherrschte noch immer die herrliche Landschaft, — fest verwurzelt wie ein Wahrzeichen im Körper des höchsten Hügels, und so unbeweglich wie der Hügel selbst. Es erschien mir als das Symbol der unveränderlichen deutschen Seele über dem Strom der Geschichte, der niemals rückwärts fließt.

Ich habe den Sumpf völlig aus den Augen verloren. Das Tal wurde breiter. Die Straße bog ab. Wiesen tauchten auf — und Häuser, hier und da; dann mehr Wiesen und Wälder im Hintergrund. Die Straßenbahnlinie näherte sich dem Fuß der Bergkette, auf deren Gipfel mir das Monument gezeigt worden war. Aber das Denkmal war nicht mehr zu sehen. "Die Dinge in der Höhe kann man nur aus der Ferne betrachten", dachte ich. "Und auch die hoch aufragenden Gestalten der Vergangenheit kann man sich nur aus der Ferne in ihrer ganzen Bedeutung vorstellen. Aber nicht nur das: sie sind auch groß nach dem Maß der Zukunft, die sie beurteilt; groß in dem Maße, wie sie *diese* Zukunft möglich gemacht haben, oder wie sie sich — und sei es vergeblich — um das bemüht haben, was *diese* Zukunft für schön und wertvoll hält."

Wir erreichten die letzte Haltestelle: Hiddesen; der Ort, von dem aus man entweder mit dem Bus zum Gipfel des Hügels und zum Denkmal fahren kann, oder... zu Fuß hinaufgehen, durch den Wald. Ich entschied mich für den Fußweg.

Ich war allein. Eine Gruppe von Leuten, die mit demselben Straßenbahnwagen wie ich gekommen war, wartete auf den Bus. Ich folgte der Straße, die bergauf führt, und atmete bei jedem Schritt den Duft des Waldes ein, während ich meine Gedanken wieder aufnahm. Es war auf jeden Fall besser, zu Fuß zu gehen: anregender, meiner Stimmung und meinem Ziel angemessener, dachte ich. Ich war ja *nicht* gekommen, um die Dinge wie ein Tourist zu sehen — bequem und oberflächlich. sondern um so innig wie möglich mit dem Land und den Menschen meines Führers in Verbindung zu stehen. Dann dachte ich wieder an Hermann den Befreier: den Cheruskerhäuptling, der im Jahr 9 der christlichen Zeitrechnung die Legionen des Varus besiegte; den Mann, der Deutschland das tragische Schicksal Galliens und Britanniens erspart hat, nämlich die Eingliederung in die verfallende römische — und damit bald auch in die frühchristliche — Welt und schließlich die Eingliederung in eine westliche Welt, die ihre arische Seele vergessen hat.

Es war in der Tat *etwas Besonderes*, nie eine römische Herrschaft erlebt zu haben, zumindest nie, außer an der Grenze des eigenen Territoriums, während die anderen wichtigen Länder des Westens sie vollständig durchgemacht hatten; frei, stolz und kriegerisch geblieben zu sein in jenen schrecklichen ersten

Jahrhunderten der christlichen Ära, in denen *sie* Sklaven gewesen waren; weiterhin die germanische Sprache zu sprechen, während *sie* damit beschäftigt waren, ihre keltischen Sprachen zu vergessen und Latein zu lernen; der alten nordischen Religion des "Allmächtigen Vaters des Lichts" und ihrem mannhaften Geist treu geblieben zu sein, während *sie* teils unter römischem Druck, teils aus freiem Willen ihren traditionellen Glauben vergaßen und entweder den Göttern Roms eine Lippenbezeugung darbrachten und an nichts anderes glaubten als an die triste Philosophie aller Zeitdiener oder.... suchen jenseitigen Trost in den Mysterienkulten des Nahen Ostens und schließlich im Christentum. *[Der Druidenkult wurde in Gallien und Britannien auf Anordnung des römischen Kaisers Claudius (41 bis 54 n. Chr.) verboten.]* Es *war etwas*, — es war mehr, weit mehr, als die meisten Geschichtsstudenten bisher bemerkt haben. jener abstoßenden, weit verbreiteten Blutvermischung entgangen zu sein, die die unmittelbare und verhängnisvollste Folge der neuen Religion des Menschen sein sollte, wo immer diese die Herzen der Menschen gewinnen sollte, nachdem sich — dank der römischen Eroberung — zahlreiche Ausländer verschiedener Rassen als Söldner, Kaufleute, Wahrsager, Kurtisanen und Sklaven unter ihnen niedergelassen hatten. Es war ein Glück, dass ihnen *das* — zusammen mit der frühen Christianisierung und Latinisierung — erspart blieb, während sie sich durch den ständigen feindlichen Kontakt mit der römischen Welt das unbezahlbare Gefühl der Gefahr und die gesunde Bereitschaft bewahrten, jede Form von Fremdherrschaft (und folglich auch jede Form von Internationalismus) zu bekämpfen. Durch *diese glückliche Fügung* (oder geheimnisvolle Vorbestimmung) sollte Deutschland *nie* so werden wie das übrige Europa — auch wenn das Christentum später das Gesicht seines Volkes äußerlich und für eine gewisse Zeit verändern sollte. Durch dieses Glück sollte es trotz allem seine stolze arische Seele bewahren und sich als würdig erweisen, den Westen zu beherrschen. Und dieses Glück verdankte sie Hermann dem Cherusker. Oder war es im Gegenteil so, dass Hermann der Cherusker Erfolg hatte, wo andere nationale Führer — Vercingetorix, Königin Boadicea — gescheitert waren, *weil* die unsichtbaren Mächte, die das Drama der Geschichte lenken, Deutschland ein gewaltiges und einzigartiges Schicksal zugedacht hatten? — jenes Schicksal, von dem Adolf Hitler fast zweitausend Jahre später so oft sprechen sollte, und dessen Erfüllung noch bevorsteht?

Mit diesen Gedanken ging ich weiter bergauf — immer höher und höher — durch die Wälder. Ich nahm eine Abkürzung, die mir ein Mann, dem ich begegnet war, gezeigt hatte, und kam an eine Stelle, von der aus ich einen ganzen Teil des umliegenden Landes überblicken konnte: Hügel mit Wäldern in Herbstfarben, so weit das Auge reichte, und mittendrin Detmold; der Teutoburger Wald, — ein Teil des lebendigen Königsmantels Deutschlands, in all seiner Pracht. Und zum tausendsten Mal staunte ich darüber, dass Deutschland trotz der Zerstörungswut aller Invasoren ein Land der Wälder geblieben ist.

An der Stelle, wo ich stand, waren sehr viele Bäume gefällt worden — zweifellos von "ihnen", den Siegern von 1945, den Verfolgern all dessen, was ich bewundere. Der Anblick der Verwüstung machte mir sofort die Anwesenheit der Alliierten deutlich — noch! — und ich erinnerte mich an die Worte, die Hermann fast zweitausend Jahre zuvor von den Römern gesprochen hatte: "Solange der Feind sich uns auf deutschem Boden widersetzt, ist Hass unser Gesetz und unsere Pflicht: Rache!" Die Stümpfe der gefällten Bäume um mich herum schienen nach Rache zu rufen. Ich erinnerte mich an die grausamen Tage des Jahres 1946, als man mir in England gesagt hatte, dass allein hier in der "Britischen Zone" jeden Tag zehntausend Bäume gefällt würden. Und ich erneuerte meinen alten Fluch mit ebenso viel Leidenschaft wie damals: "Mögen drei von denen, die sich über die Nachricht vom Sieg der Alliierten gefreut haben, für jeden Baum sterben, der seit der Kapitulation in Deutschland gefällt wurde!" Eine schöne Tanne, die zufällig verschont geblieben war, stand ein paar Meter vor mir, zwischen den moosigen Stümpfen, stolz und grün vor dem rötlichen Hintergrund des weiteren Waldes. Ich betrachtete sie mit Liebe und hatte das Gefühl, dass ich das Richtige getan hatte, als ich meinen Fluch gegen die Sieger des Zweiten Weltkriegs wiederholte.

Aber schon zwischen den Stümpfen selbst konnte man hier die jungen, dunklen, immergrünen Zweige eines neuen Nadelbaums sehen, dort die braunen und roten Schattierungen eines anderen wachsenden Baumes, der seinen ersten oder zweiten Herbst erlebt: das Wunder des unerschöpflichen Lebens. Bei ihrem Anblick erinnerte ich mich an die nagelneuen Häuser und wiederaufgebauten Fabriken in der Nähe der noch immer zerstörten Gebiete; das Wunder des unbesiegbaren Lebenswillens Deutschlands. Und ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen.

Der Wald wurde jedoch dichter, als ich weiterging — nach links, entlang der Straße, die ich erreicht hatte, wie mir gesagt worden war. Ich wusste, dass das Denkmal auf der Spitze des Hügels lag, aber ich konnte es nicht sehen. Ich konnte auch nicht mehr die Landschaft mit den sanften Hügeln und Detmold in der Ferne sehen: die Bäume zu meiner Linken verbargen sie völlig vor mir. Ich sah nichts als Bäume — jetzt waren es fast nur noch Nadelbäume — und das Spiel von Licht und Schatten, und gelegentlich einen besonders hellen Sonnenstrahl in ihren dunklen Ästen; und den strahlend blauen Himmel darüber. Und ich *wusste, dass* ich mich im Teutoburger Wald befand — einer geheiligten Region im geheiligten Land. Und ich fühlte mich auf heiligem Boden.

Ich war froh, allein zu sein. Am liebsten hätte ich an der Abzweigung eine Gruppe hübscher Hitlerjungen getroffen, die singend unterwegs waren. Aber dafür war ich zu spät gekommen, — oder zu früh. Nun, es war viel besser, allein zu sein, als solchen Leuten zu begegnen, die meiner Meinung nach das Hermannsdenkmal nicht in der richtigen Stimmung besucht hätten. Allein zu sein mit dem Wald und der stillen Seele des Waldes; mit jenem intensiven, langsamen

und unwiderstehlichen Baumleben, das — so sagt man — die Römer in diesem einen Land, das sich ihnen siegreich entgegenstellte, erschreckte; allein mit dem Gefühl der Ewigkeit Deutschlands — denn dieses mächtige Baumleben ist nichts anderes. Und ich dachte nach, während ich der Straße folgte, tiefer und tiefer in den heiligen Schatten und Frieden, den Duft der Immergrünen atmend: "In der Tat, wie das alte Indien, wo die arische Lehre von der losgelösten Gewalt zuerst von rassisch verwandten Sehern niedergeschrieben wurde, war und bleibt Deutschland ein Land der Wälder, nicht nur materiell, sondern auch in einem subtileren Sinn. Die Unvergänglichkeit seines Volkes liegt, wie die des Waldes, in seiner sturen, halbbewussten Treue zu seiner Art und zu seinem Boden. Die alten Arier in Indien haben das Kastensystem erfunden oder es auf einer rationalen, rassistischen Grundlage umgestaltet. Die Deutschen brachten den nationalsozialistischen Staat hervor, in Übereinstimmung mit der gleichen Weisheit von Blut und Boden, die sie im Laufe ihrer Geschichte immer wieder zum Ausdruck gebracht haben. Aber welche Lebewesen haben *diese* Weisheit seit Anbeginn der Welt strenger befolgt als Bäume? Die Weisheit des Blutes und des Bodens ist vor allem die uralte, blinde Weisheit der Wurzeln und des Saftes: absoluter Gehorsam gegenüber den elementarsten Gesetzen des Lebens. Es ist die Weisheit der Wurzeln und des Saftes, die auf die menschliche Ebene übertragen, ja, der natürlichen Aristokratie der Menschheit als das Geheimnis des Weges zur sichtbaren und fühlbaren Gottheit gegeben wurde. Adolf Hitlers gesamte inspirierende Lehre könnte in einem Gebot wie diesem ausgedrückt werden: "Sei wie die Bäume des Waldes!" — in vollem Bewusstsein, mit ganzem Herzen, Willen und Verstand, so treu dem Gesetz von Blut und Boden wie sie. "Seid dem Lande eurer Art treu, und haltet das Blut eurer Art rein; und so unfehlbar wie jeder Baum die Zeichen seiner eigenen Sorte zeigt, so lasst die arischen Tugenden in euch selbst und in euren Nachkommen leuchten! Und ihr werdet ein Volk von Übermenschen sein, das die Erde beherrscht...“

Ich schlug einen schmaleren Weg ein, der nach rechts oben führte, und ging in den immer dichter werdenden Schatten. Manchmal fragte ich mich, ob ich auf dem richtigen Weg war: der Weg schien endlos zu sein. Aber das machte nichts, dachte ich: Ich ging sowieso auf den Gipfel des Hügels zu; ich würde den Weg finden, wenn ich mich geirrt hätte... Dann wurde der Weg plötzlich steiler. Der weitere Abhang, zu dem er führte, war mit anderen Bäumen als Nadelbäumen bewachsen. Und die Sonnenstrahlen, die direkt auf den Weg fielen, ließen die Fülle der sterbenden Blätter oberhalb und auf beiden Seiten des Weges in einem Aufruhr von intensivem Gelb, sattem Gold und Braun und heftigem Rot erscheinen. Die Stämme glänzten wie polierte Säulen in dem schimmernden Licht. Ich fühlte mich beschwingt, in einer Stimmung zum Singen. Spontan — als ob es nichts Besseres gäbe, um mein liebevolles Bewusstsein von der heiligen Kraft des Bodens zu verdeutlichen, von der freudigen, hartnäckigen, baumartigen Jugend, die keine Waffen töten können und die kein Geld kaufen kann — stimmte

ich das Eroberungslied an, das Lied von der Ausbreitung der Söhne des Waldes in alle vier Himmelsrichtungen:

"Won der Maas bis an die Memel,
von der Etch his an dem Belt,
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt...!"

Und als die letzten Worte wie ein Zauber aus Stolz, Hoffnung und Rache aus mir heraussprangen, sah ich plötzlich, ganz oben auf der Straße, vor einem Hintergrund von herrlichem Licht, das Denkmal mit der kolossalen Bronzestatue von Hermann dem Befreier.

Eine Zeit lang stand ich still in der Mitte der Straße, den rechten Arm in Richtung der Statue ausgestreckt. "*Heil dem Befreier*!" rief ich endlich laut und feierlich; "*Heil dem Feinde des fremden Roms; des schon verfallenen Roms; der internationalen Weltmacht*!" Und während ich diese Worte rief, konnte ich nicht umhin, *auch* an den zu denken, der in unserer Zeit gegen jede internationale Macht kämpfte: unseren Hitler. Niemand konnte mich hören, außer vielleicht die Geister des Waldes. Das machte wenig aus. Es war sogar — scheinbar — besser so. Denn wäre jemand anwesend gewesen, hätte ich sicher nicht gesprochen.

Ich hielt ein oder zwei Sekunden inne, in dem Bewusstsein, dass ich *etwas* tat, das seine Bedeutung in der langsamen Reifung der Gedanken und seinem Platz in der Zeit hatte, und das getan werden musste. Und wieder war ich nicht in der Lage, in meinem Herzen und meinem Verstand zu trennen zwischen dem siegreichen Oberhaupt von vor zweitausend Jahren und dem von heute, den die vereinigten antideutschen und antiarischen Kräfte der Welt für eine Weile besiegt, aber nicht unterworfen haben; gebrochen — ebenfalls für eine Weile — aber nicht zerstört; zum Schweigen gebracht — für die letzten acht Jahre, und wer weiß, wie lange noch — aber nicht gehindert im unsichtbaren Reich, wo sein neuer Aufstieg (diesmal nicht als deutscher Reichskanzler, sondern als panarischer Führer und Welterlöser) stetig vorbereitet wird, fügte ich hinzu: "*Heil dem Volksführer und Kriegsführer — gestern, heute, morgen; für immer*!"

Die deutsche Sprache kam mir wie von selbst, als wäre sie meine, — oder als wäre sie die Sprache einer zukünftigen westlichen Welt, zu der ich bereits gehörte.

Hoch über den Baumkronen, das Gesicht nach Westen gerichtet, den rechten Arm mit dem Schwert in der Hand zum Himmel erhoben, stand das kolossale Abbild des Befreiers im Sonnenschein. Ich konnte nur seinen Rücken sehen, aber auch das hatte eine Bedeutung in dieser Reihe von magischen Gesten,

die ich wissentlich oder halbwissentlich vollzog. Ich fühlte mich — ich, einer der ersten Arier der äußeren Welt (und vielleicht sogar *der* erste), der Deutschlands Führung ohne Vorbehalte akzeptiert hatte. als würde ich der ewigen Verkörperung des deutschen Kriegsherrn *folgen*; ihm folgen in einem neuen *Drang nach Westen*, in den Fußstapfen der fränkischen Stämme, die die Macht des zerfallenden Roms gebrochen hatten; ihm folgen, in Erwartung eines zukünftigen erwachten Aryandoms, vereint unter Deutschlands Führung gegen die neue Geldmacht: die von Juden beherrschten USA, schlimmer als Rom je war.

Und ich war begeistert von diesem Gefühl.

Ich hielt mich an dieselbe Straße und wandte mich nun nach rechts und dann wieder nach links. Der Weg führte um den Gipfel des Hügels herum, auf dessen Spitze das Denkmal stand. Wenn ich den Kopf hob, konnte ich das männliche Profil des bronzenen Kriegers unter dem geflügelten Helm sehen, die angespannten Muskeln des ausgestreckten Arms, der das Schwert trug, und den entschlossenen Schritt der Füße in ihrem trotzigen Stand. Ich wusste — weil ich es auf Postkarten gelesen hatte. dass das Denkmal vierundfünfzig Meter hoch ist, die Statue allein siebenundzwanzig und das Schwert sieben. Aber diese genauen Maße interessierten mich nicht (außer vielleicht die Tatsache, dass die Summe der Zahlen in ihrem absoluten Wert in jeder der beiden ersten Zahlen neun beträgt — die heilige Zahl neun der nordischen Religion! — und dass das dritte Maß die Sieben ist, eine weitere heilige Zahl in fast allen Religionen der Welt. Ich fragte mich nur, ob Ernst von Bandel, der Erbauer des Denkmals, ihm diese mystischen Proportionen absichtlich oder zufällig gegeben hat. "Wenn es ein Zufall ist, dann ist es umso bemerkenswerter", dachte ich.) Was mich wirklich interessierte, was mich begeisterte, war die Bedeutung der Statue des Befreiers, die dort auf der höchsten Bergkuppe über der Waldlandschaft stand. Zumindest in meinen Augen verkörperte das bronzene Abbild des Kriegers den Geist freudigen Trotzes, den aggressiven Stolz einer jungen, starken, gesunden, schönen Nation, die eifersüchtig auf ihre Freiheit ist und sich ihrer Unbesiegbarkeit bewusst ist.

Ich erinnerte mich an die klassischen Worte von Hermann dem Cherusker: "Solange der Feind uns auf deutschem Boden die Stirn bietet, ist der Haß unser Gesetz und unsere einzige Pflicht: Rache!" "Mein älterer und edlerer Bruder", dachte ich, "du, der die göttliche Macht des Schwertes besaß — die letzte Macht, die ich nicht habe, — wie verstehe ich dich! Wie fühle ich mich dir näher als denen, die, auch wenn einige von ihnen meine Vorgesetzten sind, die für die arische Sache gelitten haben und die ich respektiere, diese einfache, unschuldige Barbarei vermissen lassen, die dich ziert!" Und ich erinnerte mich an die Inschrift des symbolischen Schwertes in der Hand des Bronzehelden: Bismarcks berühmte Worte: "*Deutsche Einigkeit: meine Stärke; meine Stärke: Deutschlands Macht*" — "Deutsche Einigkeit ist meine Stärke; in meiner Stärke liegt Deutschlands

Macht". "*Ein Volk; ein Reich; ein Führer*", dachte ich und zitierte in meinem Herzen die moderne Losung; die Losung der Einheit und der Macht, die die des Dritten Reiches ist und die des kommenden Großdeutschen Reiches bleiben wird. "Adolf Hitler hat im Geiste Bismarcks und im Geiste Hermanns des Befreiers gesprochen, gelebt und gehandelt — im Geiste all derer, die im Laufe der Geschichte die Seele des ewigen Deutschlands verkörpert haben. Der große Unterschied aber zwischen ihm und ihnen ist, daß er die deutsche Seele *absolut* verkörperte, im vollen Bewußtsein der Gesetze, die sie zum höheren Selbst des westlichen Aryandoms gemacht haben." Und ich erinnerte mich auch an die Worte des Führers, die er in einer seiner frühen Reden, Jahre vor der Machtergreifung, gesagt hatte (Rede in Düsseldorf am 15. Juni 1926): "Gott hat uns in seiner Barmherzigkeit eine wunderbare Gabe geschenkt: den Haß auf unsere Feinde, die wir unsererseits von ganzem Herzen hassen...“Und ich staunte über die Identität des Geistes, der die beiden Führer an beiden Enden der bisher aufgezeichneten deutschen Geschichte beseelt: den Befreier des deutschen Bodens und den Befreier des deutschen Bodens *und* der deutschen Seele — ja, der arischen Seele, soweit die Arier der Welt bereit sind, seine Botschaft anzunehmen und ihm und seinen Getreuen zu folgen. Identität des Geistes in ihrer negativen nicht weniger als in ihrer positiven Haltung. "Beide sind völlig frei von christlicher Heuchelei und von jenem albernen Aberglauben an die 'Menschenliebe', den das Christentum in so vielen Herzen hinterlassen hat, die seine anderen Lehren abgelehnt haben", schloss ich.

Und ich hielt eine Weile an, um meine Augen auf der herrlichen Landschaft ruhen zu lassen, die mich umgab: Hügelketten und bewaldete Hügelketten, eine hinter der anderen — braun und gelbbraun und rotbraun, mit dunkelgrünen Flecken (und einer gelegentlichen Ansammlung von Häusern mit ziegelroten Dächern) — so weit das Auge reichte; bewaldete Hügelketten, die allmählich dunstiger wurden, bis die violett-bläulich-grauen Umrisse der letzten in den fernen violett-bläulich-grauen Nebel übergingen, in dem Erde und Himmel verschmolzen; und hoch oben, in der strahlend blauen Unendlichkeit, der herrliche Orb, der seine Strahlen der Wärme und des Lichts über diese riesigen rötlichen Wellen des Waldes und über die fernen Städte und Dörfer warf. Und einige hundert oder zweihundert Meter hinter mir spürte ich die Anwesenheit des stolzen und einsamen Bronzekolosses: eine Personifizierung dieses stolzen und schönen Landes; das Sprachrohr seines unbeugsamen Freiheitswillens; der Ausdruck seines immerwährenden Traums von Macht.

Ich lächelte dem Land im braunen Herbstgewand zu, das sich vor mir ausbreitete: "Deutschland, du bist so schön!" dachte ich; "so schön wie vor zweitausend Jahren. Und dein Volk hat sich kaum verändert — nur vielleicht bewusster geworden unter dem ständigen feindlichen Druck aus dem Osten und aus dem Westen. Ach, warum bin ich nicht früher gekommen?"

Ich stellte mir vor, wie ich hier, während der großen Tage, eine Gruppe von B.D.M.-Mädchen[1] traf und sie (mit Erlaubnis ihrer Leiterin) um mich scharte und ihnen mit Begeisterung etwas von meinen Eindrücken vom heiligen Teutoburger Wald und vom Hermannsdenkmal erzählte. Und eine unaussprechliche Traurigkeit — das alte, wohlbekannte Gefühl der unaussprechlichen Schuld — erfüllte mich wieder bei dem Gedanken an mein vergeudetes Leben. Und eine Träne kullerte mir über die Wange.

Die herrliche Waldlandschaft entfaltete sich vor mir aus einem anderen Blickwinkel, als ich weiterging. Die Tannen, die den Abhang bedeckten, auf dessen Spitze ich stand, reichten jetzt bis an den Rand des Weges, und ich konnte zu meiner Rechten nichts als sie und das Spiel der goldenen Sonnenstrahlen in ihrem dunklen, kühlen, duftenden Schatten sehen, — während ich zu meiner Linken Hermanns Koloss von Angesicht zu Angesicht erblickte. Doch noch ein paar Schritte weiter, und ich ließ den Tannenwald hinter mir und blickte wieder direkt über das Tal und die weiteren Hügel und den fernen blauen Horizont...

Ich betrachtete die bronzene Figur, Symbol des deutschen Widerstandes gegen das Rom der Augustuszeit, das keine arische Macht mehr war; Symbol des jahrhundertelangen Kampfes Deutschlands gegen *alle* Formen der internationalen Geldherrschaft; Symbol unseres erneuten Widerstandes gegen alle nichtarischen Einflüsse, die es geschafft haben, *über* Rom auf den Westen einzuwirken... Und ich blickte auf das sonnenbeschienene Waldland. Und ich fühlte für die "geistige Heimat", die sich um mich herum ausbreitete und mir zulächelte, dieselbe rückblickende Sehnsucht — dieselbe verzweifelte Hingabe, die nie genug tun kann, um vergangene Versäumnisse wiedergutzumachen, — wie ich sie fast fünf Jahre zuvor an der Schwelle der Gefangenschaft hatte. Und ich drückte sie in meinem Herzen mit denselben Worten aus wie *damals*: "Deutschland, in früheren Jahren wusste ich selbst nicht, wie sehr ich dich liebte!"

Ich ging weiter und erreichte, nachdem ich das Denkmal selbst eine Weile hinter mir gelassen hatte, die breite asphaltierte Straße und schließlich den Eingang des kleinen Parks, an dessen Ende das Denkmal steht. Ich folgte der Gasse zwischen der unvermeidlichen Teestube und den Postkarten- und Souvenirständen und ging, indem ich mich nach links wandte, geradewegs auf das imposante steinerne Bauwerk zu, das das Abbild des Helden trägt, und die Wendeltreppe im Inneren des massiven gewölbten Sockels hinauf zu dem steinernen Balkon, der um den Sockel herumführt.

Dort staunte ich einmal mehr über die Wahl des Ortes, an dem die kolossale Statue des Befreiers aufgestellt wurde, die das umliegende Land überragt. Vor mir erstreckte sich derselbe Blick auf endlose bewaldete Hügel, den ich schon von der Straße aus bewundert hatte. Man beherrschte ihn nur jetzt, von noch ein wenig

höherer Warte aus. Die Namen der großen und kleinen Städte, in deren Richtung man nacheinander blickte, waren auf die steinerne Brüstung geschrieben: Herford; Lage; Detmold; Paderborn... usw. Und es wehte Wind. Es war heiß — ungewöhnlich heiß — in der Sonne; aber kalt, sobald man in den Schatten trat.

Ich konnte die Statue nicht *sehen*: Ich war zu nahe an ihr dran. Ich fühlte mich — zusammen mit den anderen Menschen auf dem Balkon — wie ein Detail in der Struktur ihres Sockels. Ich war in der Tat, wie jeder von ihnen, ein Wille, der nach der Freiheit und Größe dieses Landes strebte — Hermanns; Bismarcks; Adolf Hitlers; — ein Detail in der unsichtbaren kollektiven Machtstruktur im Rücken von Deutschlands Vormarsch. *Das* war ich, egal welcher Nationalität ich angehöre. Denn im Unsichtbaren gibt es nur anonyme Kräfte, die auf dieses oder jenes Ziel gerichtet sind.

Ich betrachtete die anderen Menschen auf dem Balkon — meine Mitarbeiter im unsichtbaren Reich (zumindest hoffte ich das). Ich hätte gerne mit ihnen gesprochen, aber ich hatte keine Gelegenheit dazu und war zu sehr in meine Gedanken vertieft, um mir die Mühe zu machen, einen zu finden. Ich hätte ihnen gerne gesagt, wie sehr mich die Vorstellung, an diesem Ort zu sein, bewegte. Aber ich spürte, dass sie mir wahrscheinlich nicht glauben würden. Und doch... Wer konnte das schon sagen? Hatten mir nicht schon Hunderte die rührendsten Vertrauensbeweise gegeben, nachdem sie eine Viertelstunde mit mir gesprochen hatten — oder weniger? Schließlich war es für einen Fremden nicht ungewöhnlicher, sich so zu fühlen wie ich am Fuße des Hermannsdenkmals, als dass ich den Obersalzberg oder Landsberg am Lech in dem Geiste besucht hätte, in dem ich es getan hatte. Ungewöhnlich war, dass ein Ausländer überhaupt so fühlte wie ich in Verbindung mit der privilegierten Nation — Hermanns, Bismarcks und Adolf Hitlers — und sie aufrichtig als das heilige Land des Westens betrachtete.

Ich ging langsam die Treppe hinunter. Um die Statue richtig zu sehen, setzte ich mich direkt davor auf die Steinbank, die die untere Terrasse an der Westseite des Denkmals begrenzt. Ich lese die Inschrift zu Ehren von Ernst von Bandel, dem Architekten des Denkmals — eine Inschrift auf einer bronzenen Gedenktafel mit dem Konterfei des Architekten und dem Datum der Einweihung des Denkmals: 1875. "Vier Jahre nach dem Ende des Krieges mit Frankreich", dachte ich; "Ach, wäre dieser Krieg auch ein siegreicher gewesen! Wie würde alles anders sein als das, was wir jetzt sehen! — Wie anders wären die Lebensbedingungen, die Sorgen der Menschen, ihre Einstellung zur jüngsten Vergangenheit, die ganze Atmosphäre, die man in Deutschland atmet! Es gibt Männer und Frauen — auch in diesem Land. die "keine Kriege mehr" wollen. Ich habe kein Recht, sie zu kritisieren; kein Recht, in ihrer Gegenwart zu sprechen, wo sie doch in diesem letzten Krieg alles, was sie hatten, um *meiner* Ideale willen erlitten und verloren haben, während ich (wenn auch sehr gegen meinen Willen) in Sicherheit war, sechstausend Meilen weit weg... Dennoch... Diese Sehnsucht

nach Frieden ist mir fremd. Ich könnte den Frieden nach einem siegreichen Krieg verstehen: Frieden, um die eigenen Verluste auszugleichen und die eigenen Eroberungen zu festigen. Aber dauerhafter Frieden nach einer Katastrophe? Verzicht auf den Willen zur Rache an den Kameraden? Akzeptanz der eigenen Verluste und der Demütigung als *vollendete Tatsache*? Niemals! Allein der Gedanke an einen solchen Frieden ist unerträglich!"

Ich blickte zum Standbild Hermanns des Befreiers auf und erinnerte mich noch einmal an die alten, kriegerischen Worte: "Solange der Feind uns auf deutschem Boden widersteht, ist Hass unser Gesetz und unsere Pflicht: Rache!" Dann suchte ich eine Ansichtskarte des Denkmals heraus, die ich in Detmold gekauft hatte, schrieb den historischen Satz darauf, steckte sie in einen Umschlag und adressierte diesen an Herrn B. in Hannover. Ausgerechnet der alte deutsche Heide würde meine Gefühle verstehen — und sie teilen.

"Der *Hass ist unser Gesetz...* "Während ich diese Worte schrieb, kamen mir jedoch andere — ihr genaues Gegenteil — in den Sinn, wie das ferne Echo einer völlig anderen Welt; Worte des größten aller Vertreter der angeblichen Weisheit dieser Welt und eines der konsequentesten Sucher nach Frieden — nach *echtem* inneren Frieden. der je gelebt hat: des Buddha: "Wenn Hass auf Hass antwortet, wann soll dann der Hass aufhören?" Und ich lächelte bitter über den Kontrast zwischen der Aufrichtigkeit und Logik dessen, der diese bekannte Frage gestellt hat, und dem ungeheuren Maß an Heuchelei der meisten, die sie in den letzten zweitausendfünfhundert Jahren zitiert haben. Und in meinem Herzen gab ich dem Gesegneten (oder denen, die in seinem Namen sprechen) meine eigene Antwort — *unsere* Antwort — zumindest in vollkommener Aufrichtigkeit: "Wann wird der Hass aufhören? *Niemals*! Wer will denn überhaupt, dass er aufhört? Niemand — abgesehen von einer Handvoll *wirklicher* Friedensliebhaber. (Und diese suchen den Frieden in sich selbst und überlassen die Welt ihrem Schicksal.) Die Welt lebt unter dem Gesetz des Kampfes, das in allen außer einer führenden Minderheit von Kämpfern, die in absoluter Losgelöstheit handeln, Liebe *und* Hass impliziert: die untrennbaren Gegensätze. Der Hass wird so oder so weitergehen. Warum sollte man *versuchen,* ihn aufzuhalten? Lasst das unerbittliche Rad von Aktion und Reaktion — von Sieg und Niederlage, von Rache und weiterer Rache, *ad infinitum* — seinen flammenden Lauf nehmen und heute uns, morgen unsere Feinde, dann wieder uns, dann wieder sie zermalmen! Für uns, die wir ein kämpfendes Volk sind — Barbaren, Dschungeltiere, und froh und stolz, solche zu sein, — für uns, die wir den Frieden langweilig finden, ist das besser, als dem Gesetz des Dschungels zu entsagen. Wofür würden wir jetzt, nach 1945, leben, wenn wir nicht diese eine große Hoffnung hätten, lange genug auszuharren, um das unwiderstehliche Rad weiterrollen zu sehen; ja, diese Hoffnung, dass uns die Möglichkeit gewährt wird, es selbst ein wenig schneller voranzutreiben, über die gefallenen Körper der Heuchler, die uns den Frieden predigen...“

Diese Heuchler — nicht die Buddhisten, nicht die Jains, sondern die Christen, denn das Christentum (die Ablehnung von Gewalt ohne die Ablehnung von Leben und die Ablehnung von Gewalt nur gegenüber Menschen, weit weniger logisch als der Buddhismus oder der Jainismus) ist der pazifistische Glaube des Westens — diese Heuchler, sage ich, hatten 1945 eine wunderbare Gelegenheit, uns die Vorzüglichkeit dessen zu zeigen, was sie so gerne predigen, wenn sie es wollten. Sie hätten sowohl die Weisheit ihres Meisters, Jesus, als auch die ältere Weisheit des Erleuchteten in die Praxis umsetzen können. Sie hätten uns — "ihre Feinde" — lieben können; — und sie hätten denken können: "Ja, wenn Hass auf Hass antwortet, wann wird der Hass aufhören?" und *nicht* einmal den Hass der am wenigsten Abgehobenen unter uns beantworten. Anstatt uns so zu behandeln, wie sie es taten (viel *schlimmer*, als wir unsere Feinde behandelten), hätten sie uns gehen lassen können, unverletzt und frei, und alles in ihrer Macht Stehende tun können, um den unseren *keine* neuen Gewalttaten hinzuzufügen. Wer weiß? Vielleicht hätten sie *dann* das alte Rad zum Stillstand gezwungen und der Welt etwas kaum zu Glaubendes geschenkt: nach Jahrtausenden den Sieg des Friedensgeistes. Jedenfalls war es *ihre* Aufgabe, diesen großzügigen Schritt zu tun: Wir waren nicht mehr an der Macht; und Jesus Christus — ihr Meister, nicht der unsere — hat alle seine wahren Anhänger aufgefordert, das Böse mit dem Guten zu vergelten. Aber das haben sie *nicht* getan; sie haben es nicht einmal versucht. Stattdessen schenkten sie uns diese Reihe von schändlichen Prozessen und all die Schrecken, Folterungen, Inhaftierungen und Hinrichtungen, die man kennt. Sie haben die einmalige Gelegenheit verpasst, die Grundsätze anzuwenden und die so genannten "Werte", die sie eigentlich verteidigen sollten, zu leben; die Gelegenheit, der Welt — und vor allem *uns* — zu zeigen, wie wunderbar diese "Werte" sind. *Jetzt ist es zu spät*. Man kann von uns nicht erwarten, dass wir beim nächsten Mal oder zu irgendeinem anderen Zeitpunkt, wenn der Sieg auf unserer Seite ist, eine praktische Demonstration von Prinzipien geben, an die *wir* nicht glauben. Möge das Rad von Aktion und Reaktion weiterdrehen und jede zweite Generation zermalmen! Wir beabsichtigen, Hass mit Hass zu beantworten, Rachsucht mit noch größerer Rachsucht. Wir geben uns mit dem Gesetz des Dschungels zufrieden und haben keinerlei Verlangen nach Frieden, weder in diesem noch in einem anderen Leben, falls es ein anderes gibt — oder *andere*. Alles, was wir wollen, ist, noch einmal die Macht zu ergreifen — es spielt keine Rolle, *wie* und *wann* — und diejenigen von uns zu rächen, die die Gläubigen der "Werte", die wir leugnen, im Namen der "Rechte des Menschen" getötet haben; jeden einzelnen von ihnen zehntausendfach zu rächen!

So ging es mir lange Zeit, als ich auf dieser Steinbank saß und auf die Statue von Hermann dem Befreier blickte. Dann dachte ich — wie schon auf dem Weg durch den Wald — über die historische Bedeutung des Cheruskerhäuptlings nach.

"Es ist die Zukunft, die die Vergangenheit erschafft, so seltsam das klingen mag", überlegte ich. "Es ist die Zukunft, die der Vergangenheit ihre Bedeutung

verleiht, die sie in den Augen jeder nachfolgenden Generation in dem besonderen Licht erscheinen lässt, in dem sie gesehen wird. Hermann der Befreier ist historisch gesehen groß, weil das, was er befreit hat — Deutschland — sich bis zum heutigen Tag als enorm wertvoll erwiesen hat. Auch die Häuptlinge, die schließlich besiegt wurden und ihrem Volk nicht wie er Jahrhunderte römischer Herrschaft mit all ihren Folgen ersparen konnten — Boadicea, Königin der Icener, Vercingetorix. haben in der Geschichte einen Namen, weil sie das frühe kollektive Bewusstsein von Völkern verkörperten, die im Laufe der Zeit dazu bestimmt waren, eine große Rolle in der Entwicklung der Welt zu spielen. Ihre Völker, auch wenn sie ihre alte Sprache verloren haben, auch wenn sie, wie im Falle der Franzosen, ihr altes Blut weitgehend verloren haben, verehren sie noch immer als Nationalhelden. Und auch sie haben Denkmäler zu ihrem Ruhm errichtet. Hermann der Cherusker aber hat nicht nur ein steinernes Denkmal in Deutschland und einen Namen in der Geschichte. Die lebendige Kraft, die er vor zweitausend Jahren verkörperte — das Deutschtum. hat seither viele Male ihren Ausdruck gefunden *und ist heute eine lebendige Kraft*, der der größte Europäer aller Zeiten — Adolf Hitler, ebenfalls ein Deutscher — einen neuen Impuls und eine erweiterte Bedeutung gegeben hat. Wäre Deutschland nicht im Wesentlichen das *geblieben*, *was* es schon zu Hermanns Zeiten und zweifellos auch vorher war: der Kern der kämpferischen arischen Menschheit im Westen, der verzweifelt nicht nur gegen "seine Feinde" kämpfte, sondern gegen jede neue Macht, die ihrerseits die Existenz der höheren Menschheit in ihrem Blut und ihrer Seele (in ihrer Seele *durch* ihr Blut) bedrohte — es würde *heute* wenig ausmachen, ob Hermann Varus geschlagen hätte oder ob das Gegenteil eingetreten wäre. Sein tatsächlicher Sieg über die Legionen im Jahre 9 und die Tatsache, dass er den römischen Schwung endgültig gebrochen und die Unabhängigkeit Deutschlands gerettet hat, wäre allenfalls eine Sache des Stolzes für die Deutschen selbst gewesen. Ein Ereignis von weitreichender historischer Potenz wäre es nicht gewesen. Es wäre nicht der Sieg der arischen Blutsreinheit gewesen und hätte als solcher eine bleibende Bedeutung für die ganze Welt gehabt. So wie die Dinge liegen, hat es die dauerhafte Existenz *jenes* Deutschlands ermöglicht, dessen Aufgabe es war, im Laufe der Jahrhunderte alle Arten von künstlichem Internationalismus zu bekämpfen, sowohl politisch als auch geistig. Es ist in der Tat *das* Ereignis, das Deutschland auf den glorreichen Weg brachte, den es für alle Zeiten beschreiten sollte; das Ereignis, dessen ferne und kulminierende Folge in unserer Zeit die Geburt des neuen, voll bewussten Deutschlands Adolf Hitlers sein sollte, des Führers der neuen Welt unserer Träume.

Das ist es, was Hermann meint, objektiv gesehen. Das ist es auch, was er für uns bedeutet.

Widerwillig stand ich auf und ging durch den Park zurück zu der Straße, die ich zuerst genommen hatte.

Als ich im Schatten der hohen Bäume am anderen Ende des Platzes umherwanderte und mich nicht von der Umgebung losreißen konnte, bemerkte ich ein kleines und recht einfaches Denkmal: grobe Steinblöcke, die übereinander gestapelt und zusammenzementiert waren. Ich lese die Inschrift auf der in den Felsen eingelassenen Bronzetafel: "Dem Eisernen Kanzler, die ihn verehren". Und ich spürte, wie mich ein Schauer der Begeisterung überkam, als ich mir dieser ungeheuren Realität bewusst wurde: Deutschland in der Unvergänglichkeit seiner Kraft; in Hermann; in Heinrich dem Ersten; in Friedrich dem Großen; in Bismarck — in allen großen Machern des Reiches durch die Jahrhunderte; in dem, der der Gründer des Dritten Reiches ist und mehr als das: Adolf Hitler; ein Blut; ein Geist; ein Ziel; und dieses Ziel: die Herrschaft der Besten; der Traum des sterbenden Alexander, den ich in meiner Kindheit und Jugend verehrt hatte!

Ich bin kein Deutscher; das mag sein. Aber es gibt nur wenige Menschen, die vor dem kleinen Denkmal aus unregelmäßigen Felsbrocken stehen bleiben und die Worte lesen: "Dem Eisernen Kanzler...“ lesen, sind so gerührt wie ich, selbst wenn sie Deutsche *sind*. Nur wenige freuen sich aufrichtig über den Gedanken, dass *dieses* Denkmal in der Nähe des Denkmals steht, das dem alten Befreier gewidmet ist. Genauso viel, wenn nicht sogar mehr als die Pracht des Waldes selbst, genauso viel, wenn nicht sogar mehr als die Majestät der Hügel, trieb mir der Anblick dieser wenigen Steine, die zusammengefügt wurden, Tränen in die Augen — der Anblick dieser Steine, die die verschiedenen deutschen Staaten symbolisieren, die durch die Gunst der himmlischen Mächte und durch Otto von Bismarcks unermüdlichen Willen und lebenslange Bemühungen zu *einem* Reich zusammengefügt wurden.

Ich erinnerte mich an die Worte des Eisernen Kanzlers, die auf dem Schwert des Cheruskerhelden eingraviert waren: "*Deutsche Einigkeit: meine Stärke; meine Stärke: Deutschlands Macht*" und die berühmte Parole: "*Ein Volk; ein; Reich; ein Führer*!", die ich so gut kenne. Und einmal mehr wurde mir die Bedeutung meiner Pilgerreise bewusst.

Ich bin kein Deutscher; das mag sein. Aber das nordische Blut — das beste Blut des Westens. in dem das Geheimnis der deutschen Größe liegt, ist, zumindest teilweise, auch meins. Der Traum vom geläuterten, regenerierten Aryandom, vereint unter der Herrschaft des Volkes Adolf Hitlers, ist sicherlich der meine. Einmal mehr staunte ich über das geduldige Wirken der unsichtbaren Mächte des Lichts, die aus dem gegenwärtigen Chaos ein neues Europa und eine neue arische Welt hervorbringen; und über Deutschlands vorherbestimmte Rolle in dieser großen Schöpfung; und über die Tatsache, dass ich — vor der Zeit — gekommen war und den Pilgerweg für die Millionen zukünftiger Zeitalter eröffnet hatte, die (endlich!) das Geheimnis des irdischen Heils verstehen und in ehrfürchtiger

Dankbarkeit das Land Hermanns und Bismarcks besuchen werden, *weil* es auch das Land Nietzsches und Adolf Hitlers ist — wie ich heute.

"Vom Traum des regenerierten Ariertums zum Nationalsozialismus. Und vom Nationalsozialismus zum Verständnis und zur Liebe zum ewigen Deutschland" — in diesen Worten könnte man die Geschichte meiner persönlichen Entwicklung zusammenfassen, dachte ich. Wer kann schon sagen, inwieweit sie die Geschichte einer herrschenden arischen Minderheit vorwegnimmt, die bereitwillig und selbstlos im Dienste des neuen Großdeutschen Reiches lebt?

Ich wollte den alten Sitz des Lichtkultes besuchen: die *Externsteine*, etwa fünfzehn Kilometer vom Hermannsdenkmal entfernt. Ich hatte vor, zu Fuß dorthin zu gehen. Aber jetzt war es zu spät: Vor Sonnenuntergang konnte ich den Ort nicht mehr erreichen.

Es war kalt geworden. Ich ging und trank eine Tasse Kaffee im Luxuscafé am Eingang des Parks, nur um noch eine halbe Stunde auf dem Hügel zu bleiben, ohne draußen sitzen zu müssen. Dort sagte man mir, dass eine Besuchergruppe im Begriff sei, mit einem Auto zu den Externsteinen zu fahren, und dass ich willkommen sei, wenn ich die Gelegenheit wahrnehmen wolle. Ich sagte gerne zu.

"Aber wir fahren nicht direkt dorthin", erklärte der Fahrer. "Wir haben vor, unterwegs in Berlebeck anzuhalten und uns das Tal der Adler anzusehen. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus; wir werden auf jeden Fall vor Sonnenuntergang vor den Externsteinen sein."

Ich muss zugeben, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben von der Existenz des "Tals der Adler" gehört habe. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was das sein könnte. Andererseits wollte ich meine Unwissenheit auch nicht durch eine Frage zum Ausdruck bringen. "Natürlich macht mir das nichts aus", antwortete ich schlicht. "Im Gegenteil, ich würde mich freuen, *auch* das zu sehen."

Ich nahm an der Seite des Fahrers Platz. Das Auto rollte bergab, die breite, asphaltierte Straße entlang. Über den herbstlich bewaldeten Hängen leuchtete die Sonne noch ziemlich hoch am hellen, reinen Himmel.

Wir erreichten Berlebeck etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Wir stiegen aus dem Auto aus, gingen auf halber Strecke einen kleinen Hügel hinauf und betraten einen Ort, — ein offenes, flaches Gelände, das völlig von der Straße abgeschnitten war, — an dem man in einem Abstand von zwölf oder fünfzehn Metern die beeindruckenden Formen einer ganzen Reihe von Raubvögeln sehen konnte: Adler verschiedener Arten und mindestens ein Geier. Die Vögel, von denen man beim Betreten einen Blick von hinten erhaschen konnte, saßen auf Ständern und waren völlig unbeweglich. (So sehr, dass ich mich auf den ersten

Blick fragte, ob sie lebendig oder nur ausgestopft waren.) Das Gelände blickte auf ein wunderschönes Tal, das auf beiden Seiten von Wäldern bedeckt war: das Tal der Adler. Die ganze Landschaft hatte etwas Feierliches, Stolzes und Trauriges an sich. Und die Adler, die sie beherrschten, unterstrichen diesen Eindruck noch. Sie waren alle von bemerkenswerter Größe und unbeweglich und sahen aus wie Adlergeister, die in diesen herrlichen, einsamen Hügeln spukten — Geister, die sich in einem lautlosen und bewegungslosen, geheimnisvollen Halbkreis versammelten, um einen den Menschen unbekannten Zweck zu erfüllen.

Ein langes Gebäude im Erdgeschoss verlief entlang einer Seite des offenen Raums — auf der rechten Seite, wenn man eintrat. Als ich daran vorbeiging, bemerkte ich Käfige darin. Verbrachten diese — oder andere — Adler den größten Teil ihres Lebens in Käfigen? Da ich die Regeln der berühmten *Adlerwarte* nicht kannte, dachte ich zunächst, dass sie das taten. Und plötzlich erinnerte ich mich an den Hinweis meiner Mutter auf die armen Adler im Tierpark von Lyon in dem einen Brief, den sie mir während meines Aufenthalts in Werl geschrieben hatte, offensichtlich in der Absicht, mir das Gefühl zu geben, dass mein Schicksal doch noch schlimmer hätte sein können: "*Du* wirst in drei Jahren, wenn nicht früher, herauskommen. Denken Sie an die gefangenen Adler im Park. *Sie* werden nie wieder frei sein." Ich hatte sicher noch nie mit so viel Verständnis und Mitgefühl an gefangene Tiere gedacht, seit ich selbst zum Gefangenen geworden war. Und dieser Brief hatte mir den Schrecken aller Käfige, sei es für Vögel oder Vierbeiner, nur noch bewusster gemacht. Die Käfige, die ich jetzt sah, waren wenigstens ziemlich groß, verglichen mit denen im Lyoner Park. Trotzdem...“Die armen Adler!", dachte ich.

Doch dann gab uns der Leiter des Ortes ein paar erklärende Worte mit auf den Weg. Zu meiner Freude erfuhr ich von ihm, dass einer der Vögel *frei* war und in der Sonne flog, irgendwo über den schönen bewaldeten Hügeln. Aber er würde zurückkommen: das taten die Adler immer nach einem "Urlaub", dessen Dauer zwischen einigen Stunden und sechs Wochen variierte. Er kehrte aus freien Stücken in seinen Käfig zurück — wo er wusste, dass er gefüttert wurde. wenn er der Strapazen und Risiken eines unabhängigen und abenteuerlichen Lebens überdrüssig war. Dann, *und nur dann*, würde er *einen anderen* Adler freilassen... bis dieser seinerseits zurückkäme und einem dritten die Chance gäbe, seine Flügel zu öffnen und zu jagen, wie es seiner Natur entspricht. (Niemals werden zwei auf einmal freigelassen, sagte uns der Mann, denn dann würden sie bis zum Ende kämpfen, und jeder würde sich für den König der Region halten und hätte das alleinige Jagdrecht.)

Mit anderen Worten, diese gefangenen Adler, die jetzt über das Tal blicken, an einem Fuß mit einem starken, etwa zehn oder zwölf Meter langen Lederband gefesselt, erhielten alle nacheinander unbegrenzten Ausgang auf *Bewährung*! Und die übrigen standen als Garantie für jeden freigelassenen Adler...

Der Wächter ging auf den letzten Adler zu, der am Ende des großen Halbkreises stand. Der Adler schlug mit den Flügeln, als würde er sich freuen, den Mann zu sehen. Er versuchte nicht wirklich zu fliegen: Er wusste offenbar, dass er an einem Bein gefesselt war. Selbst als der Mann ihm seinen Arm als Sitzgelegenheit anbot (nachdem er einen dicken Lederhandschuh und ein Armband angezogen hatte, um sich vor den scharfen Krallen zu schützen), wollte der Vogel seinen Platz nicht verlassen. Er war schließlich in einer düsteren Stimmung. Dachte er an die Freiheit über den Bergkuppen und sehnte sich nach seinem nächsten Urlaub? Wer weiß das schon?

Der Mann gab uns ein paar Worte der Erklärung über die Größe des Adlers, Gewohnheiten, Ort der Herkunft, etc.... und ging zum nächsten. Dieser andere Vogel flog sofort auf das Handgelenk des Mannes zu, bot ihn an und erlaubte ihm sogar, sein Gefieder zu streicheln. Aber er öffnete seinen Schnabel nicht. Nachdem der Mann ein paar Minuten lang über ihn gesprochen hatte, ging er weiter und zeigte uns einen nach dem anderen Insassen seiner *Adlerwarte*. Schließlich kam er zu der Stelle, an der ich stand, und blieb vor einem schönen großen graubraunen Adler stehen, der kaum zwei Meter von mir entfernt hockte. Ich hatte das majestätische Geschöpf bereits bemerkt und bewundert, das den Abbildungen des traditionellen "deutschen Adlers" so ähnlich war, dass er mir wie ein lebendiges Symbol des Reiches erschien: eine Art übernatürlicher, unsterblicher, heiliger Vogel, in dem sich das Leben des Volkes meines Führers auf immer geheimnisvoll widerspiegelt.

Der Mann rief den Adler. Dieser öffnete seine Flügel so weit wie möglich und schlug mehrmals damit, als wolle er fliegen, und wandte seinen Kopf zur Seite und nach oben und blickte seinen Wächter aufmerksam an. Mit seinen ausgebreiteten dunklen Flügeln, dem Kopf und dem Schnabel im Profil sah der kaiserliche Vogel heraldischer, unwirklicher und bedeutungsvoller denn je aus. Ich konnte nicht umhin, einen Schrei der Bewunderung auszustoßen: "Die Schönheit! — der lebendige Reichsadler! Ich *bin* froh, dass ich gekommen bin!...“

"Sie haben Recht: Man könnte ihn sich auf einer Fahne vorstellen oder in einem Buch abgedruckt", sagte einer der Anwesenden.

Der Pfleger streckte sein lederbewehrtes Handgelenk aus, woraufhin der Vogel ein oder zwei Meter weit flog und sich darauf setzte. Dann streckte er den Kopf aus, öffnete den Schnabel und berührte das Gesicht des Mannes, als wolle er ihn küssen. Es war rührend zu sehen, welches Vertrauen diese Raubvögel in ihren Pfleger zu haben schienen. Der Mann sprach mit dem Adler wie mit einem Kind: "Das ist in Ordnung! Jetzt erzähl uns etwas; hab keine Angst!"... Aber der Adler begnügte sich damit, seinen Schnabel noch zwei- oder dreimal zu öffnen — als ob er wirklich etwas zu sagen *hätte*. ohne jedoch einen Laut von sich zu geben.

Der Mann sprach zu den Besuchern: "Das ist die Art von Adler, die in unseren deutschen Bergen zu finden ist; die, die wir am besten kennen, — das

lebende Modell unseres Reichsadlers. Und seht ihr: wie wir will er sprechen, wenigstens zu seinen Freunden. Aber er tut es nicht. Er öffnet nur seinen Schnabel und schließt ihn schnell wieder, weil er spürt, — wahrscheinlich, — dass es sinnlos ist, etwas zu sagen. Denn was kann er schon sagen, der arme Reichsadler, wo doch alles, was er denkt, verboten ist, alles, was er liebt, verurteilt ist, alles, was er sagen *würde*, (wenn er frei wäre) verboten ist?"

Die Leute, die mit mir im Auto mitgefahren waren, lächelten über den bitteren und nur allzu passenden Witz. Ich blickte über das Tal — das wunderschöne bewaldete Tal, über dem die Adler wie Wachen postiert zu sein schienen; wartend. Und zum millionsten Mal dachte ich: "Ja, verboten, verdammt, untersagt, alles, was wir lieben und wofür wir stehen. Bis wann? Bis wann? Wann wird der symbolische Reichsadler wieder seine unsterblichen Schwingen öffnen und ungehindert über künstliche Grenzen fliegen, den Kranz der Herrlichkeit tragen, in dessen Mitte das heilige Sonnenrad steht? Wann werden wir wieder dieses Bild — den Adler mit dem Hakenkreuz — auf allen Amtsgebäuden, Amtspapieren und Staatsuniformen des Deutschen Reiches... und auf Gebäuden und Amtspapieren in eroberten Ländern sehen?" Und bei dem Gedanken an den verlorenen Krieg, — und vielleicht auch an mein eigenes nutzloses Leben, — traten mir Tränen in die Augen.

Der Mann zeigte uns acht oder neun weitere Exemplare verschiedener Arten von Raubvögeln aus der Familie der Adler. "Dieser hier ist der größte, den wir besitzen", sagte er und blieb am Ende der Reihe vor einem riesigen dunkelgrauen Federvieh stehen, "ein sehr seltenes Exemplar, das ursprünglich aus Tibet stammt. Öffnung der Flügel: zwei Meter achtzig. Dieser Vogel wurde unserer Sammlung von den Russen geschenkt. Beachten Sie seine Augen: rot, weiß und schwarz — und zwar in der richtigen Reihenfolge: *erst* ein roter Kreis, *dann* ein weißer, und dann schwarz in der Mitte! Vielleicht wollen die Russen ihn nicht mehr haben, weil er diese Farben trägt... Aber *wir* sind froh, ihn zu haben, nicht wahr?"

Die Sonne ging langsam unter.

Bevor wir den Ort verließen, bedankten wir uns alle sehr herzlich bei unserem Führer. Ich äußerte eine Bitte — vielleicht eine dumme, aber eine aufrichtige: "Darf *ich*", fragte ich, "den schönen Reichsadler an mein Handgelenk nehmen — nur für eine Weile, und nachdem ich den Lederhandschuh getragen habe, natürlich?"

Der Mann sah mich halb erstaunt und halb amüsiert an. Ein Kind hätte so etwas fragen können, und ich,... nun,... jeder konnte sehen, dass ich weit über vierzig war, um nicht zu sagen fast fünfzig. Aber der Mann verstand, dass ich, wenn er "ja" sagte, sehr wahrscheinlich versuchen würde, meinen Vorschlag in die Tat umzusetzen. Und wer würde dann die ganze Gruppe daran hindern, es mir nachmachen zu wollen? (Am 7. Juli 1954, als ich die *Adlerwarte* zum zweiten Mal besuchte, *nicht* in einer Gruppe, sondern in Begleitung einer englischen Freundin, war der

Wächter der Adler so freundlich, ihr und mir zu erlauben, den Vogel auf unsere Handgelenke zu nehmen.)

"Das würde ich Ihnen nicht raten!", antwortete der Adlerwächter. Aber ich fand, dass ein paar Worte zur Erklärung meiner scheinbar seltsamen Reaktionen nicht unangebracht waren:

"Kein Tier hat mir je etwas getan", sagte ich. "Sie spüren, dass ich sie liebe und haben keine Angst. Einmal, im Zoo von Kalkutta, steckte ich meinen ganzen Arm in den Tigerkäfig und streichelte einen schönen großen Tiger. Er sah mich an, schloss dann halb seine phosphoreszierenden Augen und rieb sich nur an den Gitterstäben seines Gefängnisses und schnurrte wie eine riesige Katze. Ich habe das Gefühl, dass der Reichsadler mich genauso gut, wenn nicht sogar besser behandeln konnte als der königliche bengalische Tiger."

Der Mann und die Leute, mit denen ich gekommen war, waren alle sehr interessiert an dieser Tiger-Episode (die übrigens vollkommen wahr ist). Ich frage mich, inwieweit sie die Bedeutung verstanden haben, die ich mit meinen Worten ausdrücken wollte. Der Hüter der Adler schien mich zu verstehen. Wer weiß, ob auch er es wirklich tat oder nicht? Es spielt jedenfalls keine Rolle.

Bald rollte der Wagen auf der Straße zu den Externsteinen. In meinen Gedanken erinnerte ich mich an den Anblick des Tals der gefangenen Adler und an den Anblick der Statue Hermanns des Befreiers — oben auf den Hügeln mit Blick über den ganzen Teutoburger Wald und ganz Deutschland — und an den Anblick des Denkmals "für den Eisernen Kanzler", das ich im Park gesehen hatte. Und ich dachte: "Möge der Geist des Cheruskerhäuptlings, der auch der von Bismarck, dem Schöpfer des Zweiten Reiches, und der von Adolf Hitler und der unsrige ist, den deutschen Adler noch einmal befreien und ihn in seinem siegreichen Flug über veraltete Grenzen mit der göttlichen Kriegsfreude von einst und von gestern und von immer erfüllen — der Freude der Herrschaftsgeborenen in ihrem endlosen Vorwärtsmarsch in die vier Himmelsrichtungen!"

Kapitel 9

DIE FELSEN DER SONNE

Die Externsteine, 23. Oktober 1953, am Abend

Wir fuhren durch und an Horn vorbei, ohne anzuhalten, wandten uns am Stadtrand nach rechts und dann, nach weiteren fünfhundert Metern, nach links und folgten einer schönen asphaltierten Straße, die von Bäumen gesäumt war, und Wiesen, hinter denen noch mehr Bäume zu sehen waren — derselbe unendliche Teutoburger Wald im Herbstkleid, den ich nicht müde wurde zu bewundern. Ich schaute nach rechts und links und nach vorn und sprach nicht. Ich beobachtete das Herannahen des Abends auf dem feurigen Rot und Gelb und Braun der fallenden Blätter und dachte an die gefangenen Adler und an das versklavte Deutschland und sehnte den Tag der *Rache* so unablässig herbei, wie ich es in der Tat seit achteinhalb Jahren getan hatte.

Plötzlich tauchte am Straßenrand eine Reihe senkrechter Felsen auf, die etwa hundert Fuß hoch waren, aber viel höher aussahen, vor allem aus kurzer Entfernung, und sich gleichmäßig grau gegen den hellen Hintergrund des Abendhimmels abhoben. Ich erkannte sie sofort, weil ich Bilder von ihnen gesehen hatte, und rief mit leiser Stimme und voller Entzücken aus: "Die Externsteine!"

Wir stiegen aus dem Auto aus. Ich stand automatisch abseits der anderen Reisenden, als ob ich mir der Tatsache bewusst wäre, dass wir zwei verschiedenen Welten angehörten; dass sie, obwohl sie Deutsche waren, hier nur Touristen waren, während ich, obwohl ein Ausländer, bereits ein Pilger war.

Ich blickte hinauf zu den unregelmäßigen Steinformen, die zwischen mir und dem weiteren Wald standen, in den die befahrbare Straße führte. Die vertrauten Umrisse faszinierten mich. Nicht, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Ort besuchte, der vom Ansehen einer uralten Sonnenverehrung geprägt war: Es war alles andere *als* das erste Mal! Ich hatte Delphi und Delos gesehen, die Ruinen von Ober- und Unterägypten: Karnak und die Pyramiden. Und in Indien hatte ich die berühmte "Schwarze Pagode" (den Konarak-Tempel in der Nähe von Puri) besucht, die in Form eines Sonnenwagens gebaut wurde, der auf zwölf riesigen Rädern ruht, von denen jedes einem Tierkreiszeichen entspricht, und die in der Bildhauerei die herrlichste Darstellung des Lebens in all seinen

Stadien — in seiner ganzen Fülle — zeigt, von den wildesten erotischen Szenen, die den größten Teil der Oberfläche der unteren Wände schmücken, bis hin zur heiteren Stille der einsamen Meditation: die Meditation des Sonnengottes selbst, dessen sitzende Statue das gesamte Bauwerk beherrscht. Und ich hatte den außergewöhnlichen Tempel von Sringeri besucht, dessen zwölf Säulen nacheinander von den ersten Sonnenstrahlen getroffen werden, wenn die Sonne in eine neue Konstellation eintritt. Aber ich hatte mich noch nie (außer einmal in Schweden) an einem Ort befunden, der durch die Anbetung unseres Muttersterns — die alte Anbetung des Lichts und des Lebens — in einem germanischen Land geheiligt war. Und diese Felsen, so wusste ich, waren in unvordenklicher Zeit das Zentrum der germanischen Sonnenriten gewesen. Ich fühlte mich wie ein Mensch, der einen langen Weg und eine lange Zeit gegangen ist — der aus einem sehr, sehr fernen Land gekommen ist, — mit einem bestimmten Ziel, und der schließlich das Ziel erreicht. Ich hatte nun, wenn schon nicht das *Ende* (denn es *gibt* kein Ende), so doch wenigstens den Höhepunkt meiner Pilgerreise durch Deutschland und durch das Leben erreicht. Und ich war glücklich. Ich hatte die Quelle erreicht, an der ich meine geistigen Kräfte für den ewigen Kampf in seiner modernen Form auftanken konnte: den Kampf der Mächte des Lichts gegen die Mächte der Finsternis, den ich als den der nationalsozialistischen Werte gegen die des Christentums und des Marxismus erlebte, — der ältesten und der neuesten jüdischen Doktrin für den arischen Konsum, die ich unermüdlich bekämpft hatte und weiter bekämpfen würde.

Ich betrachtete die unregelmäßigen dunkelgrauen Felsen, und Tränen traten mir in die Augen. Und als die Leute, mit denen ich gereist war, mich verabschiedeten, um dem Führer zu folgen, der gekommen war, um sie herumzuführen, war ich froh: Ich wollte die Felsen ohne Eile und, soweit möglich, allein sehen.

Direkt vor mir stand der höchste Felsen, ein langer, rauer Zylinder — oder besser gesagt, ein Prisma — aus Stein, ganz leicht nach links geneigt wie der Stamm eines riesigen Baumes, den die Zeit abgenutzt und die Menschen verstümmelt hatten, ohne ihn zerstören zu können. Ich wusste, dass sich auf der Spitze dieses Felsens das Heiligtum befand, von dem aus die Weisen der alten Zeit am Morgen der Sommersonnenwende den frühesten Sonnenaufgang begrüßten. Von unten konnte ich die Brücke sehen, über die man heute dorthin gelangt — die Brücke, die jetzt den höchsten Felsen, der gemeinhin "der Zweite" genannt wird, mit dem nächsten auf der linken Seite verbindet, der gemeinhin "der Dritte" genannt wird (so heißt er zumindest in der einen ausführlichen archäologischen Studie, die ich bis dahin über die *Externsteine* gelesen hatte).

Langsam stieg ich die in den lebenden Felsen gehauene Treppe an der Seite der "dritten" Klippe hinauf und hielt ab und zu inne, um die Landschaft zu bewundern, über die meine Augen bei jedem neuen Schritt ein wenig höher wanderten: den kleinen See, in dessen stilles Wasser die äußerste Klippe rechts — die "erste" — senkrecht hinabstürzt; die dichten Wälder dahinter; die Verlängerung der Straße, auf der ich gekommen war, am Hang links und am See vorbei in weitere Wälder; und auf der anderen Seite — nach Nordosten, woher ich gekommen war — die bewaldeten Hügel um und jenseits von Horn und Detmold. Im Licht des Sonnenuntergangs erschienen die Rottöne des Herbstwaldes heller und die Brauntöne röter. Und der See war eine glatte Fläche von leuchtender Dunkelheit und leuchtendem Orange-Gold, auf dessen gegenüberliegender Seite ich den auf dem Kopf stehenden Spiegel des Waldes sehen konnte. Ich stieg hinauf und hinauf, und nachdem ich die Brücke überquert hatte, ohne einen Blick in die Leere unter mir zu wagen, stand ich in dem uralten Heiligtum, das ich zu sehen bekommen hatte. Und ich erschauderte, überwältigt von dem Gefühl, mich auf heiligem Boden zu befinden.

Es ist schwer zu sagen, wie das Heiligtum einst aussah. Heute — fast zwölfhundert Jahre nach seiner systematischen Zerstörung durch den christlichen Fanatismus — betritt man einen etwa sechs Meter langen und nicht ganz vier Meter breiten, nicht überdachten Steinboden. An einem Ende des Raumes, rechts vom Eingang, d.h. im Nordosten, sieht man einen riesigen Felsbrocken — einen Teil des Felsens, auf dem man steht. der zu einem gewölbten Hohlraum ausgehöhlt ist, dessen Bodenniveau einen Fuß höher liegt als das Pflaster. Mitten darin, aus demselben Steinblock gehauen, befindet sich ein Gestell mit einer flachen, tischähnlichen Platte, die etwa einen Fuß breit und zweieinhalb Fuß tief ist; und darüber, in der massiven, natürlichen, nordöstlichen Wand des geheimnisvollen Raumes, eine Öffnung, die so perfekt kreisförmig ist, wie sie nur sein kann, mit einem Durchmesser von etwas mehr als einem Fuß (37 Zentimeter, genau). Am anderen Ende des Pflasters — links, wenn man von der Brücke kommt, d.*h.* im Südwesten — befindet sich eine rechteckige Nische, die höher ist als ein sehr großer Mann, etwa fünf Fuß breit und über einen Fuß tief, mit einem Pfeiler auf jeder Seite. Und in der Felswand gegenüber der Brücke — im Nordwesten — befindet sich ein Fenster mit Blick auf den benachbarten Felsen und den dahinter liegenden See. Die einst vorhandenen Mauern zwischen dem gewölbten Raum und dem Rest des Gebäudes im Südosten und Nordwesten sind heute durch Eisengeländer ersetzt. Das Dach des Heiligtums bestand aus dem östlichen Teil der Spitze des Felsens. Es wurde zerstört, so dass der gesamte Ort, mit Ausnahme des gewölbten Hohlraums, wie gesagt, zum Himmel hin offen ist.

Mit dem Rücken zur südwestlichen Mauer, hinter der die Sonne gerade unterging, betrachtete ich die Ruinen des ehrwürdigen Ortes. Hier bauten die großen ägyptischen Könige der zwölften Dynastie ihre mächtigen Tempel und ewigen Gräber; hier herrschten die geheimnisvollen Seefahrer des

"Mittelminoischen II" über Kreta und die Inseln der Ägäis; vor den frühesten *datierten* arischen Eroberungen im Osten — vor viertausend Jahren und mehr — versammelten sich die Weisen, die geistigen Führer der germanischen Stämme und die Hüter der natürlichen Werte, die ihr Leben lebenswert machten, und begrüßten den frühesten Sonnenaufgang an dem heiligen Tag im Juni. [In Babylonien, in oder kurz nach 1926 v. Chr., von Gandasch, dem Gründer der Kassiten-Dynastie (siehe H. R. Hall, *Ancient History of the Near East*, neunte Auflage, S. 199). Indischen Autoren zufolge waren die ersten arischen Invasionen in Indien noch viel früher. Sie können aber nicht genau *datiert werden*.] In der Mitte des Ständers in der gewölbten Kammer kann man noch einen quadratischen Sockel sehen. Darin steckte früher ein Stab, dessen Spitze auf einer geraden Linie sowohl mit dem tiefsten Punkt am Rand der runden Öffnung in der nordöstlichen Wand als auch mit einem Punkt in der Mitte der Nische, an der ich stand, lag — der Sonnenlinie, die von Nordosten nach Südwesten verläuft. Wenn also die aufgehende Sonne für einen Beobachter, der an einem genau festgelegten Ort in der Mitte der Nische stand, genau am untersten Rand der runden Steinöffnung *und* gleichzeitig genau hinter dem oberen Ende des Stabes erschien, dann konnte man mit Sicherheit sagen, dass es der Tag der Sommersonnenwende war, von dessen korrekter Feststellung der gesamte Kalender — und in der Folge die Feste und das gesamte Leben der Gemeinschaft — abhing. Einige Tage vor und einige Tage nach der Sommersonnenwende erschien der aufsteigende Reichsapfel in einem bestimmten Radius am seitlichen Rand der runden Öffnung. Die Stelle, an der er erschien, schien von einem Ort am Rand des Kreises hinunter zum untersten Teil des Kreises und wieder hinauf zu wandern. Die Weisen pflegten ihn Tag für Tag zu beobachten, um herauszufinden, *wann* genau der früheste Sonnenaufgang — der Sonnenaufgang streng nach der unveränderlichen Sonnenlinie — sein würde. Und wenn sie ihn sahen — einen Fleck intensiv leuchtenden Goldes am Rande der kreisrunden Öffnung; einen Lichtstrahl in die dunkle Kammer. riefen sie von der Spitze dieses Felsens den Siegesruf, der dem unten versammelten Volk den Beginn des großen Sommerfestes ankündigte: "*Siege, Licht*!" — "Triumph, Licht!" Ich dachte an das, was ich gelesen hatte und was mir von modernen Deutschen erzählt worden war, die der alten Sonnenweisheit treu geblieben waren; Deutsche, die auf unerwartete Weise zu ihr zurückgekehrt waren, durch diesen modernen Glauben an Blut und Boden — diesen arischen Glauben: Nationalsozialismus, — der mich an sie bindet. Ich dachte daran und stellte mir die feierlichen Szenen vor oder versuchte, sie mir vorzustellen, die sich seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden Jahr für Jahr auf diesem Felsen abgespielt hatten; Szenen, deren Regelmäßigkeit ewig zu sein schien wie die Wiederkehr der heiligen Tage. Und ich dachte an das jähe Ende des Lichtkultes, an die Zerstörung dieser heiligsten Stätte des alten Deutschlands durch Karl den Großen und seine fanatischen fränkischen Christen. Ich stellte mir vor, wie die halbe Felsenspitze — die einst das Dach dieses Heiligtums gewesen war — gewaltsam vom Rest abgespalten und dorthin geworfen wurde, wo ihre

Bruchstücke noch zu sehen sind; der entweihte heilige Raum; das verfolgte heilige Land, dessen Volk das fremde Glaubensbekenntnis der falschen Sanftmut, von dem es auch heute noch nicht frei ist, durch Feuer und Schwert aufgezwungen wurde. Ich stellte mir die fränkischen Soldaten vor — Männer germanischen Blutes, "Kreuzfahrer nach Deutschland" im Namen eines fremden Propheten und einer fremden irdischen Macht. die diese geheiligten Felsen stürmten, töteten, wen sie fanden, anzündeten, was brennen wollte, und durch den Terror den Weg für die neuen Lehrer bereiteten: die Mönche, wahre "Umerzieher Deutschlands" im schlimmsten Sinne dieses vielgeschmähten Wortes, die (wenn sie könnten) jeden Funken der alten solaren Weisheit, — der arischen Weisheit, — in ihrer wichtigsten europäischen Hochburg auslöschen würden.

Dies geschah im Jahr 772 der christlichen Zeitrechnung — eintausendeinhunderteinundachtzig Jahre zuvor. Aber wie tragisch modern sah das alles aus! Diese allerersten "Kreuzfahrer nach Deutschland" erschienen mir lebendiger denn je als die Vorläufer von Eisenhowers finsteren "Kreuzfahrern nach Europa". Sie hatten im Namen der gleichen verhassten christlichen Werte gekämpft, letztlich für den Triumph der gleichen internationalen Macht, sowohl weltlich als auch geistlich — der Kirche. die die verkleidete Macht des Judentums war und immer noch ist. Sie hatten gegen dieselben ewigen Werte des germanischen Heidentums gekämpft — die natürliche, heroische Religion des edelsten Volkes des Abendlandes, in der damals wie heute die arische Seele auf diesem Kontinent ihren genauesten Ausdruck gefunden hat. Und sie hatten sie mit ähnlicher Grausamkeit und vielleicht noch größerer Effizienz verfolgt, mit ähnlicher und noch größerer germanischer Gründlichkeit. Und ich erinnerte mich daran, dass Eisenhower (ein Fluch für ihn!) ebenfalls deutscher Abstammung ist. Und wieder einmal hasste ich den Wahnsinn, der so oft im Laufe der Geschichte Menschen gleichen guten nordischen Blutes in Bruderkriege gestürzt hat, um eines kindischen Aberglaubens willen, den die Juden — und ihre willigen oder unwilligen Agenten — ihnen in den Kopf gesetzt haben, ohne dass sie es ahnten.

Und je mehr sich mir das Bild der Zerstörung der alten Religion und der Christianisierung Deutschlands nicht nur in seiner ganzen Grausamkeit, sondern in seiner ganzen Gründlichkeit aufdrängte, desto tragischer wurde es. Ich erkannte — nicht zum ersten Mal, aber doch, vielleicht intensiver als je zuvor. dass die Hauptdaten des Krieges Karls des Großen gegen die Sachsen, 772 und 787, vom deutschen und, was mehr ist, vom weiteren arischen Standpunkt aus noch schlimmer sind als 1945. Denn der Stempel des fremden Glaubensbekenntnisses und vor allem der fremden, naturfeindlichen, rassenfeindlichen Werteskala ist bis heute nur bei einer Minderheit der Deutschen, nur bei einer noch kleineren Minderheit der Europäer sichtbar. Der Geist des gesunden arischen Kriegers und Weisen — der Geist der losgelösten Gewalt allein um der Pflicht willen; *unser* Geist — brauchte mehr als tausend Jahre, um sich nach dem Unheil, das damals über diejenigen hereinbrach, die ihn zum Ausdruck brachten, in einer deutschen

Elite durch eine eigene Lehre deutscher Inspiration wieder zu behaupten. Während wir — die nationalsozialistische Minderheit, die modernen arischen Heiden — trotz ungeheurer Verluste und unendlichen Leids *diese* Katastrophe überlebt haben, sie mit unserem brennenden Glauben und unserem Willen zum Neubeginn überlebt haben. Und wir werden keine tausend Jahre brauchen, nicht einmal hundert, nicht einmal zehn (wenn die Umstände günstig sind), um wieder an die Macht zu kommen. Es mag sein, dass die neue Welt, die wir aufgebaut haben, vorerst in Trümmern liegt, zu Füßen unserer Sieger. Aber unsere *Weltanschauung* ist in unseren Herzen intakt. Und es gibt Jüngere, die bereit sind, unser Werk fortzuführen, wenn wir tot sein werden; Jüngere, die eines Tages den deutschen "Umerziehern" und ihrem Programm, ihrer Lehre und ihrem Geist trotzen werden, auch wenn ein zorniges Schicksal ihnen das Vergnügen verwehrt, ihre Personen zu töten.

Bei dem Gedanken daran fühlte ich mich beschwingt. Ich blickte um mich herum auf das einsame, entweihte Heiligtum; über mir auf den überhängenden, schrägen Felsen, von dem das massive monolithische Dach vor fast zwölfhundert Jahren gewaltsam abgerissen worden war — die bleibende Narbe, die die ersten "Kreuzfahrer nach Deutschland" auf diesem Hochaltar des nationalen Lichtkults hinterlassen hatten. Und blitzartig erinnerte ich mich an meinen eigenen lebenslangen Kampf gegen die christliche Plage — in Griechenland im Namen des zerstörten Hellenismus; in Indien im Namen der ungebrochenen hinduistischen Tradition; überall im Namen des arischen Stolzes und der Wahrheit der Natur. Und ich stellte mir vor, welche ähnliche Rolle ich hier, unter dem Volk meines Führers, nach der Wiedereinführung der nationalsozialistischen Neuordnung, eines Tages, egal wann, spielen möchte. "Ja, *wir* leben", dachte ich, voller Selbstvertrauen und voller Vertrauen in die deutsche Minderheit, die so denkt und fühlt wie ich. "Die Niederlage hat uns nicht umgebracht, sie hat uns nur noch ein bisschen bitterer und noch ein bisschen unbarmherziger gemacht. Eines Tages werden wir euch rächen, ihr verwundeten Felsen, die uns so lange gerufen haben, und ihr, unsere älteren Brüder, Krieger, die bei der Verteidigung der Zugänge zu diesem hohen Ort gestorben sind! Wo auch immer ich sein werde, wenn unser Tag anbricht, mögen die himmlischen Mächte mir gewähren, zurückzukehren und aktiv an der Rache teilzunehmen!"

So dachte ich, als einer der Führer mit zwei Touristen, zwei jungen Männern, einem Deutschen und einem Engländer, von der Brücke herabkam. Er erzählte ihnen in wenigen Worten, was man über das Heiligtum weiß, über seine ursprüngliche Ausrichtung nach der Sonnenwende — Nordost, Südwest — und über die Zerstörung durch Karl den Großen im Jahr 772. Er sprach von der Irminsul: der symbolischen Säule, die die Achse des Universums stützt und deren Spitze der "Weltnagel", d.h. der Polarstern ist. Aus zeitgenössischen Aufzeichnungen wissen wir, dass ein berühmtes Abbild dieser kosmischen Säule — eine Säule, von deren Spitze zwei symmetrische Kurven ausgingen, in deren

Mitte sich ein Punkt (in Richtung des nördlichen "Weltnagels") befand — irgendwo in der Nähe von Altenbeken stand, nicht weit von hier, wo Karl der Große und seine Anhänger es als "Götzenbild" zerstörten. Nach der Meinung der meisten Gelehrten befand sich auf diesen Felsen ein weiterer, möglicherweise aus Gold. Aber man kann nicht mit Sicherheit sagen, ob es auf diesem Felsen oder auf dem, der über den See schaut, stand."

Der junge Engländer konnte kein Deutsch. Sein Begleiter konnte nicht gut genug Englisch, um ihm alles zu übersetzen, was der Führer gesagt hatte. Er wandte sich an mich, offenbar beeindruckt von der Art und Weise, wie ich seiner Übersetzung zuzuhören schien. "Können Sie Englisch sprechen?", fragte er auf Deutsch.

Ich habe eine Sekunde überlegt. Sollte ich antworten: "Nein!", wie ich es bei einigen "Tommies" getan hatte, die mir in einem Eisenbahnwaggon die gleiche Frage gestellt hatten, und damit dem Gespräch ein Ende setzen? Aber dieser englische Junge war weder ein "Tommy" noch ein "verdammter Insasse". Man konnte mit ihm ein paar Worte wechseln — oder ihm helfen, die Erklärungen des Führers zu verstehen. ohne sich als Verräter an der deutschen Sache zu fühlen. Oder *war* er ein britischer Soldat in Zivilkleidung — obwohl er wie ein Kind aussah? Ich fragte zuerst seinen Begleiter, der mir sagte, er sei ein englischer Student, der hierher gekommen sei, um Ferien zu machen und "Deutschland mit eigenen Augen zu sehen".

"Und ich übersetzte die Worte des Reiseführers und fügte (unnötig zu sagen) meine eigenen feurigen Kommentare über das Verhalten derer hinzu, die das Christentum in dieses unglückliche Land gebracht hatten.

Und ich war froh, plötzlich jemanden gefunden zu haben — sei es ein Junge, der jung genug war, um mein zehntes oder zwölftes Kind zu sein. dem ich meine Bitterkeit an jenem Ort zufügen konnte, an dem einst die (noch andauernde) Verfolgung des germanischen Heidentums begonnen hatte.

Der junge Engländer ging an meiner Seite die Treppe hinunter. Er hatte meiner Tirade offenbar mit Interesse zugehört. Er wandte mir ein nachdenkliches Gesicht zu. "Ich mache Ihnen keinen Vorwurf", antwortete er. "Alles, was Sie über die christliche Heuchelei sagen, ist vollkommen wahr — wahr in jeder Hinsicht, nicht nur im Zusammenhang mit Krieg und Gewalt. In der Tat bin ich selbst kein Kirchgänger. Ich bin ein Bewunderer von D.H. Lawrence, dem großen englischen Schriftsteller. Sie haben doch sicher schon von ihm gehört?"

Ich war ein wenig enttäuscht. Um ehrlich zu sein, wäre es mir lieber gewesen, der junge Mann wäre ein durch und durch christlicher Mensch mit dem Verstand eines Kreuzfahrers gewesen; ich hätte gerne in ihm die übliche Opposition gefunden — und hätte das Vergnügen genossen, sie hier, auf diesen Felsen, der Hochburg des alten germanischen Sonnenkultes, *meinen — unseren*

— heiligen Felsen, platt zu machen (und sei es mit einem akademischen Argument, lieber als gar nicht). Aber stattdessen... bot sich mir die Gelegenheit zu einer Diskussion über den Autor von *Lady Chatterley's Lover*!

"Ich habe die meisten seiner Bücher gelesen", antwortete ich schlicht auf die Frage des jungen Mannes nach dem berühmten Schriftsteller.

"Und was hältst du von ihnen?"

"Und dem meisten, was Lawrence sagt, liegen große kosmische Wahrheiten zugrunde, so dass, soweit ich mir vorstellen kann, diejenigen, die meine Lebensphilosophie teilen, ihm in der Regel zustimmen würden. Und das ist in meinen Augen ein sehr großes Lob...“

"Und von allen seinen Büchern, die Sie gelesen haben, welches gefällt Ihnen am besten?", fragte mich der junge Mann.

Die gefiederte Schlange, antwortete ich, ohne zu zögern, — "die symbolische Geschichte der Revolte einer nationalen Seele (egal welcher) gegen das internationale Christentum; die Entwicklung des Gedankens, dass man nur durch das richtige Verständnis der uralten Weisheit *des eigenen Volkes* wirklich zur Erkenntnis der kosmischen Wirklichkeit gelangen, d.h. sie erfahren, sie *leben* kann... Das ist zumindest die Bedeutung, die ich dem Buch gebe. Aber jeder Leser, so nehme ich an, interpretiert es im Lichte seines eigenen Glaubens."

Der junge Engländer sah mich rätselhaft an und schwieg eine Minute lang. Dann, als wir die letzten Stufen erreichten, stellte er mir eine neue Frage:

"Darf ich Sie fragen, was Ihr Glaube ist?", sagte er, "denn ich bin sicher, dass Sie einen haben."

Es wäre so einfach gewesen, den Männern, die mich vor viereinhalb Jahren verhaftet hatten, zu sagen: "Ich bin ein Nationalsozialist." Aber ich war jetzt frei. Und ich musste meine Freiheit behalten — und zwar *inkognito*. um schreiben und sprechen zu können, in Erwartung der Zeit, in der ich mehr tun würde. Der Junge sah sicher harmlos genug aus; aber man weiß ja nie... Außerdem hätten die glorreichen Worte ihm wahrscheinlich nicht die volle, mehr als politische Bedeutung vermittelt, die *wir* ihnen geben. Ich antwortete stattdessen:

"Ich verehre die unpersönliche Natur, die weder 'gut' noch 'böse' ist und weder Liebe noch Hass kennt. Ich verehre das Leben, die Sonne, den Erhalter des Lebens. Ich glaube an das Gesetz des immerwährenden Kampfes, das das Gesetz des Lebens ist, und an die Pflicht der besten Exemplare unserer Rasse — der natürlichen Elite der Menschheit. die Erde zu beherrschen und aus sich selbst eine Kaste von Übermenschen zu entwickeln, ein Volk 'wie die Götter'."

Es war viel länger zu sagen als nur zwei Worte. Aber es bedeutete genau dasselbe. Und angesichts der Dummheit der demokratischen Welt, in der Worten eine größere Bedeutung beigemessen wird als Fakten, war es — so seltsam das auch sein mag — kein bisschen gefährlich.

Der junge Mann lächelte nur. Ich werde nie erfahren, ob er mich verstanden hat oder nicht.

Wir gingen zum Fuß der Klippe am See und blieben vor einem mehr als lebensgroßen, in den Fels gehauenen Relief stehen, das sich im unteren Teil der Klippe befindet — auf der linken Seite, wenn man auf die Klippe blickt. Das Relief stellt Christus dar, der vom Kreuz abgenommen wird, und ist nach Ansicht einiger Gelehrter ein Werk des frühen zwölften Jahrhunderts, während es nach Ansicht anderer auf die ersten Jahre nach der Zerstörung der alten germanischen Heiligtümer durch Karl den Großen zurückgeht. Einige meinen, es sei an der Stelle eines viel älteren Reliefs aufgestellt worden, das den Glauben und die Legenden der vorchristlichen Zeit illustriert, und verweisen auf die stark verwitterten Skulpturenfragmente, die man darunter sehen kann, als Überreste dieses mutmaßlichen früheren Bildes.

Wie üblich machte uns der Führer auf alles aufmerksam, was von Bedeutung ist und erklärte es. Das Kreuz, das mir wie ein byzantinisches erschien, ist, wie er sagte, das einzige seiner Art, das in Deutschland zu sehen ist. Die linke Figur oben auf dem Relief ist die des Gottvaters. Das Kind, das in seinen Armen liegt, stellt die Seele des toten Christus dar; und die Fahne — deren Stab mit einem Kreuz endet, ebenfalls im byzantinischen Stil — ist ein Siegesbanner, denn der Gekreuzigte hat "den Tod durch seinen Tod besiegt" (wie es in der Osterliturgie der griechisch-orthodoxen Kirche heißt). Rechts und links von Gottvater sind die Sonne und der Mond dargestellt. Der Körper der Figur, die die Beine Christi hält, weist eine merkwürdige, eher unnatürliche Kurve auf. Die Füße der Figur, die sich an das Kreuz lehnt (und von der man annimmt, dass es sich um Nikodemus handelt, es sei denn, es handelt sich um Joseph von Arimathäa), traten ursprünglich nicht, wie von einigen behauptet, auf einen "Baum", der sich unter ihrem Gewicht in zwei Hälften gebogen hatte, sondern auf die uralte kosmische Säule, um die sich die Sternbilder bewegen, die Irminsul, das dreifach heilige Symbol der alten Religion, das niedergebeugt wurde, um den Sieg des Christentums über die germanische Weisheit zu verkünden. Der Führer wies uns darauf hin, dass die Beine und Füße des Nikodemus (oder Joseph) seit Jahrhunderten nicht mehr zu sehen sind: Irgendein frommer Sachse, empört über den Anblick des Sakrilegs, hat sie abgehackt, höchstwahrscheinlich nachts, kurz nachdem das Relief aufgestellt worden war.

"Mensch, wie gut ich ihn verstehe!" rief ich laut aus, im Nachhinein nicht weniger empört, als es ein alter Sachse bei dem Gedanken gewesen wäre, dass das Glaubensbekenntnis, das sich um die "Würde jedes Menschen" und seine "Gleichheit vor Gott" drehte, dasjenige ersetzt, das sich um mathematische Ordnung und kriegerischen, aristokratischen Stolz drehte. "Wie gut verstehe ich ihn! Und wie gerne hätte ich ihm geholfen!"

Eine ältere Dame, die schon vor unserer Ankunft mit einem Buch in der Hand vor dem Relief stand, drehte sich um und wies mich darauf hin, dass das heilige Symbol der alten kosmischen Weisheit "zwar verbogen, aber nicht zerbrochen" sei; mit anderen Worten, dass das Christentum — "*das wahre* Christentum", fügte sie hinzu, "nicht das, das die fromme Gewalt Karls des Großen entschuldigen würde" — die ältere Weisheit nicht abschaffte, sondern ergänzte, indem es die in ihren altehrwürdigen Allegorien ausgedrückte Wahrheit bewahrte, sie aber "an den richtigen Platz" stellte: unter die "höchsten geistigen Werte", die Christus zu offenbaren kam. Ich wusste sofort — durch meine Erfahrung mit Menschen wie ihr. dass das, was sie als "wahres" Christentum bezeichnete, eine Art von esoterischer Lehre war, die sich um den *Christusmythos* drehte, obwohl ich nicht erkennen konnte, ob es die Marke Rudolf Steiner oder die Marke der Rosenkreuzer war, oder welche andere (es gibt so viele!). Zu ihrem Unglück halte ich jede Lehre, die sich um den *Jesus-Christus-Mythos dreht* und auf einer mehr oder weniger "symbolischen" Interpretation der christlichen Evangelien beruht, für genauso gefährlich wie das offizielle Christentum, wenn nicht sogar noch gefährlicher. Ich weiß, welche Haltung die "esoterischen" Christen (oder christusähnlichen Esoteriker) — Theosophen, Anthroposophen, Rosenkreuzer, Mitglieder der "Weißen Bruderschaft" usw. — zum Dritten Reich hatten. — zum Dritten Reich, und was sie alle bis heute über unseren nationalsozialistischen Glauben denken. Wäre ich dieser Frau in den glorreichen Jahren begegnet, hätte ich sie mit Verachtung angeschaut — höchstens gedacht: "Der arme Narr!" — und nichts gesagt. *Jetzt* aber warf ich ihr einen Blick konzentrierter Feindseligkeit zu, als sei sie persönlich für die Entweihung dieser heiligen Steine verantwortlich (was sie in der Tat *war,* so wie *ich* für jede Zwangsmaßnahme des Dritten Reiches verantwortlich bin; so wie jeder Gläubige für alles verantwortlich ist, was für den Triumph seines Glaubens getan wurde, wird oder werden wird). Und ich sprach, — während der Führer und meine beiden Begleiter weitergingen:

"Gebeugt ist noch schlimmer als gebrochen", erklärte ich unverblümt in Anspielung auf die Bemerkung der Frau über die Irminsul. "Dir mag die Vorstellung gefallen, dass der Glaube unserer Vorfahren — Europas natürlicher, arischer Glaube — durch ein teilweise jüdisches Glaubensbekenntnis in Vergessenheit gerät. *Mir gefällt das nicht.* Und ich kann in diesen überbewerteten "spirituellen Werten", die Jesus von Nazareth verkündet hat, wirklich keinen Grund sehen, ein Lied davon zu singen und zu tanzen. Buddha predigte die universelle Liebe mehr als fünfhundert Jahre vor ihm, und König Echnaton von Ägypten etwa neunhundert Jahre vor Buddha. Und heute brauchen wir ohnehin keine universelle Liebe, sondern arischen Stolz, gepaart mit verbissenem Überlebenswillen und logischem Handeln — kompromisslos logisch — bis zum bitteren Ende."

Die Frau war so verblüfft, dass sie nicht antwortete. Sie starrte mich nur fassungslos — und vielleicht auch entsetzt — an, als ob sie in mir die Ausstrahlung all dessen spürte, was sie am meisten hasste und fürchtete. Bevor sie Zeit hatte, ihr Erstaunen zu überwinden, war ich dem Führer und den beiden jungen Männern in die Grotten im Inneren der Klippe gefolgt. Der Engländer — der Verehrer von D.H. Lawrence — war froh, mich wieder zu sehen: Seinem Begleiter fiel es immer schwerer, ihm ohne Hilfe zu übersetzen, was der Führer sagte.

Der Führer sprach von der Grotte, in der wir uns befanden: ein langer, halbdunkler Raum, der mit zwei kleineren Räumen in Verbindung steht, die wie dieser an beiden Enden in den lebenden Fels gehauen sind. Er deutete auf eine Grube im Boden am Fuße der rauen, bräunlich-grünlich-grauen Wand vor uns. Und er widerlegte die Annahme gewisser Gelehrter, wonach die Römer diese Grotten zu einem Mithratempel umgebaut und diese Grube für Initiationsriten genutzt haben sollen. "Aber" — so sagte er — "das soll kurz vor Hermanns entscheidendem Sieg über sie geschehen sein, also in den Tagen des Augustus. Und der Kult des persischen Gottes war damals alles andere als so weit verbreitet unter den Legionen, dass er die Errichtung von Mithra-Tempeln im besetzten Land rechtfertigen würde. Und die Grube ist ohnehin viel älter als Varus und seine Soldaten. Vermutlich war sie vor den Römern und bis zur Einführung des Christentums unzählige Jahrhunderte lang der Sitz des urzeitlichen Feuers, des irdischen Feuers, das die Germanen zusammen mit der Sonne und dem Blitz als eine weitere Form von Licht, Wärme und Kraft verehrten, eine weitere Manifestation der Essenz des Lebens, die die Gottheit selbst ist. Ein tatsächliches Feuer, Symbol des immerwährenden Lebens, — hell, immer in Bewegung und doch immer dasselbe, alles verzehrend und alles schaffend, — brannte hier Tag und Nacht."

"Dreifacher Agni, — himmlisch, irdisch und unterirdisch, — alles verschlingend, Ursprung von allem.....", dachte ich und erinnerte mich an den Rig-Veda, während mir Tränen in die Augen stiegen angesichts des erneuten Bewusstseins dieser erschütternden tiefen Einheit der indoeuropäischen — indogermanischen — Rasse, jenseits des Aufstiegs und Falls von Imperien; jenseits der Geburt, des Verfalls und des Todes von menschengemachten Religionen.

Ich erinnerte mich: Die ältesten Arier, die Indien den Rig-Veda und die Sanskrit-Kultur brachten, pflegten Tag und Nacht Feuer in ihren Häusern brennen zu lassen, wer weiß wann. Und bis zum heutigen Tag kann kein wichtiger hinduistischer Ritus — kein Ritus, der die großen Ereignisse des privaten oder öffentlichen Lebens sanktioniert — ohne Feuer durchgeführt werden. Und auch heute noch brennt Tag und Nacht ein Feuer in jedem Tempel der Parsen, jener

letzten Perser arischen Blutes, die der alten Verehrung von Licht und Leben treu sind und Indien zu ihrer zweiten Heimat gemacht haben. Und die alten Griechen verehrten das dreifache Feuer als Helios, die Sonne, als Hestia, — den heiligen Familienherd — und als Hephaistos. Ich erinnerte mich an Herrn B.s wunderschönes Buch *So ward das Reich*, das für moderne deutsche Kinder geschrieben wurde, und an die Worte, die er einem alten arischen Häuptling in den Mund legt, der sich an die jungen Männer und Frauen wendet, wenn sie die nordische Heimat verlassen, um neues Land — neuen *Lebensraum* — im Süden und im Osten zu suchen: "Vergesst das Vaterland nicht! Haltet euer Blut rein und bleibt dem Glauben und den Bräuchen eurer Vorfahren treu. Und möge der Vater des Lichts, der Allmächtige, euch leiten!"

Wie viele Millionen, dachte ich, hatten im Laufe der Zeit der geheiligten Heimat Lebewohl gesagt und waren ihres Weges gegangen... und hatten sich jahrhundertelang an die Worte des weisen Häuptlings gehalten und sie dann — leider — unter dem gemeinsamen Druck persönlicher Begierden und trügerischer Lehren vergessen! Die Griechen und Lateiner hatten sie vergessen; die Thraker, Phryger, Mitannier, Meder und Perser hatten sie vergessen und sich mehr oder weniger schnell verloren. Und dann überrollten die erobernden gleichmacherischen Glaubensbekenntnisse jüdischen Ursprungs — das Christentum und der Islam — die Welt und ebneten fast alles ein, was es noch einzuebnen gab... Nur die hochkastigen Inder und die Parsen hatten das — zumindest äußerlich — bis heute nicht vergessen... Aber auch sie, so wurde mir gesagt, waren dabei, zu vergessen. Allein in der heiligen Heimat erinnerte sich eine neue verfolgte Minderheit lebendiger denn je an die ewige Weisheit der privilegierten Rasse *und lebte nach ihr*.

Blitzartig erinnerte ich mich an die längst vergangenen Tage, als ich davon geträumt hatte, eine weltweite "Panarische Gesellschaft" zu gründen, um zur Erweckung eines gemeinsamen arischen Bewusstseins beizutragen, Vorbedingung für ein dauerhaftes weltweites Großes Reich: eine Föderation aller Völker indoeuropäischen Blutes in Ost und West unter der Führung der zuerst erwachten arischen Nation: Adolf Hitlers neues Deutschland. Aber ob im alten Hellas oder im arischen Asien, niemand — oder kaum jemand — hatte darin mehr als eine verrückte Fantasie sehen wollen. Und die Vorstellung von Adolf Hitlers Weltherrschaft, und sei es in der höchsten, mehr als politischen Bedeutung des Wortes, war nicht nach dem Geschmack der meisten Arier außerhalb Deutschlands. Hätte Deutschland den Krieg gewonnen, dachte ich, wäre es zweifellos anders gewesen. Die Atmosphäre in der ganzen Welt hätte sich verändert. Vielleicht wäre der große Traum nicht an einem Tag verwirklicht worden, aber er hätte nicht mehr "verrückt" geklungen. Und selbst wenn es so gewesen wäre, hätte er in der Fremde, in den sich ausdehnenden Grenzen des siegreichen Deutschen Reiches, immer noch Anhänger gefunden. Ich hätte ihm

hier freien Lauf lassen können, indem ich auf den Kult des Urfeuers und des immerwährenden Lichtes bei allen arischen Völkern des Altertums hinwies.

Und zum millionsten Mal drängte sich mir das alte quälende *Leitmotiv* meines Nachkriegslebens mit neuer Bitterkeit auf: "Oh, warum bin ich nicht während der großen Tage gekommen?"

Ich übersetzte die Erklärungen für den jungen Engländer (wobei ich natürlich alle persönlichen Überlegungen ausließ, die sie bei mir hätten auslösen können).

Der Führer sprach wieder: "Nach unseren letzten großen Gelehrten, wie Wilhelm Teudt", sagte er, "waren diese Grotten besonders dem Kult der verborgenen Sonne geweiht und waren der Sitz von Riten, die mit der Wintersonnenwende verbunden waren — der Heiligen Nacht (Weihnacht), die in Deutschland noch heute (in einem christlichen Rahmen) das größte Fest des Jahres ist: Weihnachten; der Geburtstag der "Sonne der Gerechtigkeit" in einer unterirdischen Höhle im dunklen Schoß von Mutter Erde...“

Ich erinnerte mich an Gerald Masseys Buch *Der historische Jesus und der mythische Christus* und konnte nicht umhin, innerlich über das Genie jener Vertreter der Mächte der Finsternis zu staunen, die die Geschichte eines palästinensischen Wundertäters von lokalem Ruhm, von dem man nicht einmal sagen kann, ob er wirklich ein Jude oder ein Halbjude oder gar kein Jude war, so geschickt in den alten, alten Naturmythos vom Leben durch den Tod integriert haben, in den alten, alten Naturmythos vom Leben durch den Tod, dem sie eine spirituelle Interpretation hinzufügten, und die aus dieser Vermischung von banaler Geschichte und göttlicher Legende praktisch einen der mächtigsten antirassistischen Schwindel aller Zeiten entwickelten. Wie sollte *ich nun* dazu beitragen, aus der tragischen Geschichte meines geliebten Führers und seines Volkes die noch mächtigere moralische und geistige Struktur zu entwickeln, die die jüdische Schlinge besiegen soll? Die künftige Form des ewigen *Leben-und-Tod-Mythos* und der neue Glaube an die *irdische* Erlösung, der der dauerhafte Sieg der kriegerischen Aristokratie des Aryandoms und die religiöse Grundlage des großen indoeuropäischen Reiches unter deutscher Führung sein soll? Die Schwierigkeiten waren zweifellos gewaltig, scheinbar unüberwindlich. Und doch fühlte ich einmal mehr intensiv, dass dies das Werk war, ja ist, für das ich geboren wurde.

Der Führer führte uns in einen kleineren Raum in der nördlichen Ecke der Grotte. Er zeigte uns eine Rune an der nordwestlichen Wand. "Laut den Gelehrten", sagte er, "ist dies die Rune des Todes. Tot zu sein bedeutet, sich im Schoß von Mutter Erde zu verbergen — in der Dunkelheit wie die Wintersonne im geheiligten Norden; wie die Saat des Korns, die gesät wurde — und in der Stille sein Wiedererscheinen in der Herrlichkeit vorzubereiten, seine Wiedergeburt, seinen neuen Frühling."

Er hielt inne, damit ich seine Worte an den jungen Engländer übersetzen konnte, und fuhr fort: "Das Fest der Wintersonnenwende ist das Fest des Todes und der Wiedergeburt der Sonne; die Zeit, in der sein Wagen zwölf Tage und zwölf Nächte lang stillstehen sollte, als Vorbereitung für eine neue glorreiche Reise durch die zwölf großen Sternbilder, um die Achse des Universums — die Irminsul — und den Polarstern; eine neue Reise: — ein neues Jahr.

"Es ist bekannt, dass nur wenige Meilen von hier, in Altenkeken, ein viel verehrtes Bild der Irminsul stand, das Karl der Große, wie seine Chronisten deutlich berichten, im Jahre 772 zerstörte. Es ist kaum anzunehmen, dass es nicht auch ein solches Bild gab, das diese Felsen überragte, die nicht nur *das* religiöse Zentrum des alten Deutschlands, sondern ganz Europas sind — das wichtigste heilige Zentrum der Sonnenverehrung im Westen und eines der wenigen Zentren dieser Art in der ganzen Welt. Das Symbol war offenbar aus reinem Gold, aber man weiß nicht, ob es auf dem Gipfel dieses Felsens stand (den wir gleich besteigen werden) oder auf dem Gipfel des Felsens, den wir gerade besucht haben. Ich persönlich neige dazu, der zweiten Hypothese mehr Glauben zu schenken, denn der andere Felsen ist höher als dieser; und dann ist da noch der Raum des frühesten Sonnenaufgangs..."

Ich hörte mit Entzücken zu; ich war sicher, dass der alte Führer im Grunde seines Herzens ein Heide war wie ich.

Und in der Dämmerung betrachtete ich die geheimnisvolle Rune, die in den lebenden Felsen eingraviert ist: die drei konvergierenden geraden (relativ geraden) Linien, die sich treffen und in eine vertikale Linie über ihnen übergehen, wie drei Äste eines umgedrehten Baumes; die Rune des Todes: d.h. des unterirdischen Lebens; des verborgenen Lebens; des Lebens im Schoß der mütterlichen, nährenden Erde, Quelle neuer Geburt und neuen Wachstums; das Zeichen des Lebens, das *wartet* und sich anschickt, in all seiner siegreichen Kraft und Schönheit wieder zu erscheinen.

Und ich dachte an die Katastrophe von 1945 und an die folgenden, noch nicht zu Ende gegangenen Jahre der Verfolgung: — an *unseren* Tod, der auch ein Leben *im Untergrund* bedeutet; ein intensives, ungeahntes Leben, das in ständigem, innigem Kontakt mit den verborgenen Mächten an den Wurzeln unseres kollektiven Seins die Auferstehung des nationalsozialistischen Deutschlands und den neuen Frühling der arischen Menschheit vorbereitet.

Der Führer sprach, und es gab ein Echo. Er ging einen Schritt weiter und sprach erneut, aber der Felsen sandte diesmal seine Stimme nicht zurück. Er stand an einer neuen Stelle, und wieder wurde jede Silbe, die er sprach, eine oder zwei Sekunden nach dem Sprechen wiederholt.

"Siehst du", sagte er: "Dieses Echo ist nur an ganz bestimmten Stellen zu hören. Wenn du mich fragst, hatten die Positionen dieser Punkte für die Alten eine

Bedeutung. Sie wurden nicht als das Ergebnis eines bloßen Zufalls betrachtet, sondern als äußeres Zeichen einiger verborgener Korrespondenzen voller mystischer Kraft, die diese Kammer mit den anderen heiligen Orten auf oder um diese Felsen verbanden — denn diese waren alle Teil ein und desselben organischen Gefüges. Wir versuchen geduldig herauszufinden — wenn wir es noch können. welches diese Entsprechungen waren und was sie enthüllten. Wir tasten uns im Dunkeln vor, um einige der Schätze der gewaltigen Weisheit unserer Vorfahren in die Hände zu bekommen, von denen alle offensichtlichen Spuren systematisch verwischt worden sind. Es ist noch zu früh, um zu sagen, ob wir eines Tages erfolgreich sein werden oder nicht. Ich glaube, wir werden es sein, vorausgesetzt, wir wissen, wie wir unsere eigene Intuition nutzen können. Gelehrsamkeit allein, ohne die Intuition dessen, was man studiert, ist nutzlos."

"Oh, wie recht du hast", rief ich aus, nicht in der Lage, meine Zustimmung zu verbergen.

Wir gingen durch die Hauptgrotte zurück und besuchten die kleinere Kammer am anderen Ende der Grotte — eine Kammer auf einer etwas höheren Ebene, zu der man über ein paar Stufen zwischen zwei Felswänden gelangt. Hier gab es keine Echos zu entdecken, keine Runen zu sehen — nichts als die raue alte Oberfläche von Dach, Wänden und Boden — bräunlich-grünlich-grau — und jene Atmosphäre des Geheimnisses und der heiligen Ehrfurcht, die den meisten Grotten eigen ist (besonders jenen, die durch uralte religiöse Riten geheiligt sind), für die ich hier aber besonders empfänglich war, weil die Felsen in mir Assoziationen hervorriefen.

"Wir wissen nichts über die besonderen Riten, die in dieser oder in anderen Teilen dieser Grotte (oder irgendwo auf diesen Felsen übrigens) durchgeführt wurden", sagte der Führer. "Nach der Eroberung durch Karl den Großen und vor allem, nachdem die Mönche des Abdinghofs in Paderborn im frühen zwölften Jahrhundert den ganzen Ort erworben hatten, wurde natürlich alles getan, um ihn zu einem christlichen Heiligtum zu machen und im Namen des neuen Kultes Pilger anzulocken. Man wollte hier so etwas wie ein symbolisches Gegenstück zu den Hauptmerkmalen der berühmten Grabeskirche in Jerusalem, ja zu allen wichtigen Wallfahrtsorten im Heiligen Land errichten, von der Geburtsgrotte in Bethlehem — die diese nun dem christlichen Kult geweihte Grotte "repräsentieren" sollte — über die jetzt auf den Ruinen des Sommersonnenwendheiligtums errichtete Kapelle, die wir besichtigt haben, bis zum Heiligen Grab selbst, das durch den steinernen Sarg symbolisiert wird, den wir jetzt sehen werden."

Wir traten aus der Grotte heraus und gingen eine Gasse entlang, die zwischen den Rasenflächen am Fuße der Felsen verlief und in Richtung See führte. Kurz bevor wir diesen erreichten, wandten wir uns nach links. Auf der linken Seite der Gasse befand sich ein in den Felsen gehauenes Gewölbe über einem monolithischen Sarg (aus demselben Block wie dieser), zu dem man über

zwei aus demselben Stein gehauene Stufen gelangte. Am Boden des Sarges, auf der den Felsen zugewandten Seite — der Südwestseite. konnte man eine rundliche Vertiefung sehen: ein Platz, der für den Kopf desjenigen, der hier liegen sollte, ausgehöhlt wurde.

"Das Bemerkenswerte an diesem Sarg", sagte der Führer, "ist, dass man darin liegen kann, ohne etwas von den Geräuschen draußen zu hören. Es hängt alles davon ab, wie man liegt. Ein Unterschied von zwei oder drei Zentimetern nach oben oder unten verändert den Eindruck, den man bekommt, völlig. Und wenn man die richtige Position findet, in der man Stille und absolute Abgeschiedenheit erfährt, fällt man tatsächlich, wie mir gesagt wurde, in eine seltsame Bewusstlosigkeit — einen unwiderstehlichen Schlaf. aus dem man nur durch den Klang eines Horns aus der Kammer in der Grotte geholt werden kann, die ich Ihnen zuerst gezeigt habe: die mit den verschiedenen Echos und der Rune. Der Ton ist hier am deutlichsten zu hören. (Zwei Männer, die hierher kamen, haben das Experiment tatsächlich aus Neugierde ausprobiert und bewiesen, dass diese Beschreibung in jeder Hinsicht zutreffend ist).

"Gelehrte glauben, dass dieser Steinsarg ursprünglich für den Einweihungsprozess verwendet wurde, den die Weisen — Priester oder Mitglieder hochgeistiger Bruderschaften oder beides — durchlaufen mussten. Der Mann, der ein neuer Eingeweihter werden wollte, lag hier die ganze Nacht, tot — symbolisch; befreit von seiner persönlichen Vergangenheit, von allen irdischen Bindungen, durch die Magie des übernatürlichen Schlafes. Und bei Sonnenaufgang würde er durch das Blasen eines Horns aus diesem Raum in der Grotte, von dem ich gerade gesprochen habe, aus seiner Trance herausgerufen werden und als neuer Mensch auferstehen, — "von neuem geboren"; — ein geweihter Mann und ein Führer der Menschen auf dem Weg des Lebens in der Wahrheit. Das war Jahrhunderte vor der Einführung des Christentums, ja, Jahrhunderte vor der Geburt Christi. Indem die Christen diesen alten Einweihungssarg als Bild für das Heilige Grab Christi übernahmen, verknüpften sie lediglich den *Mythos* vom erlösenden Tod des Erlösers mit der uralten Tradition des Todes — des Scheintodes — als Weg zu einem höheren und erfüllteren Leben, dem Leben in Herrlichkeit."

"Der scheinbare Tod ist der Weg zu einem höheren und erfüllteren Leben, zu einem Leben in Herrlichkeit", wiederholte ich in meinem Herzen. Und blitzartig erinnerte ich mich an die Ruinen, die ich fünf Jahre zuvor in diesem gemarterten Land gesehen hatte, und — vielleicht noch schmerzlicher für mich — an die dumpfe, immer bequemere Gleichgültigkeit, in die die größere Zahl der Deutschen jetzt zu versinken schien; diese müde Gleichgültigkeit gegenüber *allen* großen Ursachen: dieses eintönige Alltagsleben — so langweilig, mit seinen kleinen Sorgen und seinen kleinen Vergnügungen! — aus dem die lebendige Gegenwart des Erlösers der arischen Rasse für immer verbannt zu sein schien.

Wann würde *dieser* Tod in der Auferstehung enden? Und was könnte ich tun, damit er ein paar Jahre früher eintritt?

Wir stiegen die Treppe hinauf, die zur Spitze der Klippe oberhalb der Grotten führt, und genossen den Blick über den See und den Wald, den man von dort aus hat. Die feurigen Herbstfarben verblassten langsam in der zunehmenden Dunkelheit. Das Wasser des Sees war dunkel, — sah tief aus. Aber in einem geheimnisvollen Lichtfleck, der es zum Leuchten brachte, konnte man noch die auf dem Kopf stehenden Umrisse der angrenzenden Bäume erkennen: schwarz in dem sich verdunkelnden graubraunen flüssigen Spiegel, auf dem hier und da noch eine Spur des goldenen Sonnenuntergangs verweilte. Auf der gegenüberliegenden Seite erhob sich der verstümmelte Felsen, auf dessen Spitze sich das Heiligtum der Sommersonnenwende befand, dunkel und stolz gegen den reinen Himmel. Man konnte das Fenster in der Seitenwand der alten heiligen Kammer sehen und die alten Stufen an der Ecke des Monolithen, der die runde Öffnung trägt (der Block selbst war von der nordwestlichen Seite des Felsens verdeckt). Es wurde immer dunkler. Ich wusste, dass sich niemand in der Sonnenkammer befand. Und ich sehnte mich danach, sie wieder zu sehen, sie allein in der Dunkelheit und Stille zu sehen. "Ich *muss* noch einmal hinaufgehen!", dachte ich.

Der junge Engländer, der, seit ich ihm übersetzt hatte, was der Führer uns über den Steinsarg und die offenbar damit verbundenen Initiationsriten erzählt hatte, kein Wort gesagt hatte, wandte sich nun an mich und sagte: "Ich bin wirklich froh, dass ich Sie getroffen habe. Mein Besuch bei diesen Felsen war für mich ein Erlebnis. Wie interessant das alles ist! — dieses ständige Bestreben, alte heilige Stätten als Wallfahrtsorte für die Gläubigen einer neuen Religion zu nutzen, nachdem man es geschafft hat, um sie herum eine neue Atmosphäre der Legende zu schaffen. Das Gleiche hat man in England und Irland getan, wie Sie wissen. Viele unserer heiligsten christlichen Heiligtümer — Kirchen, Klöster, wundertätige Quellen und dergleichen — sind nur sehr alte Zentren druidischer Anbetung, die mit einer neuen Mythologie verbunden wurden. Ich nehme an, das ist in allen Ländern so."

"In Griechenland, Italien und Frankreich ist das sicherlich in großem Maße der Fall", antwortete ich. "Und ich habe gehört, dass es in Mexiko und Peru genauso ist. Die christlichen Kirchen sind schlau: Sie wissen, wie man Kunden anwirbt. Außerdem glaube ich, dass es eine Art magische Anziehungskraft bestimmter Flecken auf der Erde gibt, die immer "heilige Flecken" waren und immer bleiben werden, und die aus uns unbekannten Gründen "Flecken, an denen der Wind des Geistes weht" (um die Worte von Maurice Barnes zu zitieren) sind; *natürliche* Gründe, wohlgemerkt, denn das sogenannte "übernatürliche" Reich ist nichts anderes als... ein unbekannter Teil der Natur.

"Und das Lustigste in diesem Zusammenhang ist, dass diese *natürliche* Anziehungskraft manchmal klüger ist als jede christliche Kirche. Der Reiseführer erwähnte soeben das weltberühmte Zentrum christlicher Pilgerfahrten: das

Heilige Grab in Jerusalem. Vielleicht kennen Sie die kuriose — und ironische — Wahrheit über die Kirche, die (so glauben die Pilger) auf dem Felsen von Golgatha erbaut wurde, und das Grab, in dem der Leichnam von Jesus Christus lag?"

"Ich weiß es nicht", antwortete der junge Mann. "Was ist das Merkwürdige daran?"

"Die Tatsache, dass die Kreuzigung ein oder zwei Meilen von der Stelle entfernt stattfand, irgendwo außerhalb der Stadt; dass die Geschichte vom wundersamen Fund des so genannten echten Kreuzes nur Quatsch ist; dass das angebliche 'Heilige Grab' nur ein alter Steinsarkophag ist; und dass die berühmte Kirche auf den Fundamenten... eines ehemaligen Aphrodite-Tempels erbaut wurde — Jesus Christus wurde an dem alten Ort verehrt, der der Göttin der Lust geweiht war! Das ist, gelinde gesagt, eine Ironie, nicht wahr?"

"Nicht so, wie es aussieht", antwortete der junge Bewunderer des Autors von *"Der Mann, der starb"*. Und er fügte hinzu: "Es musste so sein, — denn die beiden Gottheiten schließen sich keineswegs aus, sondern ergänzen sich, ob die Christen es wahrhaben wollen oder nicht. Es musste so sein..., um einem verborgenen Gesetz des Gleichgewichts zu entsprechen."

"Vielleicht", antwortete ich und dachte an etwas anderes.

Es war gut, dass der junge Mann meine Gedanken nicht lesen konnte. Ich sagte zu mir selbst: "Dieser Kerl von einem Engländer ist verdammt viel interessanter, als ich es mir vorgestellt hatte. Er kann *denken*. Wäre ich voreilig genug, ihm die Wahrheit zu sagen — was ich bin und wofür ich lebe. wäre er möglicherweise nicht so schockiert, dass er jede weitere Diskussion mit mir ablehnen würde, und im Laufe des Gesprächs könnte ich ihn wahrscheinlich dazu bringen, mir — uns — in vielen wichtigen Punkten zuzustimmen; wer weiß? vielleicht in wichtigeren Punkten, als ich zu erwarten wage. Und doch... wäre er als Besatzungssoldat und nicht als Student hier gewesen — er, derselbe Mann, — hätte ich mich geweigert, mit ihm zu sprechen. Ich hätte ihn gehasst, ohne ihn zu kennen; ich hätte seine Uniform gehasst und damit automatisch auch ihn. Und morgen oder im nächsten oder übernächsten Jahr, wenn ich das Glück habe, noch hier zu sein, wenn der Tag der Abrechnung kommt, und wenn meine Vorgesetzten es für notwendig oder sogar für zweckmäßig halten, werde ich ihn ohne Gewissensbisse ins Verderben schicken oder ihn selbst töten, einfach weil er — oder besser gesagt, weil seine bloße Uniform — "Demokratie", "Entnazifizierung", die "Umerziehung Deutschlands", "den Geist des Nürnberger Prozesses" usw.... repräsentiert, was wir am meisten hassen. Ich werde es tun, ohne dass meine Vorgesetzten es für notwendig oder zweckmäßig halten, vorausgesetzt, dass ich sicher bin, dass es unserer Sache keinen Schaden zufügen kann. Ich werde es mit Vergnügen tun, weil ich ihn dann hassen werde, oder, genauer gesagt, weil ich seine Uniform hassen werde. Ein Mensch ist das, was seine Uniform bedeutet; das, was er *repräsentiert oder zu repräsentieren vorgibt*;

das, in dessen Namen er sich benutzen lässt, auch wenn es ihm persönlich gar nicht gefällt, ja, auch wenn er im Herzen dagegen ist. Umso schlimmer für ihn, wenn er sich im Namen von etwas benutzen lässt, das er nicht liebt!

Der Gedanke, dass ich eines Tages in Bezug auf diesen interessanten und harmlosen jungen Mann tatsächlich in der Lage sein könnte, die ich mir gerade vorgestellt hatte, beunruhigte mich nicht im Geringsten. Wenn er wirklich eine Ausnahme wäre — ein lebenslanger Rebell wie ich gegen alles, was in den Worten "christliche Zivilisation" steckt — dann möge er den Mut haben, rechtzeitig zu uns zu kommen und am lang ersehnten *Tag der Rache* unsere Farben zu tragen! Wenn nicht, soll er mit all dem, was wir hassen, untergehen — *auch wenn er es selbst hasst*!

Und ich dachte (ausnahmsweise mal ganz zufrieden mit mir selbst): "Niemand wird *mich* jemals zwingen, auf der Seite dessen zu stehen, woran ich nicht glaube, geschweige denn zu kämpfen. *Ich habe mir* meine Uniform selbst ausgesucht. Und trage sie Tag und Nacht — auch in Friedenszeiten!"

Wir hatten das Ende der Treppe, den Fuß der Felsen, erreicht und gingen zurück zur befahrbaren Straße. Der Fremdenführer erzählte einige der bekanntesten Legenden, die mit den Externsteinen verbunden sind. "Erinnern Sie sich an den Steinblock, den ich Ihnen an der Nordseite der zweiten Klippe gezeigt habe", sagte er, "der, in dem noch einige Stufen zu sehen sind? Nun, er wird 'die Kanzel' genannt, und man sagt, dass Hermann der Befreier von dort aus seine letzten Befehle an seine Leutnants gab, bevor er im Jahr 9 den großen Sieg über Varus errang. Und ganz oben auf der vierten Klippe, auf der anderen Seite der Straße, kann man einen riesigen Block sehen, der aussieht, als würde er einstürzen. Er wird "*der Wackelstein"* genannt. Es gibt viele Legenden über ihn. Eine davon besagt, dass der Teufel, wütend darüber, dass der christliche Kult diese Felsen erobert hatte, diesen Stein auf den Priester warf, den er auf der Schwelle der ehemaligen Sonnenkammer, damals eine christliche Kapelle, auf der Spitze des zweiten Felsens sah. Doch die Kraft des Kreuzes bewirkte, dass der Stein eine andere Richtung einschlug und auf dem Gipfel des Felsens landete, wo wir ihn heute noch sehen können. Der Stein ist wackelig, denn der besiegte Teufel drohte, dass er eines Tages herunterfallen und eine Frau aus Horn oder, nach einer anderen Version der Legende, die letzte Prinzessin von Lippe töten würde. Der Widerstand gegen das Christentum wurde immer als Werk des Teufels dargestellt (und von frommen Christen aus Angst verherrlicht). Und so gibt es in diesem und anderen Teilen Deutschlands viele 'Teufelssteine' und 'Teufelslöcher' usw...".

"Ja", sagte ich, "nirgendwo in Europa und an wenigen Orten in der Welt war das Christentum mit einem so großen und so bewussten Widerstand konfrontiert wie hier...“ Und ich fügte hinzu: "*Das* ist gerade einer der Gründe, warum Deutschland es verdient, die Führung des zukünftigen Europas zu übernehmen, das, wie ich hoffe, wieder ein naturverbundener und gesund

lebender arischer Kontinent sein wird, frei von jüdischen Märchen, wie auch von jeder Art von jüdischem Einfluss."

Die drei Männer — auch der Fremdenführer — sahen mich erstaunt an. Aber es war nicht so sehr das, *was* ich gesagt hatte, sondern die Leidenschaft, mit der ich gesprochen hatte, die sie verblüffte. Jahre — vielleicht Jahrhunderte — der Verbitterung, die beim Anblick des Zerstörungswerks Karls des Großen plötzlich und gewaltsam ins volle Bewusstsein gedrungen war, hatten dem Ton meiner Stimme eine seltsame Kraft verliehen.

Im Osten war der Himmel dunkel geworden — tiefblau. während der westliche Horizont noch leuchtete und schwach, sehr schwach, golden war. Die Felsen der Sonne ragten über uns und über die umliegende Landschaft, schwarz vor diesem blassen Hintergrund. Ihre Wunden, die immerwährende Erinnerung an die größte Niederlage der deutschen Geschichte, waren nicht mehr zu sehen. Und auch die christlichen Figuren, die auf ihrer verstümmelten Oberfläche angebracht waren, und das Kreuz selbst — das byzantinische Kreuz — waren in der rasch zunehmenden Dunkelheit verschwunden. Hinter den Fenstern des Gästehauses in der Nachbarschaft waren Lichter erschienen.

"Ich bin froh, dass ich gekommen bin", wiederholte der junge Engländer und blickte zu den Felsen hinauf, "und ich hoffe, es ist nicht das letzte Mal."

"Wer weiß? Vielleicht auch nicht", antwortete ich. Ich dachte an den Krieg und an offene Feindseligkeit gegen die verfluchten Besatzungstruppen — an Dinge, die ich selbst gerne tun würde. Aber der junge Mann bemerkte die Ironie in meiner Stimme nicht. Ich fügte hinzu: "Du bist als Student gekommen, um Deutschland zu sehen, wie es wirklich ist. Sehen Sie, wie schön es ist! Sehen Sie sich die Landschaft an — und die Menschen. Und werfen Sie auch einen Blick auf die Zerstörungen, die Ihre Landsleute hier angerichtet haben, 'um Polen zu verteidigen', wie sie sagen, — in Wirklichkeit, um den Juden zu gefallen. Und denken Sie daran, dass Sie eine Frau indoeuropäischer Abstammung kennengelernt haben, — eine Frau Ihrer eigenen Rasse — die Deutschland liebt und die frei ist von der christlichen Werteskala, mehr noch als vom Glauben an die Dogmen irgendeiner christlichen Kirche."

"Ich glaube, ich beginne zu verstehen, was Ihre Philosophie ist, oder vielmehr, wie Sie sagen, Ihr Glaube", sagte der junge Mann.

"Es ist schwer zu sagen, inwieweit man Dinge versteht, von denen man nicht klar sprechen kann", antwortete ich. "Und es gibt keine wichtige Frage, kein lebenswichtiges Problem, von dem man hier klar sprechen kann, denn dies ist kein freies Land. Vergiss auch das nicht. Und vergessen Sie nicht, dies der sogenannten 'freien Welt' zu sagen, die Meister Churchill gerne von uns verteidigt sehen möchte."

Wir trennten uns. Der junge Mann und sein Begleiter und der Führer gingen ihrer Wege. Ich blieb bei den Felsen.

Allein ging ich die Treppe hinauf, die über die dritte Klippe zur Kammer der Sonne auf der Spitze der zweiten führte. Mitten auf der Brücke zwischen den beiden Klippen hielt ich inne, um mich zu verzaubern: Hinter dem dunklen Block mit der runden Öffnung war der Mond aufgegangen: ein heller Vollmond, honigfarben, am tiefblauen Himmel über den fernen bewaldeten Hügeln. Der Himmel war auf seltsame Weise durchsichtig geworden. Und der See und der Wald und die ganze Landschaft mit ihren schärferen Konturen und größeren Licht- und Schattenkontrasten hatten eine geisterhafte Unwirklichkeit angenommen. Und die Hälfte des Pflasters des Heiligtums und die riesigen flachen Felsflächen, die die Stelle markierten, an der die Spitze der Klippe zerrissen worden war, waren von Mondlicht durchflutet — dem Licht der Toten. Mir gegenüber, hoch in der Spalte zwischen den beiden schrägen Platten, konnte ich deutlich die beiden verrosteten Eisenringe erkennen, die einst — vor nicht allzu langer Zeit — den Stab der stolzen Hakenkreuzfahne hielten, die über diesen Felsen flatterte.

Ich hielt den Atem an angesichts der Schönheit der mondbeschienenen Klippen in ihrer mondbeschienenen Umgebung aus Wasser und Wald, Hügeln und Himmel. Und gleichzeitig erschauderte ich, als hätte sich ihre ehrfurchtgebietende Heiligkeit durch die Berührung der geheimnisvollen Silberstrahlen verzehnfacht.

Das Innere der gewölbten Kammer, die völlig im Schatten lag, war so dunkel wie die Heiligtümer aller indischen Tempel, die ich gesehen hatte — eines jener fensterlosen Heiligtümer, in die nur Brahmanen, echte oder vermeintliche Söhne der schönen arischen Eroberer von einst, eindringen dürfen. Ich konnte nicht sehen, wie der Stein darin stand. Und die runde Öffnung, durch die der reine Mondhimmel schien, sah aus wie ein zweiter, blasserer Mond — ein seltsamer Mond ohne Strahlen, der in absoluter Dunkelheit hing.

Ich betrat den gepflasterten Platz vor dem gewölbten Raum — den äußeren Teil des zerstörten Heiligtums. Und plötzlich war ich mir in einem unermesslich größeren Ausmaß als am Tag bewusst, dass es eine *Ruine* war. Ich hatte es gewusst. Aber ich hatte es nicht — zumindest nicht in dieser Intensität — als solches *empfunden*. Blitzartig erinnerte ich mich an den Anblick der zerrissenen und verkohlten Mauern des gemarterten Hamburgs, — die ersten Ruinen, die ich in Deutschland auf meiner ersten, unvergesslichen Reise 1948 gesehen hatte. Und noch einmal die beiden Kriege, der von Karl dem Großen gegen die Sachsen und der der Welt gegen das Dritte Reich; — die beiden Kreuzzüge: der eine gegen das germanische Heidentum, der andere, zwölfhundert Jahre später, gegen den Nationalsozialismus: Germanisch-heidnische Weisheit in ihrer neuen Form — erschienen mir als parallele Angriffe der immerwährenden dunklen Mächte gegen die immerwährende Hochburg der arischen Werte im Westen: Deutschland.

Ich stand im Heiligtum der Sonne und vielleicht auch des Mondes — in der Hochburg der ewigen Religion des Lichts und des Lebens, die in ihren letzten und besten Vertretern im Westen seit fast zwölfhundert Jahren verfolgt wird. Hätte ich nicht mein ganzes Leben lang für diesen Ruhmesglauben und für die arische Rasse gekämpft, gegen jede Art von menschengemachter und menschenbezogener Gleichheitslehre, die direkt oder indirekt dem uralten Vater der Lüge — dem Juden — entsprungen ist, — ich hätte Angst gehabt, einen Schritt weiter zu gehen. Die pechschwarze Dunkelheit des gewölbten Raumes hatte im Gegensatz zu der grellen Helligkeit der Wände und des Bodens des Heiligtums und der runden Öffnung etwas Abweisendes. Es war, ich wiederhole, wie die heilige Dunkelheit der innersten Kammern der Tempel des alten Aryavarta, — Indien, — das einzige Land der Welt, in dem arische Götter noch einen öffentlichen Kult empfangen. Ich erinnerte mich an die Schilder, die heute — oder zu meiner Zeit — in dem fernen Land auf dem Weg zu solchen Heiligtümern aufgestellt sind: "Kein Zutritt für Unberührbare, Mohammedaner, Europäer, Eurasier" — für diejenigen, deren Blut vermischt ist, und für diejenigen, die sich zu einem Glauben bekennen (oder bekennen sollen), der die göttliche Hierarchie der Rassen leugnet und praktisch zur Vermischung des Blutes führt. Als ich einmal auf dem Goldenen Felsen von Trichinopoli beim Anblick eines solchen Schildes zögerte, weiterzugehen, sagte mir ein herumstehender Brahmane: "Geh ruhig hinein; der Zettel ist nicht für dich!" Hier sagte mir die geheimnisvolle Gegenwart derer, die bei der Verteidigung dieser heiligen Felsen gegen die Kreuzfahrer Karls des Großen gestorben waren (und derer, die weiterlebten und vergeblich auf Rache warteten), und die heidnische Seele der Felsen selbst, die ich *spürte*, etwas über das Innere: "Gespenstisches Licht und abweisende Dunkelheit sollen *dich* nicht fernhalten. Komm! Seit Anbeginn der Zeit warst du auf unserer Seite!"

Ich trat nach vorne und war mir der Feierlichkeit des Augenblicks bewusst, aber auch glücklich, als ob ich wirklich ein besonderes Privileg genossen hätte.

Ich ging auf die gewölbte Kammer zu, berührte mit der rechten Hand den Rand des steinernen Gestells in der Mitte; hob den Arm in der rituellen Geste von gestern und vor langer Zeit — der Sonne. Lange Zeit *sagte* ich nichts. Ich dachte: "Mondlicht — reflektiertes Licht der Sonne; — Licht der Toten. Alles hat eine Bedeutung auf dieser meiner Pilgerreise, und es ist kein Zufall, dass ich den Mond über diesen Felsen aufgehen sah. Wir sind tot, wir modernen Kinder der Sonne, Anhänger von Adolf Hitler, der ewig lebt. Wir sind tot... oder zumindest glaubt die Welt, dass wir tot sind. Es herrscht Stille um uns, wie um die Toten. Um Ihn herrscht Schweigen: das Schweigen der abergläubischen Angst oder der vergötternden Liebe — oder der leichtfertigen Gleichgültigkeit. Unsere Feinde erwähnen Ihn so selten, wie sie können, in ihren Hassreden. Viele gehen ihren Weg, als hätte er nie gelebt. Und wir sprechen nicht von ihm, auch nicht unter uns, außer mit leiser Stimme, — wie man auf einem Friedhof spricht. Die Nacht

des Todes hat sich vor mehr als acht Jahren über uns geschlossen, und der Mond wirft seine fahlen Strahlen und seinen Frieden über uns: den Frieden des Schlafes, der Vergessenheit ist; den Frieden dessen, was der Vergangenheit angehört.

"Aber die magische Stille und Sanftheit der Dämmerung haben keine Wirkung auf uns. Wir bleiben hellwach und warten auf den kommenden Sonnenaufgang; auf den Tag, an dem wir uns erheben werden, mit dem Banner in der Hand, auf dem das Rad der Sonne prangt, und... unsere Rache nehmen. Wir wissen, dass wir am Leben sind, auch wenn die Welt es leugnet. In der Tat tun wir alles, was wir können, damit die Welt sie weiterhin ignoriert, damit wir ihre Vergesslichkeit ausnutzen und uns für den kommenden Kampf rüsten und uns würdig machen, den kommenden Sonnenaufgang zu begrüßen. Wir wissen, dass wir am Leben sind. *Ich* weiß es jetzt — ich, der ich drei Jahre lang in absoluter Verzweiflung lebte und an das Märchen von unserem Tod glaubte. Aber wir wissen, dass die Nacht ihre Zeit dauern muss, bevor das Purpur der Morgendämmerung erscheinen kann. Wir erleben jetzt die Nacht: die Nacht der Verfolgung in ihrer subtilsten Form — der Versuch unserer Feinde, uns und unseren Führer und alle unsere Märtyrer und alles, was wir lieben und wofür wir stehen, in Vergessenheit geraten zu lassen — und die Nacht der Gleichgültigkeit bei Millionen von Menschen, die einst mit uns gegangen sind. Aber wir wissen, dass sie ein Ende haben wird und dass der anbrechende Tag unser Tag sein wird, vorausgesetzt, wir haben unseren Glauben bewahrt und sind bereit. *Ich weiß es.* Und diese Felsen — auch das weiß ich — sind unser geistiges Zentrum. Deshalb musste ich den Mond über ihnen aufgehen sehen, als Symbol für die Nacht des Lebens im Tod, in der wir stehen. Eines Tages werde ich die Herrlichkeit der Morgendämmerung über dieser heiligen Landschaft sehen und die Hakenkreuzflagge wieder über dem wiederhergestellten Hochsitz der Sonne flattern."

Und ich fügte flüsternd hinzu, den Arm noch immer über den steinernen Stand wie über einen Altar ausgestreckt: "Möge es so sein — ich flehe euch an, Kräfte des Lichts und des Lebens, die ihr uns helfen werdet, die letzte Schlacht zu gewinnen! In der Zwischenzeit helft uns, unseren Glauben zu bewahren und ihm gerecht zu werden inmitten dieser feindlichen Welt, die wir eines Tages zerstören werden. Hilf uns, die klare und lebendige Vision der neuen Welt zu bewahren, die wir eines Tages aufbauen werden. Und beschütze unseren geliebten Führer, wo immer er auch sein mag, in welcher Gestalt auch immer: sichtbar oder unsichtbar! Heil Hitler!"

Ein Hochgefühl durchlief meinen Körper, als hätte ich *etwas* für die Rückkehr des Nationalsozialismus an die Macht getan. Ich fühlte zumindest — so seltsam und völlig nutzlos meine Geste auch erscheinen mag — dass ich das einzige getan hatte, was ich jetzt tun konnte.

Und ich ging langsam zurück — über die Brücke zwischen den beiden Felsen und die vom Mondlicht durchfluteten Stufen hinunter und die einsame Straße nach Horn entlang.

Die Externsteine, 30. Oktober 1953

Es muss etwa fünf Uhr morgens gewesen sein, vielleicht zwischen fünf und halb sechs. Es war völlig dunkel. Und es war feucht; — neblig. Ich hatte die Nacht in Horn verbracht und ging jetzt die Straße entlang, die von dort zu den Externsteinen führt.

Seit Monaten — nein, seit Jahren, eigentlich seit dem letzten deutschen Sieg im Krieg — war ich nicht mehr so glücklich gewesen wie jetzt. Ich dachte an das Treffen, das ich am Abend zuvor in einer anderen Stadt besucht hatte. Oh, eine sehr begrenzte Versammlung (nur acht oder zehn Personen) und keineswegs eine öffentliche; keine von denen, die man in den Zeitungen und im Rundfunk anpreist; sondern eine wirkliche Versammlung von treuen Kämpfern in Zeiten der Verfolgung; eine Versammlung, deren Typus eines Tages, in kommenden Jahrhunderten, zum legendären, klassischen der "dunklen Tage nach der Katastrophe von 1945" werden würde — als unser nationalsozialistischer Glaube *der* unbestrittene Glaube der arischen Menschheit sein würde.

Ich erinnerte mich zum tausendsten Mal an die Worte, die der Genosse F. F., ein Süddeutscher, bei diesem Treffen an mich gerichtet hatte: "Du hast recht: Bis 1945 waren wir eine Partei — und leider, auch in der Einschätzung einiger von uns, die es besser hätten wissen müssen, nichts als eine Partei. *Jetzt* sind wir uns unserer wahren Bedeutung und unserer wahren Mission bewusst geworden: Wir sind die ersten Gläubigen eines neuen großen Glaubens."

Dreißig Jahre hatte ich darauf gewartet, diese Worte von einem Deutschen zu hören. Und Tränen hatten meine Augen gefüllt, als ich sie endlich gehört hatte. So deutlich wie möglich hatte ich den wenigen treuen Anhängern unseres Führers, die sich versammelt hatten, um zu hören, was ich zu sagen hatte, meine persönliche Auffassung von der unendlich viel mehr als nur politischen Bedeutung des Nationalsozialismus erklärt: meine Erfahrung mit ihm als einer Religion, die frei von wolkigen metaphysischen Annahmen ist, ja, als *die* besondere Form der Religion des Lebens, die für eine technisch fortgeschrittene, moderne arische Gesellschaft geeignet ist. "Mir geht es nicht wirklich um 'Politik'", hatte ich gesagt. "Es sind die nationalsozialistische *Weltanschauung* als solche und die Persönlichkeit Adolf Hitlers, die mich angezogen haben. Ich will nur dazu beitragen, unsere *Weltanschauung* zur Grundlage einer neuen Mentalität und eines neuen Lebens im Westen zu machen und sie mit einer neuen Form der Frömmigkeit zu verbinden, in deren Mittelpunkt unser Führer als der

immerwährende Erlöser steht — derjenige, der wiederkommt — und sein Volk als die privilegierte Elite der privilegierten Rasse; die Nation, die alles aufs Spiel gesetzt hat, um der arischen Menschheit den Weg des Lebens in Wahrheit, Schönheit und Macht zu zeigen...“

Und der Genosse F. F., der Landsmann von Seyss-Inquart, aber auch der von Franz Holzweber und Otto Planetta und vor allem der unseres Führers, hatte mir zugestimmt und geantwortet: "Sie haben recht. Sie sind, so seltsam das auch erscheinen mag, der wahre Politiker der Zukunft. Denn in der Zukunft wird die "Politik" nicht mehr vom Glauben und vom Leben getrennt sein. Und der wahre Politiker wird... der engagierte Asket im wahrsten Sinne des Wortes sein...“

"Die katholische Kirche weiß das seit Jahrhunderten", bemerkte ich und fügte hinzu: "Dann glauben Sie wirklich, dass wir der neue Weg und die neue Kirche sind — die neue große Welle des Glaubens, vergleichbar mit der, die die ersten Christen getragen hat, wie ich es mir immer so sehr gewünscht habe?"

"Ehrlich gesagt, ja", hatte Genosse F. F. geantwortet.

Und ich hatte mich plötzlich leicht und frei und stark gefühlt — als wären mir Flügel gewachsen. Ich hatte mich ungefähr so gefühlt wie vor mehr als fünf Jahren, nachdem Sven Hedin mich davon überzeugt hatte, dass wir eine Zukunft *haben*, und mich aus der Tiefe der Verzweiflung in ein neues Leben gehoben hatte. Es war so gut, als hätte Genosse F. F. zu mir gesagt: "Du bist unsterblich!" Seitdem denke ich immer wieder an diese Begegnung. Ich konnte nicht umhin, daran zu denken. Noch bevor es zu Ende war, hatte ich in meinem Herzen beschlossen, dass ich auf dem Rückweg die Externsteine noch einmal sehen und den Sonnenaufgang vom Hochplatz auf der zweiten Klippe grüßen würde. Irgendetwas sagte mir, dass ich wieder dorthin gehen und neue geistige Energie tanken musste, *jetzt*, da ich wusste — jetzt, wo man *es mir* ausdrücklich *gesagt hatte.* dass mein Leben nicht nur in meinen eigenen Augen, sondern objektiv, *historisch* gesehen, einen Sinn hatte.

Und nun... Ich setzte meinen Plan in die Tat um: Ich wollte mich — und den Nationalsozialismus — auf geheimnisvolle, *rituelle*, magische Weise an Deutschlands fernste Vergangenheit binden, ja, an das ewige Selbst der arischen Menschheit und an das Wesen der arischen Weisheit, durch die unsterbliche, mächtige Heiligkeit der Sonnenfelsen.

Ich lief schnell in der Dunkelheit, im Nebel. Eine unaussprechliche Begeisterung trieb mich vorwärts. Die göttlichen Flügel, die ich an jenem unvergesslichen Abend des 28. Oktobers wachsen fühlte, trugen mich, — denn ich war mir insgeheim sicher, dass der Genosse F. F. recht hatte.

Von allen Gefühlen, die man in dieser Welt erleben kann, gibt es, zumindest was mich betrifft, keines, das so schön ist wie das Bewusstsein der Macht. Und die schönste Form eines solchen Bewusstseins ist die Gewissheit, dass man unsterblich und Herr der Zukunft ist — natürlich *nicht persönlich* unsterblich; *auch nicht durch seine Werke*, unter seinem individuellen Namen; aber

unsterblich in der großen historischen Bewegung, mit der man sich identifiziert hat; in dem großen neuen Glauben von Millionen von Menschen, der der glorreiche Ausdruck des eigenen höheren und besseren Selbst ist; Die Gewissheit, dass die eigenen Träume Wirklichkeit werden und dass die Wahrheit, die man gelebt hat und lebt, die herrschende Wahrheit, die unbestrittene moralische und geistige Grundlage der Zivilisation, eine für den eigenen Glauben eroberte Welt ist, Jahrhunderte und Jahrtausende, nachdem das eigene unbedeutende physische Ich zu Staub geworden und das eigene persönliche Wirken vergessen ist.

Zum ersten Mal seit der Katastrophe von 1945 *fühlte ich mich* in diesem Sinne unsterblich, und ich war glücklich. Die Welt, die ich bisher gekannt und gehasst hatte, diese Nachkriegswelt mit ihrem Geschwätz von "Freiheit", "Menschenrechten" und "Frieden", mit ihrem schalen, aufgewärmten Christentum und ihrer stinkenden Demokratie, erschien mir jetzt wie ein vorübergehender Alptraum, unbeständiger, unwirklicher als die flüchtigen Lichter und Schatten, die ab und zu aus dem Nebel auftauchten und wieder verschwanden (wenn irgendwo am Straßenrand eine Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde oder ein einsames Fahrrad vorbeifuhr). Und mein eigenes Leben des erzwungenen Schweigens und des ständigen Scheiterns war nicht mehr als ein nicht erwähnenswertes Detail innerhalb des endlosen Lebens meines größeren, wahreren Ichs: des erwachenden Aryandoms, dessen Geschichte die unseres nationalsozialistischen Glaubens ist.

"In etwa einer Stunde", dachte ich, "werde ich die aufgehende Sonne von dem alten Sonnenhimmel grüßen, über dem in längst vergangenen Zeiten die goldene Irminsul glitzerte; über dem noch vor weniger als neun Jahren die Hakenkreuzfahne flatterte... Ich werde die aufgehende Sonne grüßen... und den Traum meines Lebens mit dem Siegel der Ewigkeit versehen."

Der Nebel löste sich langsam auf, als ich die heiligen Felsen erreichte. Aber der Himmel war immer noch bewölkt, und es hatte zu nieseln begonnen. Offensichtlich würde ich den Sonnenaufgang nicht *sehen können*. Aber etwas in meinem Inneren sagte mir: "Und doch *wird* die Sonne *aufgehen*, und du, ich werde bei ihrem Aufgang *dabei* sein, auch wenn du sie nicht sehen kannst." Und ich dachte: "Auch wir gehen auf — werden uns unserer Kraft wieder bewusst — obwohl die Welt uns nicht *sehen* kann... Ich habe gesehen, wie der Mond über diesen Felsen aufgeht und die Nacht beginnt, was den Beginn der langen Nacht symbolisiert, in der wir all diese Jahre gelebt haben. Ich werde nun dabei sein, wenn die Sonne am Himmel aufsteigt, unsichtbar hinter den Wolken, als Symbol für unseren langsamen, stillen, unsichtbaren — unbemerkten — zweiten Aufstieg hinter dem Schirm des Weltgeschehens, in der Verborgenheit unseres verborgenen Lebens; in Erwartung der Zeit, in der die Wolken aufreißen und wir wieder im Tageslicht erscheinen werden. Ich werde hier symbolisch unsere

tragische Geschichte leben und die jahrhundertealten heidnischen Energien wecken, die in diesen Steinen gespeichert sind, damit sie in unserem kommenden Kampf einen neuen Ausdruck finden und wir aus ihnen die Gewissheit der Unvergänglichkeit schöpfen können."

Erst der Tod und dann die Auferstehung; erst das kalte Grab im Herzen des Felsens und dann der Gruß der Sonne von der Höhe...

Eine unwiderstehliche Kraft trieb mich dorthin, wo ich hingehen sollte: die Gasse entlang, die zu dem Steinsarg führte, in dem — so hatte mir der Führer erzählt — die Eingeweihten vergangener Zeiten eine Nacht in übernatürlichem Schlaf zu verbringen pflegten. Es kam nicht in Frage, dass ich es den Weisen nachmachte. Ich bin keine Seele auf der Suche nach reiner Weisheit, sondern lediglich ein Kämpfer, dessen Aufgabe es ist, die Größe meines Führers und die Ewigkeit seiner Botschaft zu bezeugen und mit allen Mitteln, einschließlich der subtilen Kraft von Haltung, Geste und Wort, zu seinem Triumph beizutragen.

Ich erreichte den Sarg im Felsengewölbe, schaute eine Weile auf den See und lauschte dem Rauschen seiner Wellen in der Dunkelheit. Das Geräusch war endlos und eintönig wie das Vergehen einer ereignislosen Zeit. "Ich muss hier liegen, wenigstens für ein paar Minuten", dachte ich und berührte den Rand des kalten, feuchten Steins. "Ich muss hier liegen, in der Kälte und in der Dunkelheit, so wie *wir* in den letzten neun Jahren in der Auslöschung der Niederlage gelegen haben..."Und ich zog meine Schuhe aus und trat in den Sarg. Ein eiskaltes Gefühl durchlief mich, als ob in Wirklichkeit etwas von der Macht des Todes von dem Stein ausging. Dann, als ich mich in der Haltung der Toten auf den Rücken legte, sah ich deutlich (manche werden glauben, dass ich es mir einbildete, aber ich weiß, dass ich es sah) einen violetten Funken — einen winzigen Blitz — aus dem dunklen Felsgewölbe über meinem Kopf aufblitzen. Und ich erschauderte, als wäre dies ein Zeichen, dass die verborgenen Mächte *wussten*, was ich tat...

Ich konnte weder das Rauschen der Wellen des Sees noch das der Regentropfen oder überhaupt *irgendein* Geräusch hören, nicht einmal das meines eigenen Atems. Eine Zeit lang war ich völlig isoliert von der Umgebung und von meinem eigenen Körper. Meine Füße und Beine waren eiskalt und schwer. Und ich spürte, wie die Kälte langsam und unwiderstehlich in mich eindrang. Aber der brennende Geist lebte in meinem Herzen und in meinem Kopf, und ich betete inständig. "Verborgene Mächte, die alles Sichtbare und Greifbare lenken", sagte ich mit einer Stimme, die klang, als sei sie nicht die meine: "Allwirksame wirkliche Ursachen hinter den offensichtlichen Ursachen aller Ereignisse, hilf mir, den Sinn unserer vorübergehenden Niederlage zu verstehen; den Sinn der Leiden meiner Kameraden und Vorgesetzten und unseres geliebten Führers selbst, im Schema der Dinge. Und möge ich dieses Wissen nutzen, um die Wiederbelebung, Stärkung und Ausbreitung unseres nationalsozialistischen Glaubens voranzutreiben, in Deutschland, in Europa, in der Welt, — überall dort, wo es Menschen arischen Blutes gibt!"

Dann versank mein Geist in meditative Stille. Wie lange verharrte ich in der Haltung des Todes auf dem Boden des Steinsarges? Ich konnte es nicht sagen. Es war nicht mehr dunkel, als ich hinaustrat.

Ich ging geradewegs auf die Spitze des zweiten Felsens, auf dem die Kammer der Sonne steht.

Es regnete. Der größte Teil des Fußbodens des Heiligtums (alles, was nicht durch die überhängenden Felsplatten geschützt war) war nass. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. (Gerade eben, bevor ich hinaufkam, hatte ich einen Mann auf der Straße gefragt, wie spät es sei, und er hatte geantwortet: "Halb sieben." Ich hatte also noch eine halbe Stunde zu warten.) Und wenn er aufgehen würde, würde ich ihn nicht sehen. Aber wenigstens würde ich da sein, vor dem lange entweihten Gewölbe stehen wie vor einem Allerheiligsten, die Heiligkeit des Augenblicks und des Ortes *spüren*... und an die Symbolik des Sonnenaufgangs denken, den man nicht sehen kann, der aber da ist und trotz allem einen neuen Tag bringt.

In der Zwischenzeit stand ich in der Nische der gegenüberliegenden Wand, wo es trocken war. Und ich wartete, dachte an die ferne und die jüngste Vergangenheit, an unser heutiges Nichts und doch an unsere Hoffnungen, an unsere immerwährende Bedeutung und erinnerte mich an die Worte von F. F., die mir immer wieder einfielen als Ausdruck einer jener grundlegenden Gewissheiten, die das Leben auch unter den schlimmsten Umständen lebenswert machen: "Bis 1945 waren wir eine Partei. Seit 1945 sind wir die früheste Gemeinschaft von Gläubigen eines neuen Glaubens geworden — oder besser gesagt, wir sind uns bewusst geworden, dass wir das, und nur *das*, von Anfang an waren."

"Ein neuer Glaube", dachte ich; "oder vielmehr, wie ich selbst so oft gesagt und geschrieben habe, ein sehr alter: die immerwährende Religion des Lichts und des Lebens in ihrer modernen, germanischen Form."

Ich war hierher gekommen, um diese moderne Form davon in die älteste arische Tradition von Ost und West zu integrieren: die Tradition des alten, heiligen Mitternachtslandes, aus dem unsere Rasse stammt.

Es lag ein Friede in der Luft, ein Friede, wie ich ihn vor mehr als sechs Monaten auf dem einsamen Friedhof von Leonding, wo die Eltern des Führers begraben sind, und in der Kirche, in der seine Mutter zu knien und zu beten pflegte, erlebt hatte; nicht der Friede des Todes, sondern der des ewigen Lebens. Und auch in mir herrschte Frieden, denn ich spürte, dass ich mein Bestes getan hatte und tat. Und ich wusste, dass ich ewig leben werde — vergessen, ohne Zweifel, aber dennoch auf unpersönliche Weise gegenwärtig: in der zunehmenden

Herrlichkeit meines Führers; in der sich ausbreitenden Herrschaft aller, die ich liebe.

Es kam ein Moment, in dem mir bewusst wurde, dass es "an der Zeit" war; dass die aufgehende Sonne hinter dem Nebel und den Wolken den östlichen Horizont erreicht hatte — es konnte nicht anders sein.

Ich ging zu der gewölbten Kammer und stellte mich davor, den rechten Arm in Richtung der Sonne ausgestreckt. Und ich habe gebetet. Zu wem? Zu dem, der keinen Namen hat; zu dem, der ist und bleibt, hinter den Formen und Farben und Klängen, die vergehen; zu dem, dessen Gedanke der Seele die Gelassenheit gibt, ohne die es kein losgelöstes Handeln geben kann.

"Herr der unsichtbaren Mächte, den ich nicht kenne und nicht fassen kann, dessen Majestät ich aber in der ewigen Ordnung der Natur und in der heroischen Schönheit des Lebens meiner Kameraden — Deiner Offenbarung — verehre, — hilf uns, Nationalsozialisten, Deine Wahrheit in unseren Herzen zu bewahren und eines Tages die wirkliche Neue Ordnung unseres Führers, den irdischen Abglanz Deiner unbarmherzigen kosmischen Harmonie, ins Leben zu rufen! Gib uns Deine unpersönliche Weisheit, damit wir besser verstehen, wonach er gestrebt hat, wonach wir in seinem Namen und aus Liebe zu ihm, der Du bist, und aus Liebe zu Dir, der Du in menschlichem Gewand zurückgekommen bist, in ihm und für immer in ihm leuchtest, streben sollten! Hilf mir, ein würdigeres Werkzeug in Deiner Macht zu sein, eine wirksamere Quelle der Inspiration und Erbauung für meine Brüder im Glauben, ein besserer Arier und ein besserer Nationalsozialist!"

Ich nahm meine goldenen Ohrringe in Form von Hakenkreuzen ab, meine goldene Brosche in Form einer Scheibe mit Strahlen, die in Händen enden — Aton; Hitze, die Licht ist; Licht, das Hitze ist. meine letzten kostbaren Besitztümer, und legte sie auf den Steinständer: "Hilf mir, mich daran zu erinnern, dass sie nicht mir gehören, sondern meinem Führer und seinem Volk", sagte ich; "hilf mir, mich daran zu erinnern, dass nichts, was ich habe oder jemals haben werde, mir gehört, sondern Ihm und ihnen — nichts, auch nicht mein Körper, mein Leben, mein weiteres Leben, falls es eines gibt. Möge ich, wenn nötig, diese so bereitwillig geben, wie ich den Rest von allem, was ich hatte, gegeben habe!"

Ich hob meinen Arm ein wenig höher und sprach dreimal die heiligen Sanskrit-Worte, die ich einst in der Tiefe der Verzweiflung wiederholt hatte, als ich den Weg der Loslösung suchte: "Aum Shivayam! Aum Rudrayam!" Und dann, nach einem kurzen Schweigen, fügte ich hinzu, das Neue mit dem Ewigen verbindend — der moderne deutsche Ausdruck des ewigen arischen Glaubens, mit seinem alten indischen,: "Heil Hitler!"

Meine Ohrringe lagen, einer auf jeder Seite der Goldbrosche. Ich steckte den, der auf der rechten Seite war, auf die linke Seite und den, der auf der linken Seite war, auf die rechte Seite. Und ich wiederholte das alte und das neue Wort. Dann änderte ich noch einmal die Position der beiden goldenen Hakenkreuze und setzte das eine über, das andere unter die goldene Sonne, deren Strahlen in Händen

enden. Und zum dritten Mal sprach ich die Sanskrit- und die deutschen Worte aus, als würde ich symbolisch die geistigen Grundlagen für das erweiterte Großreich legen, das das ganze Aryandom umfassen wird.

Dann holte ich aus meiner Tasche das letzte Exemplar der Flugblätter, die ich 1948 und 1949 in Deutschland verteilt hatte, ein gedrucktes Exemplar von *"Gold im Ofen"* und "*Trotz"*, ein maschinengeschriebenes Exemplar meiner Prosa-Gedichte *"Für immer und ewig"*, ein maschinengeschriebenes Exemplar des Anfangs von *"Der Blitz und die Sonne"* und das Manuskript dieses Buches: die wichtigsten Dinge, die ich in direktem Zusammenhang mit unserem Kampf nach dem Krieg geschrieben hatte. Und wieder streckte ich meinen Arm aus und betete: "Hilf mir, wirksam und nachhaltig zur Auferstehung, zum Triumph und zur Ausbreitung und endgültigen Etablierung des Nationalsozialismus in Deutschland, im Westen, in der Welt, wo immer es Menschen arischen Blutes gibt, beizutragen. Hilf mir, die Zeit zu beschleunigen, in der die stolze Hakenkreuzfahne wieder über diesen heiligen Felsen wehen wird, in der diese Felsen als Deutschlands geistiger Mittelpunkt und Deutschland — das Vaterland des modernen Erlösers — als das heilige Land der nordischen Menschheit, das allen Ariern heilig ist, geehrt werden! Hilf mir, dies zu erreichen durch alles, was ich denke und fühle; durch alles, was ich sage oder unterlasse zu sagen; durch alles, was ich tue oder tun werde; durch alles, was ich geschrieben habe; alles, was ich schreibe; alles, was ich jemals schreiben werde; durch alles, was ich *bin*!"

Einen Moment lang stellte ich mir vor, wie die Falten der rot-weiß-schwarzen Hakenkreuzfahne über meinem Kopf flatterten — über dem Sonnenfelsen und dem Teutoburger Wald, an der Stelle der einstigen glanzvollen Irminsul. Vielleicht war der Führer verraten, die Partei verleumdet, Deutschland besiegt, die Fahne der Herrlichkeit beleidigt und in den Dreck getreten worden. Aber das alte Kreuz aus der Steinzeit, — das Sonnenrad, älter als die Irminsul selbst, — steht über Sieg und Niederlage. Eines Tages — so hoffte ich — würde es den gegenwärtigen und zukünftigen arischen Glauben an Blut und Boden mit den älteren Aspekten der ewigen kosmischen Religion verbinden und — so hoffte ich auch — alle Arier zu einem Großreich unter der Oberherrschaft des Besten vereinen.

"Oh, möge ich eine Rolle in diesem Erwachen des kollektiven Selbst meiner Rasse spielen, für das ich seit Tausenden von Jahren kämpfe", rief ich und vergaß mein winziges, unbedeutendes Selbst von gestern und heute und meine winzige Rolle in diesem großen Kampf, in dem flüchtigen, aber intensiven Bewusstsein einer Kontinuität der Absichten und Bemühungen durch Hunderte von Leben, deren Abfolge niemand beweisen kann, von der ich mich aber eine Zeit lang *sicher* fühlte. "Unsichtbare Mächte des Lichts, deren Glanz noch immer auf diesem hohen Platz und in jedem Winkel dieser heiligen Felsen wohnt, und in diesem historischen Wald und in diesem gesegneten Land — dem Vaterland meines Führers — hilf mir, dieses weltweite Erwachen der Arier mit der Lehre

meines Führers und mit seinem Kampf und mit seinem und seines Volkes Opfer zu verbinden; hilf mir, es mit der Geschichte seines Volkes zu verbinden: mit seiner Rolle als Vorhut des westlichen Aryandoms in seinem jahrhundertelangen Konflikt mit den dunklen Mächten!

"Und ihr, Krieger, die ihr bei der Verteidigung dieser Sonnenfelsen gegen die Kreuzfahrer Karls des Großen nach Deutschland gestorben seid; und ihr, die ihr die Zerstörung des alten germanischen Glaubens überlebt habt und in der Verzweiflung, die tausendmal schlimmer ist als der Tod, gelebt und gestorben seid, *marschiert im Geiste in unseren Reihen* — neben Leo Schlageter und Horst Wessel, neben Holzweber und Planetta und den Märtyrern von München und Nürnberg; neben allen unseren Märtyrern! Lebe in mir, inspiriere mich, damit ich zur Gründung und zum Wachstum des neuen Glaubens beitrage, in dessen Licht die Welt unseren Hitler so sehen wird, wie er ist — als den, der wiederkommt — und ihm göttliche Ehre erweist. Hilf mir, ihm den Norden und den Süden zu geben, die Welt, von Pol zu Pol! Heil Hitler!"

Tränen füllten meine Augen. Und ein eisiger Schauer lief mir über den Rücken: ein seltsames und fast beängstigendes Gefühl von Größe trotz persönlicher Nichtigkeit; das Gefühl, dass die unsichtbaren Götter, die Deutschlands Schicksal lenken, meine Hingabe akzeptiert hatten, so wie der alte Kämpfer, Herr B. — mein Vorgesetzter, — fast ein halbes Jahr zuvor angenommen hatte, und dass nicht mehr *ich* lebte, sondern Adolf Hitler — und hinter ihm die kosmische Wahrheit. die in mir lebte; Adolf Hitler, der Retter der Besten und der Herrscher der Zukunft; und die kosmische Wahrheit, älter als die Sonne und die Sterne, der göttliche Atem seiner Bewegung und, jenseits des Ruhms und der Tragödie seiner politischen Karriere, die Essenz seiner ewigen Weisheit.

In meinem Herzen erinnerte ich mich an die Worte unseres Führers, die die nationalsozialistische Doktrin charakterisierten:...“keine neue Wahlparole, sondern eine neue Vision des Universums" — und in der Folge eine neue Lebensweise. Und ich wusste, dass ich selbst ein lebendiges Beispiel für die Richtigkeit dieser Worte war.

Ich meditierte noch zwei oder drei Stunden über die Idee des Nationalsozialismus, nicht nur als politisches System, sondern als Glaube, und als politisches System nur insofern, als die "Politik" — ein Aspekt des Lebens — von dem *Glauben* beherrscht wird, der das Leben eines Menschen oder einer Nation bestimmt.

Keine Touristen kamen, um mich in meinen Gedanken zu stören. Es regnete. Aber ich habe es erst hinterher bemerkt.

Endlich streckte ich noch einmal den rechten Arm aus und wiederholte aus tiefstem Herzen die gesegneten, zauberhaften Silben der Liebe und des Stolzes — den nun verbotenen Schrei des neuen Glaubens: — "Heil Hitler!"

Und ich ging über das nasse Pflaster, über die Brücke und die Treppe hinunter, — zurück ins normale Leben, — erfüllt von einem neuen Bewusstsein: einem überpersönlichen Bewusstsein von stiller, ungeahnter und doch unwiderstehlicher Macht; einer Macht von der Art der unbeugsamen Gesetze, die den Tanz von Leben und Tod im Sternenraum beherrschen.

Weitere Worte aus *Mein Kampf* kamen mir in den Sinn, die mir die Verheißung des Endsieges brachten — die Vision des Großen Reiches der Zukunft, trotz aller Bemühungen unserer Feinde, uns niederzuhalten: "... sein höheres Wesen hat der Mensch nicht den Ideen einiger verrückter Ideologen zu verdanken, sondern der Erkenntnis und gnadenlosen Anwendung eiserner Naturgesetze..."..."Ein Staat, der sich im Zeitalter der rassischen Verunreinigung der Förderung seiner besten rassischen Elemente widmet, wird im Laufe der Zeit zwangsläufig der Herr der Welt werden."

Beendet in Emsdetten-in-Westfalen (Deutschland)
am 6. Februar 1954.

Dieses E-Book wurde von den fleißigen Mitarbeitern des Savitri Devi Archivs zur Verfügung gestellt. Es kann natürlich von jedem kostenlos heruntergeladen und gelesen werden. Wenn Sie es jedoch auf Ihre eigene Website stellen wollen, vergewissern Sie sich bitte, dass Sie uns als Quelle angeben. Eine Verlinkung zum Savitri Devi Archiv wäre ebenfalls sehr erwünscht.